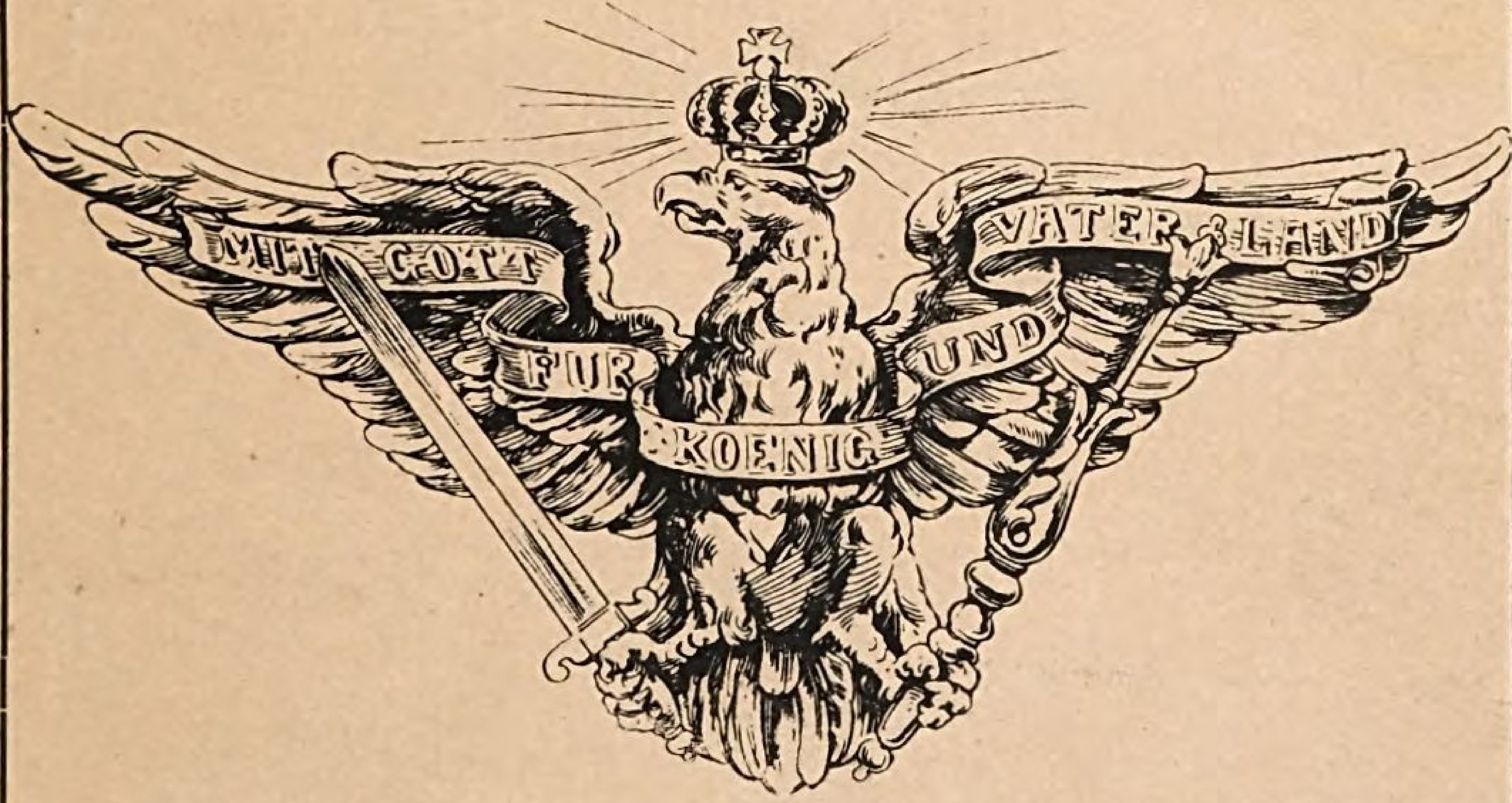
Otto Liebmann

Zur 25jährigen Gedenkfeier der Einnahme von Paris.

Vier Monate vor Paris



Belagerungstagebuch

eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment

München
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

Vier Monate vor Paris

1870—1871

Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen
im Gardefüsilierregiment

Zweite Auflage
zur
fünfundzwanzigjährigen Gedenkfeier der Einnahme von Paris

herausgegeben und mit einer Vorrede eingeleitet
von

Otto Liebmann

Mit einer Karte

München 1896
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorrede des Herausgebers.

Wenn ich bei Gelegenheit der Gedenkfeier des großen Krieges den Entschluß gefaßt habe, die nachstehende, vor vierundzwanzig Jahren anonym erschienene Schrift eines Combattanten neu herauszugeben, so wird die Voranschickung einiger Begleitungsworte angemessen sein. Was den ungenannten Verfasser des Tagebuchs betrifft, so geht ja schon aus der Existenz dieser Zeilen hervor, daß er mir kein Fremder ist. Ich kenne ihn ziemlich genau; genauer als Andere; ich stehe ihm so nahe, daß es mir leicht gewesen sein würde, Vollmacht zu beliebig vielen Abänderungen an seiner Schrift zu erhalten. Hiervon aber ist absichtlich fast gar kein Gebrauch gemacht worden. An seine Berichterstattung, seine thatsächlichen Erinnerungen durfte selbstverständlich nicht getastet werden, da hier jede Änderung einer Fälschung gleichkäme. An seinen die Erzählung überall reichlich durchflechtenden Reflexionen, Herzensergüssen, Urteilen und Meinungen habe ich, so nahe die Versuchung dazu lag, ebenfalls beinahe Nichts geändert. Wenn der Tagebuchführer besonders in seinen Äußerungen über Frankreich und die Franzosen oft sehr schroff aburteilt

und, nach unserer gereifteren Ansicht, zuweilen weit über das billige Maaß hinausgeht, so glaubte ich trotzdem kaum mildernd und abschwächend eingreifen zu dürfen, weil solche schroffe, harte Urteile aus der damals in den Reihen des deutschen Heeres thatsächlich herrschenden Stimmung entsprungen sind, von dieser Stimmung ein naturgetreues Bild entwerfen und also in einem gewissen Sinne gleichfalls einen integrirenden Bestandteil der historischen Wahrheit ausmachen. Daß der Deutsche als Deutscher denkt, ist ebenso begreiflich wie daß der Franzose als Franzose denkt; und wenn der Krieger nach Niederlegung der Waffen und Wiederkehr des Friedens seine schroffe Meinung mehr und mehr mäßigt, sein erregtes Urteil über den bisherigen Gegner nachträglich herabstimmt, so wird hierdurch Nichts an der Thatsache geändert, daß er damals mit den Waffen in der Hand gerade so dachte und so denken mußte, wie es eben der Fall war.

Wer den Lauf der menschlichen Dinge mit Aufmerksamkeit beobachtet, um ihn für sich oder für Andere zu schildern, der schlägt entweder ein mehr subjectives, oder ein mehr objectives Verfahren ein; und was er schreibt, sind jenachdem entweder persönliche Denkwürdigkeiten, Memoiren, Apomnemoneumata, oder es ist Geschichte. Moltke's „Geschichte des deutsch-französischen Krieges"*) liefert in ihrer strengen Sachlichkeit und lakonischen Kürze ein klassisches Musterbild dessen, was man objective Geschichtsschreibung nennen darf; eine Darstellung der Ereignisse selbst

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke; Band III, Berlin 1891.

und ihres inneren Zusammenhangs, bei welcher die Person des Verfassers und überhaupt das persönliche Empfinden völlig in den Hintergrund zurücktritt. Der Leser dieses monumentalen Werkes sieht gleichsam die Klio selbst vor sich sitzen und hört zu, wie sie Zug für Zug mit stählernem Griffel das Geschehene in die ehernen Tafeln einschneidet, auf daß es für alle künftigen Zeiten aufbewahrt bleibe. Diese kühle Objectivität war jedoch bei dem großen Strategen nicht sowohl unwillkürlicher Ausfluß seines kaltblütigen Temperaments, als vielmehr beabsichtigtes Ergebnis eines mit Bewußtsein gewählten und befolgten Princips. Er hatte, wie uns von dem Herausgeber seiner gesammelten Schriften mitgeteilt wird, einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Memoiren und lehnte die an ihn gerichtete Aufforderung, seine Erinnerungen aufzuzeichnen, mehrmals mit den bescheidenen Worten ab: „Alles, was ich Sachliches geschrieben habe und was des Aufhebens wert ist, liegt im Archiv des Generalstabes. Meine persönlichen Erlebnisse sind besser mit mir begraben.“ — Er meinte, persönliche Memoiren trügen nur zu oft dazu bei, große geschichtliche Thatsachen aus der immer subjectiven Auffassung des Memoiren-Schreibers heraus und durch die Hineinmengung kleinlicher Gesichtspunkte zu verzerren. In der That ist er denn auch dem Ideal der reinen Objectivität so nahegekommen, daß seine Beschreibung des großen Krieges einen ähnlichen Eindruck macht, wie die Lösung einer mathematischen Aufgabe, oder wie die leidenschaftslose Berichterstattung über eine Schachpartie, bei der es schließlich ganz gleichgültig bleibt, ob der Spieler selbst oder ein Zuschauer den Bericht abstattet. Und doch, völlig

erreicht, oder auch nur in jeder Hinsicht beabsichtigt ist jenes Ziel der reinen Objectivität keineswegs. Es liegt ein ganz eigentümliches Geständnis darin, wem Moltke gelegentlich die vertrauliche Äußerung that: „Was in einer Kriegsgeschichte publiciert wird, ist stets nach dem Erfolg appretiert; aber es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen." — Wie nun, wenn ein Leser nicht nur an den leitenden, sondern auch an den dienenden Persönlichkeiten Interesse nimmt, nicht nur die Früchte, sondern auch den Baum, nicht nur die Thaten, sondern auch die Menschen zu kennen wünscht, von denen sie gethan worden sind? Eine That geschieht nie ohne Thäter; sie ist ohne diesen unmöglich und unbegreiflich. Und so kämen wir doch wieder auf persönliche Memoiren und auf Dasjenige zurück, was deren Gegenstand ist, die persönlichen Erlebnisse einzelner, concreter Menschen. Es mag tendenziöse Übertreibung sein, wenn Bacon von Verulam, der Philosoph der Erfahrung und der Induction, der überall das Allgemeine aus dem Einzelnen ableiten will, auf Memoiren und Biographieen als erste, ursprünglichste Quellen der Geschichtsschreibung den größten Wert legt; aber es ist auch gewiß, daß ohne persönliche Erlebnisse, Thaten und Erinnerungen niemals Das, was man objective Geschichte nennt, zu Stande kommen und begreiflich werden würde.

Die Belagerung und Einnahme von Paris, von welcher allein das nachstehende Tagebuch zu berichten hat, ist zwar bei aller ihrer Erstaunlichkeit weder die größte That der deutschen Waffen, noch der förmliche Schlußact

des gewaltigen Kampfes gewesen; wohl aber hat sie, da Paris das Herz und Centrum Frankreichs ist, sämmtlichen Waffenerfolgen den Stempel der Bewährung aufgedrückt und steht als der sichtbarste Markstein der Entscheidung in der Geschichte da. Moltke macht über sie in seiner knappen Sprechweise die kurze Bemerkung: „Überhaupt stellte die Bewachung eines großen Waffenplatzes starke Anforderungen an die Ausdauer der Truppen.“*) Diese für die Teilnehmer an der Belagerung höchst ehrenvollen Worte des großen Feldherrn bilden nun gewissermaßen das Thema, welches der Verfasser des vorliegenden Tagebuchs durch seine Schilderungen in concreto ausmalt, indem er, soweit eben sein Umblick reicht, das in der Belagerungsarmee herrschende Kleinleben naturgetreu vor Augen führt und es von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, hie und da sogar von Stunde zu Stunde lebendig beschreibt. Aber, wie schon angedeutet wurde, tritt bei ihm weit mehr als in zahlreichen anderen Schriften derselben Kategorie die subjective Reflexion in den Vordergrund, das durch die Tageserlebnisse angeregte Nachgrübeln über Fragen ganz allgemeiner Art, die den denkenden Menschengeist von jeher beschäftigt haben und immer beschäftigen werden. Seine Gedanken darüber sind innere Erlebnisse, die den zeitlichen Ablauf der äußeren Begebenheiten ergänzen und vermöge der Einheit des erlebenden Subjects mit diesen äußeren Begebenheiten zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwachsen. Nicht Alle erleben ja Dasselbe, auch wenn sie Zeugen und Teilnehmer genau derselben äußeren Vorgänge sind. Zwei Motive

*) Gesammelte Schriften u. s. w., Bd. III, S. 351.

namentlich tauchen in diesen Reflexionen immer wieder auf und geraten oft miteinander in harten Widerstreit; einmal der Patriotismus, das erregte Nationalgefühl; sodann der Kosmopolitismus, die Menschenliebe, das über Haß und Streit und alle politischen Gegensätze hinausgreifende Menschlichkeitsgefühl. Wenn der Patriotismus den Krieg, zum mindesten den aufgezwungenen Verteidigungskrieg, als unbedingt gerechtfertigte Notwehr verlangt, den Feind des Vaterlandes als hassenswerten Friedensstörer auf Leben und Tod bekämpft, so gipfelt der Kosmopolitismus in der schönen Idee des ewigen Friedens; und wer für Beides empfänglich ist, in dessen Brust entspringt eine schmerzliche Collision. Hierbei wollen wir einen Augenblick verweilen.

Über den Patriotismus ist in neuster Zeit manches sehr Neue, sehr Seltsame, auch manches sehr Thörichte gesagt worden. Man hat von irgendwelchem imaginären „Jenseits“, irgendwelchem hyperkritischen und supraradicalen Richterstuhl aus die Idee des Vaterlandes, das Nationalgefühl und die von Alters her als eine der ersten Mannestugenden hochgehaltene Vaterlandsliebe kritisiert und überraschender Weise gefunden, daß diese Tugend vielmehr ein Laster sei. Mehrere verschiedengefärbte Arten von Internationale sehen wir damit beschäftigt, offener oder verstohlener den Kitt des Nationalgefühls zu zerbröckeln. Graf Leo Tolstoi, der edle Schwärmer und eifrige Prophet des endlich nach achtzehnhundert Jahren entdeckten wahren Christentums, hat unlängst eine Schrift über „Patriotismus und Christentum“ veröffentlicht, die, offenbar von der ehrlichsten Menschenliebe eingegeben, manche bittre Wahrheit enthält, schließlich aber in die kühne Behauptung

ausläuft, der Patriotismus sei ein den arbeitenden Volksklassen eigentlich völlig fremdes, nur von den „Regierungen“ und den „herrschenden Klassen“ aus eigennützigen Motiven künstlich erzeugtes Gefühl; ein Affect, der von oben her durch Schule und Kirche dem kindlichen Gemüte amtlich eingeimpft, durch äußeres Schaugepränge, durch Glockengeläute, Kanonendonner, Feuerwerk, glänzende Uniformen und Revüen angestachelt werde. In Wahrheit aber seien „alle Nationen verbrüdert, und die ausschließliche Hinneigung zum eigenen Volke ein Verbrechen“; der „von den Regierungen angefachte Haß und die Feindseligkeiten zwischen Nationen und Völkern müßten aufhören, das Lobpreisen des militärischen Heldentums, d. h. des Mordens, müsse ein Ende nehmen“, — und dergleichen mehr. — Was soll man hierauf erwidern? Für Denjenigen, welcher sehen kann, ist es klar, daß diese Ansichten des Grafen Tolstoi lediglich aus russischen Zuständen abstrahiert sind, und daß, wenn man sie verallgemeinert, sie auf das Vaterlandsgefühl sämmtlicher Nationen überträgt, ein kaum begreifliches Zerrbild entsteht. Ein solcher Gegensatz zwischen „Regierung“ und „herrschenden Klassen“ einerseits, dem beschränkten Unterthanenverstand der großen Massen andrerseits, wie er von Tolstoi vorausgesetzt wird, existiert im Durchschnitt nirgends; ein solcher Egoismus der Regierungen ist ebenso unerhört, als eine solche Beschränktheit des Unterthanenverstandes bei civilisierten Völkern beispiellos. Das einfache, durch sich selbst überzeugende Bild der Wahrheit, wenn man es dem tendenziösen Zerrbild gegenüberstellt, sieht daher ganz anders aus. Wohl kann der Philosoph eine Rechtfertigung, der Psycholog eine Erklärung des

Patriotismus verlangen; aber für das sittliche Werturteil über das Verhalten der Menschen ist Beides überflüssig. Die Liebe zu Heimat und Vaterland ist ein Instinct, eine natürliche Herzensneigung, genau so wie die Liebe zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind. Wer eine rationelle Rechtfertigung, eine philosophische Begründung der Vaterlandsliebe fordern wollte, bevor er die Äußerung des Patriotismus in Krieg und Kriegesthaten als etwas Erlaubtes gelten läßt, der würde Demjenigen gleichen, welcher das Essen und das Gehen verbieten wollte, bis das Essen und das Gehen physiologisch erklärt ist. Der Mensch an sich, der reine Weltbürger, der vaterlandslose Kosmopolit, wie er in der Aufklärungsphilosophie früherer Jahrhunderte und in radicalen Theorieen von Heute als Material für künstliche Gesellschaftsconstructionen angenommen wird, ist ein abstractes Schattending, welches nirgends als im Lande Utopia angetroffen werden kann. Die Familie, die Blutsverwandtschaft, der Stamm, das Volk, der Staat, die Gemeinsamkeit der Muttersprache, der Heimat, der ererbten Sitten und Gebräuche, diese aus natürlichem Samen von selbst hervorgewachsenen Naturproducte, verknüpfen die Vielheit der Einzelmenschen zu einem lebendigen Gesammtkörper, welcher somit durch mannigfaltige Bande der Pietät zusammengehalten wird. Wer sie aufheben, wer sie zu Gunsten irgendwelcher angeblich besseren oder gar besten Zukunftsordnung entzweibrechen könnte, der würde Nichts übrigbehalten, als die anarchische Masse zahlloser Egoisten und das abschreckend häßliche Schauspiel des rücksichtslosesten Kampfes Aller gegen Alle. Wie es dem natürlichen Instinct und Gefühl nach recht und gut ist,

daß der Sohn seine Eltern, der Bruder seine Geschwister, der Gatte sein Weib und seine Kinder liebt und mit Leib und Leben gegen jeden Angriff schützt, so ist es von Natur recht und gut, daß Jedermann seine Nationalität, seine Muttersprache, sein Vaterland liebt, vor Vernichtung schützt und, wo es die Not gebietet, gegen den drohenden Feind die tödtlichsten Waffen ergreift; zumal dann, wenn er mit seiner Nation zugleich einen aufgehäuften kostbaren Schatz von nationaler Bildung und Cultur zu verteidigen hat. So spricht in der Brust jedes gesunden Menschen der gesunde Naturinstinct und das sittliche Gewissen. Sind etwa Leonidas oder Arnold von Winkelried für Verbrecher zu halten? Für das unverfälschte, natürliche Gefühl sind sie es nicht. Und wer nicht einmal für seine Heimat ein Herz hat, die ihm am nächsten liegt, wie sollte der dazu kommen für die Menschheit ein Herz zu haben, die ihm viel ferner steht?

Wenn nun aber aus der Vaterlandsliebe wegen des thatsächlich bestehenden Egoismus der Nationen der Krieg entspringt, so geht aus der Menschenliebe unvermeidlich die hohe Idee des ewigen Friedens hervor; und es ist eine lange Reihe wohlmeinender Philanthropen, die der theoretischen Ausarbeitung oder praktischen Verwirklichung dieses schönen Ideals ihre Kräfte gewidmet hat. Im vorigen Jahrhundert war es der Abbé von Saint-Pierre, der in seinem „Projet de rendre la paix perpétuelle en Europe“ nach dem Muster des heiligen römischen Reiches, der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Niederlande einen Staatenbund mit fester Bundesverfassung und einem ständigen Völkersenat vorschlug. Ihm ist Jean Jacques Rousseau gefolgt. Kant hat in seiner

Schrift „Zum ewigen Frieden“ mit tiefem sittlichen Ernst und doch nicht ohne Humor die Bedingungen eines allgemeinen Weltfriedens untersucht, die Präliminar- und Definitiv-Artikel des Friedensschlusses unter den Völkern formuliert. In unserem Jahrhundert hat der fromme Quäker Elihu Burritt seine Ölblätter in alle Welt ausgesendet und gemeinsam mit Richard Cobden jene Friedensvereine gestiftet, die bis auf den heutigen Tag bald hier, bald dort ihre Congresse abhalten, um darüber zu beratschlagen, wie die Welt zu pacificieren sei. Der Ruf „Die Waffen nieder!“ ertönt von allen Seiten her und spricht in der That nichts Anderes aus, als eine selbstverständliche Forderung des menschlichen Gemüts, die auch im Christentum, im Buddhismus und in anderen Religionen als Grundgebot aller sittlichen Lebensvorschriften enthalten liegt. Aber so edel, so selbstverständlich diese Forderung klingt, so schwer, so unerreichbar scheint leider ihre Ausführung. Blicken wir in der wirklichen Welt herum, so sehen wir heute sämmtliche Großmächte der europäischen Pentarchie oder Hexarchie bis an die Zähne gewaffnet nebeneinanderstehen; der vielgescholtene Militarismus hat nach dem Grundsatz „si vis pacem, para bellum“ alle Nationen in Kriegsheere verwandelt; Europa gleicht einem Pulvermagazin, das durch den kleinsten Funken zu einer ungeheuren Explosion gebracht werden kann; und es ist kein Ende abzusehen. Denn diejenige Nation, die mit der Abrüstung beginnen wollte, würde sich selbst der Vernichtung preisgeben. Entweder es müßten alle Staaten gleichzeitig abrüsten, oder keiner thut es, da keiner den Anfang machen darf. Wir stehen vor einem ungeheuren

vielleicht unlösbaren Problem. Wer trotzdem an ein politisches Fortschreiten des Menschengeschlechtes glaubt, und zwar an ein Fortschreiten in der Richtung auf das Endziel des allgemeinen Völkerfriedens hin, der könnte sein Zutrauen auf mehrere Umstände stützen. Er kann sich erstens mit dem noch etwas unbestimmten Gedanken trösten, daß ebenso wie der von Natur egoistische und habgierige Mensch einstmals aus dem barbarischen Urzustand des Krieges Aller gegen Alle in den civilisierten Zustand einer gesetzlich geordneten und friedlichen Gesellschaft hinübergetreten ist, ebenso auch ganze Völker aus dem gegenwärtig noch immer herrschenden Zustand gegenseitiger Kriegsbereitschaft irgendeinmal in den höheren Zustand einer friedlichen Staatengesellschaft hinübertreten könnten. Denn was zwischen egoistischen Individuen möglich war, warum sollte das zwischen egoistischen Völkern nicht auch möglich sein? Diesen Gedanken hat schon der Abbé von Saint Pierre gehabt. — Er kann zweitens die schon bestimmtere Hoffnung hegen, daß die Völker, wenn nicht aus Moralität, dann aus Klugheit schließlich zum endgültigen Friedensschluß gelangen müssen; er kann, wie schon Kant bemerkt und wie auch dem Verfasser des nachstehenden Tagebuchs nicht entgangen ist, sich dem Glauben hingeben, daß die durch Sprache und Stammesgegensatz getrennten, aber durch Handel und Erwerbstrieb in Verbindung stehenden Nationen die Kriegführung, die so viele Güter vernichtet, so viele wertvolle Kräfte absorbiert, mehr und mehr als etwas Unvorteilhaftes erkennen und aus klugem Eigennutz dieses ebenso unvorteilhafte als barbarische Gewaltmittel fallen lassen werden. — Drittens end-

lich könnte man sich darauf verlassen, daß der allzu straff angespannte Bogen zu zerspringen pflegt. Moltke macht einmal die sehr besonnene Bemerkung: „Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können, aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind.“ (Gesammelte Schriften, Bd. III, S. 1.) Wie nun; enthält diese bescheiden ausgesprochene Hoffnung nicht eine wohlbegründete Erwartung? Und ist diese Erwartung nicht zugleich ein Fingerzeig auf ein friedliches Endziel, dem sich die politische Entwicklung weiter und weiter annähert? Schon jetzt ist die Waffentechnik in der Erfindung immer raffinierterer Vernichtungsmaschinen dermaßen vorwärtsgediehen, daß vielleicht einmal die Zeit eintritt, wo wegen allzu großer Vervollkommnung der Mordwaffen die Kriegführung unmöglich gemacht werden wird. Denkbar wäre dies. Die Schlange der Zwietracht würde dann sich selbst verschlingen.

Freilich hätte der auf diesem Weg erreichte Weltfrieden in den Augen des echten Philanthropen nur äußerlichen, praktischen, nicht inneren, moralischen Wert. Wer die Welt innerlich verbessern will, der muß den schweren Entschluß fassen, mit den einzelnen Menschen, zum Beispiel mit sich selber, anzufangen.

Jena, im October 1895.

O. L.

Inhalt.

Vier Monate vor Paris

1870—1871.

Der Verfasser an die Leser.

Mag es höchst zweifelhaft sein, ob jemals in der Weltgeschichte aus kleinen Ursachen große Wirkungen hervorgehen können, so entstehen doch sicher umgekehrt aus großen Ursachen viel kleine Wirkungen. Persönliche Erlebnisse, wie man sie im folgenden geschildert findet, sind etwas Kleines; die Schicksale der Menschheit, aus denen sie entsprungen sind, das Größeste schlechthin.

Der Verfasser dieser Blätter gehört zu jenen, die beim Ausbruch des großen Nationalkampfs, hingerissen von dem Riesenstrom des entrüsteten Patriotismus und des empörten Rechtsgefühls, ohne gesetzliche Nötigung die Feder mit der Kugelbüchse vertauschten. Während der Belagerung von Paris veranlaßten ihn Neigung und Gewohnheit, in den vielen Stunden unfreiwilliger Muße, zu welchen er sich mit so manchem Seinesgleichen verurteilt sah, durch die Aufzeichnung seiner täglichen Erfahrungen und Gedanken eine Beschäftigung für den Geist, eine Zerstreuung für das Gemüt zu suchen. Damit wurde seiner Zeit nur einem individuellen Bedürfnis Genüge geleistet. Nachmals von Freunden zur Veröffentlichung dieser Blätter aufgefordert, zögerte der Verfasser anfangs zu willfahren. Denn es

drängte sich ihm immer der Vergleich auf zwischen der Geringfügigkeit Dessen, was er gesehen, gehört und erlebt hatte, und der Größe Dessen, was die Welt kennt. Tief erschüttert standen und stehen wir ja noch vor einer der gewaltigsten welthistorischen Tragödien; einer Tragödie, in welcher die Rollen an Nationen verteilt waren, nicht an Individuen. Was gilt der Einzelne mit seinem Denken, Thun und Leiden gegenüber dem ewigen Weltgericht? Über sein sterbliches Haupt hinweg rollt der stolze Triumphwagen der Geschichte; und er, — was ist er mehr, als ein aufgewirbeltes Staubkorn? Wenn Xenophon die Anabasis, Cäsar seine Kommentarien, Friedrich die Geschichte der schlesischen Kriege schrieb, so hatten sie ein Recht hierzu. Sie hatten Das gemacht, was sie beschrieben; sie überschauten es souverän aus der Vogelperspektive; ihre Privatmemoiren waren Geschichte. Aber Unsereiner, rein passives, untergeordnetes Werkzeug, ohne Überblick, mit engstem Horizont, zu den Ereignissen aus der Froschperspektive emporschauend, — mir schwindelte! Dennoch entschloß ich mich, einige Abschnitte meiner Aufzeichnung zunächst in Zeitschriften zu publicieren. Ich bedachte, daß viele Tropfen den Ocean, viele Bäume den Wald ausmachen, daß das Genre neben der Historie berechtigt bleibt, und daß durch den großen Hintergrund das rein Persönliche eine gewisse Bedeutung gewinnen kann. Ohne diese Erwägung wären die Schilderungen, Herzensergüsse, Notizen und Reflexionen des Verfassers ruhig im Pult verschlossen und für den engsten häuslichen Kreis bestimmt geblieben. Da der bereits abgedruckte, geringe Teil des Tagebuchs nicht uninteressant erschien, so möge nun das Ganze an die Öffentlichkeit treten.

Gegenüber dem Publikum überhaupt hofft man, daß die persönlichen Erlebnisse als Repräsentanten typischer Züge in einem eigentümlichen und merkwürdigen Kulturbild von Interesse sein, und daß es gelingen möge, durch Auswahl und Zusammenstellung das Bild weniger monoton zu machen, als es für uns das Original war.

Von den Kriegskameraden aber, denen das Buch in die Hand fällt, werden einige sich nicht ungern an Selbsterlebtes zurückerinnert finden; und Manchem unter ihnen wird dann wohl auch die Person des Verfassers wieder gegenwärtig werden. Ihnen schüttelt er in Gedanken die Hand. Gemeinsam überstandenes Leid bringt ja die Gemüter schon dann einander nah, wenn es nur uns selber angieng. Wie viel mehr noch dann, wenn es mit den Schicksalen der Menschheit verflochten war!

Im September 1871.

Erstes Kapitel.
Der Anmarsch auf Paris.

Es war im September des glorreichen Jahres 1870. Die Schlacht von Sedan lag hinter uns, und während der furchtbar gedemütigte Imperator mit dem geschlagenen Feldherrn und dessen zertrümmerter Armee gebrochenen Mutes, gesenkten Hauptes die unfreiwillige Reise rückwärts nach Deutschland angetreten hatte, marschierten wir, die deutsche Maasarmee, fröhlich singend, bei herrlichstem Wetter, voll Siegesjubel und überschwänglicher Hoffnungen vorwärts, südwestwärts einem anderen, schon längst aus der Ferne lockenden Ziel entgegen.

Wo liegt Paris? Paris dahier!
Den Finger drauf; das nehmen wir.

Hielt es doch jeder deutsche Soldat, der General wie der Gemeine, vom Beginn des Krieges an für selbstverständlich, daß dort, im Herzen des Feindes, der Triumph der Väter erneut, der Friede gewonnen werden müsse. „Paris c'est la France", diese moderne Umformung des „l'état c'est moi" war unser Wegweiser und Kompaß. „Eilgut nach Paris", das hatte auf so manchem Waggon der zur Grenze eilenden, endlosen, laubgeschmückten Truppenzüge

mit Kreide geschrieben gestanden. Nach Sedan stutzte man zwar einen Moment und suchte sich des Gedankens zu entwöhnen. Als es jedoch weiter vorwärts gieng, kehrte er mit Naturnotwendigkeit wieder. Und nun gieng es zuversichtlich und, trotz dem Schweiß und Durst schwerer, anstrengender Märsche, wohlgemut dem ersehnten Ziel entgegen, das ohne allzuviel Mühsale bald erreichbar schien. Zuversichtlich trotz der uns erwartenden Hindernisse. Wohl wußten wir, daß eine Anzahl Forts zwischen uns und der Metropole mitteninne lag; aber uns schwebte die Möglichkeit vor, sich ohne bedeutenden Verlust zwischen je zweien dieser Werke hindurchzuzwängen; wohl war es uns bekannt, daß Mobil- und Nationalgarden hinter den Wällen als Verteidiger standen; aber war die wohlgedrillte, kriegsgeübte kaiserliche Armee mit ihren Veteranen geschlagen, was wollten dann jene Sonntagssoldaten? Überhaupt hielten wir die Lutetia nicht gerade für eine Lucretia; wir glaubten, die leichtfertige Allerweltsstadt werde sich kaum spröder erweisen, als ihre koketten Töchter. Eine Panik schien bei unserem ersten Ansturm zu erwarten. Höchstens eine „Schlacht bei Paris“ wie dazumal, und dann — luxuriöse Bürgerquartiere auf den Boulevards und ein Leben wie Gott in Frankreich. Ja — so meinten wir!

Mein Regiment bildete, wie schon bisher, das Gros der Avantgarde unseres Korps. Husaren und Jäger waren unsere unzertrennlichen Gefährten. Wir marschierten ein paar Stunden östlich von der die Festungen Laon und Soissons berührenden Eisenbahn durch Braisne über Crouy sur Ourcq schnurstracks auf St. Denis, die nördliche Vorfeste von Paris, das französische Spandau, los, während

gleichzeitig von allen anderen Seiten her sich andere deutsche Heersäulen Schulter an Schulter heranwälzten, einer Sturmflut des Oceans vergleichbar, die ein unglückseliges Eiland zu verschlingen droht. — Unsere Heersäule bewegte sich in dem wellenförmigen Gelände auf Landstraßen und Feldwegen hin; landschaftlich Bedeutendes fesselte nirgends unsere Aufmerksamkeit; überall abgeerntete Stoppelfelder, in welchen weithin zerstreut die hohen, hausähnlich aufgetürmten Getreideschober; Weiler und Dörfer; wenig Wald; nirgends eine beträchtlichere Bodenerhebung, die einen weiteren Fernblick gestattet hätte. Während daher nichts Aufregendes und Außergewöhnliches auf uns eindrang, begünstigte das klare Marschwetter die gute Stimmung, und so machte sich denn die Laune unserer Leute im Gesang von allerlei alten und neuen, humoristischen und ernsten Liedern Luft, die, vermischt mit Tabaksgerüchen sehr verschiedener Qualität in den durchsichtigen Äther aufstiegen. Die gewöhnliche Soldatenpoesie ist ein eigentümlicher Zweig der Volkspoesie, und nicht der uninteressanteste. Leider haftete von den mir neuen Liedern zwar leicht die Melodie, fast gar nicht aber der Text im Gedächtnis. So bedaure ich z. B. nur den Anfang eines Liedes behalten zu haben, das neben dem alten, bekannten, aus den Freiheitskriegen herstammenden „O Napoleon, du Schustergeselle“ namentlich oft wiederkehrte; dieser vielversprechende Anfang lautet:

Und als wir anno 70 sind nach Frankreich hinmarschiert,
Hat mir Juste, die bewußte, noch ein Butterbrot geschmiert;
Sie steckte mir dasselbe unter heißen Thränen ein
Und sprach: „Mein lieber August, nun gedenke du auch mein.“

Alles, was wir sahen und erlebten, traf in der That zusammen, um uns im zuversichtlichsten Optimismus zu

bestärken. Ohne kriegerische Sicherheitsmaßregeln, friedlich und sicher wie in Freundesland marschierten wir fürbaß. Unsere Quartierwirte boten uns, weit entfernt von jedem Widerstand, zum Teil mit freundlichstem Entgegenkommen Alles, was wir bedurften. Förmlich überrascht war ich, als in einem der letzten Quartiere, in einer kleinen Stadt der Champagne nahe bei Reims, mein Wirt, ein gut situierter Handwerker, Tischler seines Zeichens, mich nicht etwa mit kriechender, erkünstelter Höflichkeit, nein mit offenbarem Wohlwollen und freundschaftlich dargebotener Hand aufnahm, in sein mit Teppichen, Himmelbett und allerlei kleinem Zierrat ausgestattetes Fremdenzimmer führte und, fortwährend zu traulichem Gespräch aufmunternd, mit einem wahrhaft lukullischen Diner von mehreren Gängen regalierte. — Nirgends weit und breit war auch nur der Schatten einer roten Hose zu erblicken. Und weit hinter uns die eine Armee des Feindes kriegsgefangen auf dem Transport, die andere in Metz hermetisch eingeschlossen. Genug, der Krieg sank unter den Horizont, die Friedenssonne gieng fröhlich in unseren Gedanken auf und trieb den Thermometer unserer Laune um eine erkleckliche Anzahl von Graden in die Höhe.

Auf den letzten zwei Märschen jedoch, vier bis fünf Stunden vor Paris, änderte sich die Scene bedeutend. Wir hatten am 18. September soeben Mitry passiert, als wir einige jener ungeheueren, allerwärts im Felde aufgetürmten Getreideschober brennend, qualmend oder schon in Asche zusammengesunken, vorfanden. Das waren die ersten Spuren davon, daß Paris sich zur Wehr zu setzen versuchte. Und von nun an trat überall die Thätigkeit eines pariser Ver-

wüstungs- und Verteidigungs-Comité's immer entschiedener zu Tage. Auf zwei Meilen im Umkreis der Hauptstadt waren alle Dörfer verlassen; keine Seele, keine Menschenseele wenigstens, war zurückgeblieben; nur Tauben, Hühner, Kaninchen, Katzen bildeten die Einwohnerschaft dieser öden Nester. Es war eine eigentümliche, befremdende Stille; eine Einsamkeit, darauf berechnet, uns in Staunen und womöglich in Schrecken zu versetzen. An den Straßenecken der verlassenen Nester fanden wir noch frisch und naß gedruckte Proklamationen der République Française, worin die Einwohner zur Flucht, zur Verwüstung ihrer Habe und Entfernung der Lebensmittel aufgefordert wurden. Die hübschen, eleganten, vielfach im geschmackvollsten Renaissancestil aufgeführten Schlößchen und Landhäuser hatten ihre Fensterläden und Thüren fest verschlossen und waren leer. Überall nichts als Himmel, Landschaft und marschierende preußische Soldaten. Unsere Quartiermacher waren genötigt, gewaltsam, mit Brechstange und Axt, die leerstehenden Häuser zu öffnen. Genug, die Absicht der Herren Pariser, uns ein anderes Moskau zu bereiten oder wenigstens vor einem solchen bange zu machen, war unverkennbar. Aber wie unvollkommen war sie verwirklicht! Überall in den Gärten fanden wir eine Unmasse des herrlichsten Obstes, die prächtigsten reifen Weintrauben, auf den Feldern Kartoffeln und Gemüse; in den Kellern Cognak, Wein in Fässern und Flaschen, allerlei Geschirr und Hausrat. Manches Vergrabene wurde lachend zu Tage gefördert; alles Genießbare bestens verwertet; verschlossene Thüren waren kein Hindernis für das Beil, den Kolben, den Rücken und andere gewichtige Körperteile. Daher erschien uns denn die ganze Ver-

wüstung und Flucht als eitel Popanz und Komödie. — Ebenso mangelhaft und ungefährlich waren die getroffenen Verteidigungsanstalten. Die breiten, wohlgepflasterten Landstraßen (Rues impériales, von Napoleon I. hergestellt) hatte man ab und zu durch umgehauene prächtige Pappeln zu versperren gesucht; hie und da waren zerbrochene Flaschen und andere Scherben auf die Straße gestreut; in den Dörfern rudimentäre Barrikaden; die steinernen Gartenmauern von hineingehauenen Schießscharten durchlöchert. Aber die Verhaue waren leicht zu umgehen, die Barrikaden hinwegzuräumen; die Schießscharten der Mauern drohten uns nicht, denn — kein Mann stand zur Verteidigung da. Alles öde und still! Und so sah man denn nirgends in unseren Reihen Verstimmung, überall Achselzucken und Hohnlachen.

Am 18., abends, waren wir bis zu dem Dorfe Grand Tremblay gelangt. Vom langen Marsch sehr ermüdet und mit schmerzenden Füßen warf ich mich auf mein Lager hin und schlief fest. Am 19., früh, brachen wir auf und bald lag vor unseren Blicken — in einen leichten blauen Nebelschleier gehüllt — Paris.

Es dürfte schwer halten, etwas Bedeutendes über diesen merkwürdigen Moment zu sagen, solange es auf bloße Schilderung der Wirklichkeit ankommt. Wir waren so sehr auf diesen Augenblick vorbereitet, daß er uns nicht überraschte. Im voraus hatte man sich allerlei Analogieen zusammengesucht, man hatte sich an das jubelnde *Θαλαττα ϑαλαττα**) der Zehntausend erinnert, an Blücher mit seinen siegreichen Scharen, an Kaulbachs großartiges Bild, das

*) Das Meer! das Meer!

uns den ersten Blick der Kreuzfahrer auf Jerusalem vergegenwärtigt ꝛc.; es war sozusagen der ideelle Gehalt und Hintergrund des Moments schon anticipiert, vorweg genossen, und als er nun wirklich anbrach, da machte sich unser Seelenzustand nicht sowohl in lautem Jubel Luft, als in einem allgemeinen Aufatmen, wie bei der Ankunft einer günstigen, aber längst sicher erwarteten Nachricht. Vor uns ausgebreitet sahen wir links jenen Höhenzug, auf dem die Forts Romainville, Rosny, Nogent angelegt sind; dann eine Einsenkung mit den Türmen der Notredame und einer uns unbekannten Kuppel (es war das Pantheon); davor, nach uns zu, St. Denis mit seiner Kathedrale und vielen Fabrikessen; weiter rechts den Montmartre nebst Observationsturm; endlich auf dem äußersten rechten Flügel den gewaltigen Mont Valérien. Dies alles blau und duftig; und da wir von Norden her kamen, so konnte auch die Beleuchtung nicht die verschwommenen Massen artikulieren, die nur vermöge ihrer äußersten, auf dem hellen Himmel gezeichneten Umrisse ein charakteristisches Bild abgaben. Es sollte uns reichliche Muße werden, uns mit diesem Panorama vertraut zu machen. Während unsere voraussprengenden Husaren die vorliegenden Dörfer zu recognoscieren unternahmen, machten wir an einem Gehöft Rendez-vous, setzten die Gewehre zusammen, frühstückten, betrachteten mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge die geschilderte Rundsicht und verglichen die Wirklichkeit mit der Karte. Als sich unser Stillliegen länger ausdehnte, suchten wir die umliegenden Gärten ab und erfreuten uns des köstlichen Obstes. Da wir unmittelbar vor den pariser Vorposten stehen mußten, erwarteten wir zuerst ein Gefecht. Vorher wollte man noch Nachricht nach Hause

geben. Alles schrieb deshalb Korrespondenzkarten, und ein nebenan auf der großen Chaussee haltender Feldpostwagen, von zwei Husaren geführt, nahm viele Hunderte jener Karten in Empfang. Die Feldpost mit unseren Karten war aber schon längst auf und davon, die Sonne hatte sich schon ziemlich weit über den Kulminationspunkt nach Westen gesenkt, als wir ohne Zusammenstoß weiter vorrückten. Nochmals wurde ein Halt gemacht, wiederum sprengten die Reiter recognoscierend voran, dann abermals Marsch! und wir zogen durch Garges auf die uns zugedachten Vorpostenstellungen zu; mein Bataillon gegen Stains, ein anderes links neben uns nach Dugny, die uns rechts benachbarten Truppen auf Pierrefitte*).

Es war abendlich kühl geworden und dämmerte, als wir am nördlichen Eingang des gegen uns verbarrikadierten, aber völlig öden Dorfes Stains anlangten. Während ein Zug Husaren nahe vor uns, abgesessen und im Gebüsch verteilt, eine feindliche Abteilung durch ihr Karabinerfeuer zurücktrieb, hatten wir einen Augenblick Zeit, die Abendlandschaft zu betrachten. Die untergehende Sonne warf ihren roten Schein auf die westliche Seite der Forts, Kuppeln, Kirchtürme, Fabrikessen, die aus dem untenliegenden Nebel glänzend hervortraten, so daß aus den vorher unartikulierten Massen ein vielgegliedertes, farbenvolles Bild entstand. Jetzt erhielten wir auch den ersten vernehmbaren Willkomm der Pariser. Aus einem der hochgelegenen Forts sahen wir Blitz und Rauch hervorschnellen; einige Sekunden darauf folgten die dumpfen, dröhnenden Schläge der Ka-

*) Nördlich von Paris, vor St. Denis. Man vergleiche das Kärtchen.

nonenschüsse. Sie thaten uns keinen Schaden und waren wohl nur das Hannibal-ante-portas-Signal für die lauschenden Bewohner der Metropole. Mit beginnender Dunkelheit rückte unser Bataillon in Stains ein; zwei Kompagnien blieben im Ort zurück, zwei andere, darunter die meinige, wurden weiter vor in die Lisière gezogen; ich mit dem Schützenzug meiner Kompagnie marschierte noch aus dem südlichen Ausgang des Orts heraus, um eine Feldwache zu beziehen. So kam ich also gleich am ersten Abend der Belagerung in unsere vorderste Linie.

In einer geräumigen, verlassenen Papierfabrik, gerade gegenüber dem Fort de l'Est, wenig tausend Schritte von diesem entfernt, etablierten wir unsere Feldwache, wir stellten unsere Doppelposten aus, unsere Patrouillen ins Vorterrain und zu den benachbarten Feldwachen wurden instruiert und abgeschickt; die Nacht war angebrochen, sie wurde erhellt durch die Flammen einiger brennenden Gehöfte; bald begann das helle, paffende Geknall der Chassepots; in der Ferne, auf dem Mont Martre und den nördlichen Vorstädten, zogen sich die Reihen der Gaslaternen perlschnur-ähnlich hin; man hörte schwach das wie ein ferner mächtiger Strom rauschende Leben der Riesenstadt. Wir standen und lauschten lange im Freien, um die Eindrücke dieses merkwürdigen Nachtbildes intensiv zu genießen.

Gleichzeitig mit uns anmarschierend, waren rings um Paris die übrigen Abteilungen des Cernierungsheeres in ihre Vorpostenstellungen eingerückt, fast überall ohne erheblichen Widerstand zu finden. Nur im Süden hatte es einen ernstlichen für uns völlig siegreichen Kampf bei Sceaux gekostet. Aufgelöste Zuavenbataillone waren in voller Flucht

und unter dem Rufe „Trahison!“ in die Stadt hineingestürzt, um von der neugierig flanierenden Menge mit dem Gegenruf „lâches!“ empfangen und später dezimiert zu werden. So war der Zauberkreis gezogen. An uns war es, ihn undurchdringlich zu machen.

Zweites Kapitel.

Auf Vorposten.

Garges und Stains.

Wie wohlthätig ist doch jener undurchdringliche Schleier, der dem Auge des Menschen die Zukunft verhüllt! Hätten wir am 19. September 1870 gewußt, daß wir volle vier Monate später, am 19. Januar 1871, noch so ziemlich an derselben Stelle dieses Erdballs unter anscheinend fast unveränderten Verhältnissen genau demselben Vorpostendienst obliegen würden, wir wären schier verzweifelt. Und wäre irgend eine unselige Kassandra unter uns aufgestanden, um uns dies zu prophezeien, wir hätten sie verlacht. So, da ein gnädiges Geschick dem Menschen mit der Macht, das notwendig Kommende zu ändern, zugleich den Vorausblick darauf versagt und dadurch eine angemessene Proportion seines Wissens und Könnens hergestellt hat, wurde uns das sonst Unerträgliche erträglich. Anfangs war unser Hoffen sehr ungeduldig; das unbedingte, wohlberechtigte Zutrauen auf Moltke und unsere ganze Heeresleitung, der so nahe liegende Schluß von der bisherigen raschen, Schlag auf Schlag

führenden, Sieg auf Sieg erzwingenden Kriegführung auf einen ähnlich schnellen Gang der bevorstehenden Operationen, die uns beseelende gründliche Verachtung des Gegners erklären das hinreichend. So ungeduldig war dies Hoffen, daß am 20. September einige schlaue Alleswisser uns versicherten, am 25. treffe unser Belagerungsgeschütz ein. Und das dünkte uns damals noch zu langsam! Man fügte hinzu, dann würden drei wohlgezielte Bomben mitten nach Paris hineingeschickt werden, ihnen solle ein Parlamentär auf dem Fuße folgen, der dann mit der Kapitulationsurkunde und demütig schlüsseltragenden Magistratspersonen zurückzukehren nicht ermangeln würde. Hatte doch Jules Favre schon mit Bismarck über die Übergabe unterhandelt. Hatte uns selbst doch unser concentrischer Anmarsch auf Paris nur darauf berechnet geschienen, durch einen plötzlichen, wohlangebrachten Druck auf die Stimmung der Volksmassen die republikanische Regierung schneller zu dem erwünschten Entschluß zu drängen. Wohlthätige Selbsttäuschung! Sie erhielt uns aufrecht. Und als das Erwartete nicht eintraf, trösteten wir uns von Termin zu Termin mit neuen Hoffnungen, von Straßburgs Fall auf den von Metz, von diesem auf Thiers' Versailler Unterhandlungen u. s. w. Später, als ein Termin nach dem andern verfloß, verzichteten wir auf weitere Konjekturen, ergaben uns in das Unvermeidliche, thaten schweigend und resigniert unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit und trösteten uns im allgemeinen mit dem klassischen Stoßseufzer *Ἐσσεται ἠμαρ όταν ποτ' όλωλῃ Ἰλιος ἱρῃ**), den man von der Hand so manches studierten Stratioten an so manche Wand geschrieben finden konnte.

*) Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt.

Genug, vorläufig waren wir hinreichend frisch und hoffnungsvoll, um uns gerne und ohne den leisesten Widerwillen dem beschwerlichen und ermüdenden Vorpostendienst zu unterziehen. — Vorpostendienst, d. h. die Summe derjenigen Vorsichtsmaßregeln, die von einer lagernden Truppe zur Sicherung gegen feindliche Überraschungen zu treffen sind, kann man theoretisch in den preußischen Instruktionsbüchern von Witzleben, Waldersee u. s. w. studieren. Immer aber geht die Praxis über die Theorie und Probieren über Studieren. Wir hatten wahrlich Gelegenheit genug, dies wichtige Kapitel gründlichst in praxi zu erlernen. Während der ganzen Belagerung lagen wir, ein kurzes Intermezzo abgerechnet, vor St. Denis mit seinen drei Forts: de l'Est, Double couronne und de la Briche. Die ersten drei Wochen bezogen wir von unseren Kantonnementsquartieren in Garges aus die Vorpostenstellungen in Stains, dann siedelten wir nach Groslay — weiter westlich — über, von wo aus die Vorposten in Montmagny-Villetaneuse, mitunter auch die in Stains und Pierrefitte zu geben waren.

* * *

Ehe weitererzählt wird, ist wohl hier der passende Ort, um über die persönlichen Erlebnisse des Verfassers, die dem Beginn der Erzählung vorangiengen, mit wenigen Worten Bericht zu erstatten.

Vor Ausbruch des Krieges lebte ich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt an einer deutschen Universität und hatte, gleich vielen Anderen, trotz der lebhaften politischen Gährung und so mancher gefahrdrohenden Wetteranzeichen kaum eine Ahnung davon, wie nahe eine der

größten Umwälzungen dieses Jahrhunderts bevorstand und wie bald ein friedliebender Mensch aus friedlicher Beschäftigung herausgerissen werden sollte. Als nun die überraschenden Nachrichten von der Berufung eines Hohenzollern auf den spanischen Thron, von der Zurückziehung dieser Thronkandidatur, von dem in Paris entstandenen wilden Lärm, von der dem König Wilhelm in Bad Ems angethanen schroffen Beleidigung, schließlich von der französischen Kriegserklärung in schneller Aufeinanderfolge eintrafen und ganz Deutschland, ja ganz Europa aus tiefstem Frieden unsanft aufrüttelten; als in echter Bundestreue Württemberg und Bayern ihre Truppen mobilmachten und unter den Befehl des preußischen Königs stellten, als der König in herzergreifenden Worten dem deutschen Volk „Treue um Treue" versprach, da ergriff auch mich ein furor Teutonicus und, obwohl durch keinerlei militärische Verpflichtungen zum Kriegsdienst genötigt, faßte ich wie viele hundert junge Männer den Beschluß, womöglich selbst die Waffen zu ergreifen. In erregten Volksversammlungen, in schnell begründeten Unterstützungsvereinen flammte rings um uns die patriotische Begeisterung zu allgemeiner Opferwilligkeit empor; alle Gedanken, alle Hände wurden durch Ein hohes Ziel in Bewegung gesetzt; es galt Rettung des Vaterlandes, Abwehr des frechen Erbfeindes, mächtige und für alle Zukunft feste Vereinigung der deutschen Nation. Ich brach meine Arbeiten ab, verließ die Hochschule, als anfangs August die deutschen Heere schon über die feindlichen Grenzen schritten und reiste, während bei Weißenburg, bei Spicheren, bei Wörth die ersten wuchtigen Schläge fielen, nach Berlin. Freilich zog sich die Reise, da sämmtliche Eisenbahnlinien von

kommenden und gehenden Militärzügen überfüllt waren, sehr in die Länge; und so hatte ich denn, meinem eiligen Streben zum Ziele ganz zuwider, hinreichende Zeit, in Heidelberg das alte Schloß, in Eisenach die ehrwürdige Wartburg zu besuchen, jene erinnerungsreichen Stätten, deren bloßer Anblick schon die patriotische Begeisterung und den Grimm gegen den Feind zu nähren wohlgeeignet war. In Berlin gelang es nach Überwindung einiger Hindernisse, daß mir der Eintritt in das Gardefüsilierregiment gestattet wurde. Das Regiment selbst war wie die gesammte Garde bereits auf französischem Boden und auf dem Marsche gegen Metz; aber es hatte in Berlin ein zahlreiches Ersatzbataillon zurückgelassen, in welches ich mit dem Rang und den Abzeichen eines Unteroffiziers aufgenommen ward. Ein paar Wochen lang nahmen wir Tag für Tag emsig betriebene kriegerische Übungen vor; und wir Alle harrten mit Ungeduld des großen Augenblicks, der auch uns auf den Kriegsschauplatz führen und mit dem siegreich vordringenden Regimente vereinigen würde. Nach der Schlacht bei St. Privat, die in die Reihen der Garde so blutige Lücken gerissen hat, kam nun, von uns mit freudigem Enthusiasmus begrüßt, der Befehl zur Nachsendung des Ersatzes. Am 29. August, nachdem schneller und herzlicher Abschied von Anverwandten und Freunden genommen war, marschierten wir etwa 1400 Mann stark unter den Klängen der „Wacht am Rhein" aus der Stadt hinaus auf den Bahnhof und bestiegen den schier endlosen Eisenbahnzug, welcher uns dem unbekannten Schicksal entgegenführen sollte. Begreiflicherweise gieng die Fahrt äußerst langsam von statten, indem mancher Proviant- und Munitionszug, mancher uns entgegenkommende Transport

von Verwundeten und Gefangenen unliebsamen Aufenthalt gebot; und bald auf dieser, bald auf jener Station erwartete uns freundliche Bewirtung mit Lebensmitteln und Getränken sammt hoffnungsvollen Glückwünschen und ernstem Zuspruch. Über Magdeburg, Hannover und Minden gelangten wir allmählich nach Köln, wo der deutsche Rhein, den auch wir verteidigen helfen sollten, mit gehobenen Gefühlen begrüßt wurde. In Sankt Goar mußte unser Zug viele Stunden lang stillhalten, weil die vor uns liegende Strecke mit noch unabgefertigten Militärzügen vollgepfropft war. Weiter gieng unsere Fahrt mit schneckenhafter Langsamkeit über Mainz nach Landau. Am 1. September überschritt der Zug die Grenze; wir gelangten nach dem eroberten, zerschossenen Weißenburg, sahen links neben uns den Geißberg mit den drei Pappeln und dem blutig erstürmten Schlößchen liegen, fraternisierten mit bayerischer Landwehr und vernahmen, hoch aufhorchend, die ersten dunklen, unvollkommenen Gerüchte von Dem, was sich an demselben Tage bei Sedan ereignet hatte. Abends wurden wir Augen- und Ohrenzeugen eines gewaltigen, furchtbaren Schauspiels. Unser Zug hielt in Wendenheim bei Straßburg, die ganze Nacht hindurch; wir sahen und hörten in nächster Nähe das schreckliche Bombardement; aus dem wogenden und wallenden Flammenschein der brennenden Stadt ragte dunkel ernst der hohe Münsterturm hervor; der unaufhörliche Kanonendonner rollte gewitterartig; und was uns bei diesem Schreckensbild Kopf und Herz erfüllte, würde schwer zu beschreiben sein. Am nächsten Tage fuhr unser Zug über Zabern durch die Vogesen, über Lützelburg, an dem noch unerobertem Pfalzburg vorbei nach Saarburg,

Lüneville und Nancy, wo wir für eine Nacht in der Stadt einquartiert wurden, um anderen Morgens noch bis Pont-à-Mousson zu fahren. Hier endlich verließen wir die Eisenbahn, wurden auf die eigenen Füße gestellt und sollten diese, so gut es gieng, dahin lenken, wohin Pflicht und Befehl uns rief. Alles in Allem hatten wir seit der Abfahrt von Berlin volle acht Tage im Eisenbahnzuge zugebracht; just eben so viel Zeit, als ein Reisender zur Fahrt von New-York nach San Francisco brauchen mag. Von nun an änderte unser Kriegszug vollständig seinen Charakter, ohne daß er aufgehört hätte, ermüdend zu sein. Wenn es bisher die schneckenhafte Langsamkeit der Eisenbahnfahrt gewesen war, was uns im psychischen Sinn ermüdete, so begann jetzt die physische Ermüdung durch höchst anstrengende Märsche mit dem schwergepackten Tornister auf dem Rücken. Von Pont-à-Mousson an der Mosel marschierten wir nach St. Mihiel an der Maas; von da über Souilly nach Clermont; dann auf dem verlassenen, verödeten Eisenbahndamm nach St. Menehould, wobei der düstere Gebirgszug des Argonnerwaldes im eigentlichen Sinne nicht über-, sondern durchschritten wurde, indem wir durch den langen, stockfinsteren Eisenbahntunnel des bekannten Passes „les Islettes" tappend und tastend hindurchmarschierten. Am 11. September passierten wir Reims, hatten hier die Ehre und Freude, den König zu sehen, der uns, von donnernden Hurrarufen begrüßt, an sich vorüberdefilieren ließ, und kosteten dort den Champagnerwein an der Quelle. Über Fismes und Braisne in der Champagne ununterbrochen weiterrückend trafen wir schließlich unser Regiment, welches in den Schlachten von St. Privat und Sedan blutige Lorbeeren geerntet hatte und

stolz eine eroberte französische Tricolore mit sich trug. Wir wurden in die gelichteten Reihen des Regiments eingereiht, und nun gieng es in noch beschleunigteren Eilmärschen mit wundgelaufenen schmerzenden Füßen, unter Durst und Vergießung vieler Schweißtropfen, über Crouy-sur-Ourcq und Brégy dem wohlbekannten Ziele entgegen. Genug, wenn ich von mancherlei teils interessanten, teils mühseligen Abenteuern, wie beispielsweise einer von mir geführten erfolgreichen Proviant-Requisition stillschweige, so mündet hier der Zwischenbericht in die Hauptstraße der begonnenen Erzählung ein.

Das Gardefüsilierregiment bildete nebst dem Gardejägerbataillon, dem roten Gardehusarenregiment und einiger Artillerie den Vortrupp der 1. Division des Gardekorps, welches von dem Prinzen August von Württemberg kommandiert wurde und der vom Kronprinzen von Sachsen befehligten Maas-Armee eingegliedert war.

* * *

Nun zurück zu jener Nacht vom 19. auf den 20. September in der Papierfabrik bei Stains, jener ersten Nacht vor Paris! Es war eine aufgeregte, kalte, aber auch interessante Nacht. Die Fabrik war ein ausgedehntes Gebäude mit umfangreichen Maschinenräumen nebst hoch emporragendem Schornstein, weitläufigem Vorratsschuppen, Wohnhaus und einem daranstoßenden, mit fester Steinmauer eingefaßten Garten. Die Front gegen den Feind hin wurde von der Gartenmauer gebildet, hinter ihr ließen wir daher unsere Leute die Gewehre zusammensetzen, worauf sie sich verdeckt vom Wohnhause ihr Feuer anmachen durften. Feuer konnte

man brauchen trotz des angezogenen Mantels, denn Septembernächte sind schon empfindlich kühl; sie lehren den wachenden Feldsoldaten die edle Prometheusgabe verehren. Unsere Patrouillen, sowie die der Nebenfeldwachen kamen und giengen fleißig und weit. Häufig genug aus der Nähe und Ferne her erscholl durch die nächtliche Stille das „Halt! Werda!" in unserer Postenkette. Erhebliches und gar Gefährliches schien sich jedoch nicht ereignen zu wollen; die Franzosen wagten sich in der Dunkelheit nicht weit heraus, sie zogen sich vor unseren Patrouillen zurück und begnügten sich damit, aus Distanzen, über welche das Zündnadelgewehr nicht herrscht, mit ihren Chassepots in die Finsternis hineinzuknallen. Die Müdigkeit stellte sich auch allmählich ein, und nachdem ich einige Zeit in einer Art von Gartenhäuschen beim trüben, schläfrigen Schein eines elenden Talglichts mit einigen Kameraden geschwatzt, streckte ich mich auf den Steinboden hin, — denn darin bestand unser Nachtlager. Die Kälte und Härte desselben weckte mich begreiflicherweise mehr als einmal, dann gieng ich hinaus, horchte, sah zu wie die Flammen eines von den Franzosen angezündeten Gehöftes mehr und mehr erloschen, kehrte dann zurück, um von neuem und ebenso vergeblich einen erquickenden Schlummer herbeizulocken.

Als der Tag graute, erhob sich, sehr deutlich vernehmbar, in St. Denis ein ungeheures Trommelgerassel und Geblase, so daß wir nicht anders dachten, als es werde ein gewaltiger Ausfall gegen uns beabsichtigt. Wir irrten uns hierin. Ein paar französische Kolonnen zogen in sicherer Entfernung, weit außer unserer Schußweite, auf der Chaussée vorüber, die Bajonette der auf den Wällen ruhig

hin und her spazierenden Posten blitzten und blinkten bei jeder Wendung zierlich im Sonnenschein. Sonst geschah nichts. Jenes enorme Trommeln und Blasen, das nachmals so häufig zu allen Tageszeiten herüberscholl, ist bei der französischen Armee landesüblich. Klappern gehört zum Handwerk. Viel Geschrei und wenig Wolle. — Während bei Tag unsere Infanterieposten und Patrouillen durch rote Husaren abgelöst wurden, setzten wir mit aller Muße unsere Fabrik in Verteidigungszustand. Schießlöcher wurden in die Mauer gehauen, Tonnen mit Erde gefüllt und als Schanzkörbe benutzt. Diese Arbeit ließ uns der Feind ruhig ausführen, obwohl er kaum über 3000 Schritt von uns entfernt auf den Wällen des Fort de l'Est stand. Erst als wir fix und fertig waren, meldete er sich. Unsere Mannschaften hatten ihre geladenen Gewehre neben die Schießlöcher an die Mauer gestellt und schauten neugierig hinüber; einige hatten sich ziemlich frech und ungedeckt auf der Mauer placiert. Das Blitzen der Helmspitzen und das ungenierte Umherschwärmen der scharlachroten Husaren schien doch die Geduld der Rothosen zu erschöpfen. Sie rührten sich; sie begannen ihr vorlautes Piffpaff! Chassepotkugeln pfiffen uns um die Köpfe und klatschten an das Mauerwerk, in Balken und Bäume. Diese französischen blauen Bohnen haben einen eigentümlich singenden, malitiösen Pfiff. Auch die Artillerie des Forts begann ihr Tagewerk. Granaten, auf unsere Feldwache gezielt, sausten oder surrten halb heulend, halb zischend durch die Luft und platzten mit mächtiger Detonation bald vor, bald hinter uns. Von uns wurde dagegen, der ausdrücklichen Instruktion gemäß, kein Schuß abgegeben. Nur eine Verwundung kam trotz all'

des Geknalls bei uns vor. Ein Mann erhielt einen Chassepotschuß durch den Helm, der ihm ein Stück Kopfschwarte mit abriß. Endlich kam die Mittagsstunde heran, wir wurden von einer anderen Kompagnie abgelöst und marschierten nach Stains hinein, um im Repli Allarm-Quartiere zu beziehen.

Noch 24 Stunden hatten wir hier in ziemlich unbequemer Lage auszuhalten. Etwa 60 Mann lagen wir in dem großen Billardsaal eines Kaffeehauses, in dem kurz vor unserer Ankunft die Mobilgarden übel gehaust, alles Trink- und Eßbare vertilgt und die Gefäße zerbrochen und in bunter Unordnung unter einander geworfen hatten. Da nur ein Appell mit Gewehrrevision abgehalten wurde, so blieb uns viel müßige Zeit, die wir größtenteils zu privatim angestellten Recognoscierungspatrouillen in den Obst- und Weingärten, in den hier sehr zahlreichen verödeten Läden der épiciers und Marchands de vin, in Küchen und in Kellern verwendeten. Mancher gute Fund belohnte uns. Die Nacht war unbequem, der nächste Tag langweilig. Nichts Erhebliches trug sich zu, bis auf einige uns zugedachte Granatschüsse. Endlich, am Abend, wurden wir erlöst und abgelöst. Ein anderes Bataillon unseres Regiments rückte in unsere Stellungen ein; wir marschierten aus der ersten Linie zurück in die uns angewiesenen Kantonnements-Quartiere zu Garges. Nach kaum halbstündigem Marsche dort angelangt, warfen wir, müde und abgespannt, Helm und Tornister in die Ecke, schnallten den Säbel ab und befreiten uns von der drückenden Montierung, die wir nun schon drei Tage und zwei Nächte, nämlich seit unserem Aufbruch von Grand Tremblay ununterbrochen auf dem Leibe gehabt hatten. Wenige Viertelstunden noch, und ganz

Garges, mit Ausnahme der wachsam auf- und abgehenden Posten, schnarchte in allen Tonstufen der Skala, nicht im mindesten gestört durch das nächtliche Geknall des Chassepots. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen —.

Für die nächsten Wochen blieben Stains und Garges der Schauplatz unserer Thätigkeit und — unseres Müßiggangs. In dieser Zeit schrieb ich viel Briefe und begann ein Diarium. Die hier folgenden Blätter sind demselben entnommen.

Drittes Kapitel.
Tagebuchblätter aus dem Monat September.

Garges, den 23. September 1870.

Gestern ruhten wir hier gemächlich, ungestört aus. Wir haben eines der besten Quartiere; M., ein ganz vortrefflicher Mann, hat es uns verschafft. Es ist das kleine nette Häuschen des katholischen Ortspfarrers, der natürlich, gleich den übrigen Einwohnern, über alle Berge ist. Im Erdgeschoß und ersten Stock enthält es mehrere gemütliche Stübchen; in jedem Himmelbett und Kamin; viel Wandschränke in den dünnen Tapetwänden. Über jedem Kamin befindet sich ein Spiegel, was mir in der Wohnung eines Klerikers seltsam genug vorkommt. Oder dürfte man diese Einrichtung symbolisch auffassen und auf das nicht minder christliche als philosophische „*Γνωθι σεαυτον*“*) eine Hindeutung darin finden? Wohl kaum!

*) „Erkenne dich selbst“ — Inschrift über dem Tempel zu Delphi.

Im Studierzimmer des Herrn Curé, wo ich jetzt an einem Marmortisch sitze und schreibe, während im Kamin ein überflüssiges, aber gemütlich anheimelndes Feuer knistert und flackert, ist die eine Wand mit einer ganz stattlichen kleinen Privatbibliothek bedeckt; meist theologische und historische Werke. Ich finde da eine Histoire de la France von Adam bis auf den heutigen Tag, d. h. bis anno 17**, eine erkleckliche Quartantenreihe mit Kupfern im Rococostil. Ferner Heiligenbiographien, les cinq codes, corpus juris canonici, einige Kompendien kirchlich approbierter Philosophie, italienische Landschaften an der Wand und in Mappen. Auch ein besonderes Billardzimmer hat das Pfarrhäuschen, ein Luxus, den man hier zu Lande in so mancher Privatwohnung findet. An die Pfarrei angebaut und mit ihr in unmittelbarer Kommunikation ist das kleine, in einem unsagbaren Stil erbaute Kirchlein, darin statt der Orgel ein unansehnliches, altes, abgeleiertes Harmonium.

An der Thür des Kirchleins fand ich mit Kreide angeschrieben: „Gott mit uns! Wir alle sind Menschen und vor Gott gleich" und „Irret euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten!" Ich gestehe, daß dieser ernste, mahnende Gedanke eines einfachen deutschen Soldaten — (vielleicht eines Protestanten) — jetzt mitten in der zeitweiligen Verwilderung des Feldlebens gedacht und an die Pforte des kleinen Heiligtums hingeschrieben, auf mich einen rührenden, ergreifenden, versöhnenden Eindruck gemacht hat. Humanität, Toleranz, ethischer Ernst, religiöse Achtung vor dem, was Anderen heilig ist, offenbarten sich herrlich in der Tiefe eines einfältigen Gemüts, das in dieser Zeit und hier ganz wohl von Parteihaß hätte verblendet und verhetzt sein dürfen.

So etwas thut wohl, wirkt versöhnend; der Krieg ertödtet doch nicht alles Menschliche!

Auf dem kleinen, alten, schlechten Harmonium in der Kirche spielte ich gestern Nachmittag. Es waren eine Anzahl mir geläufiger Melodieen: Das reizende Thema aus dem ersten Satz von Mozarts Phantasiesonate, Pilgerchor aus Tannhäuser, „Freude, schöner Götterfunke" aus Beethovens neunter Symphonie ꝛc. In Kirchenräumen und auf der Orgel, sei auch beides noch so ärmlich, nimmt sich doch alle Musik viel ernster und feierlicher aus, als in profanen Räumen auf dem Klavier. Was wirken doch Klangfarbe und Staffage!

Die Nacht über habe ich schlecht geschlafen, weil ein fauler Tag vorangegangen war; der von Paris herwehende Wind brachte das Schießen in der Vorpostenlinie zu deutlichster Wahrnehmung.

Heute Morgen hatten wir Feldgottesdienst. Unser Bataillon und die Jäger stellten sich in dem herrschaftlichen Park, welcher die nach Paris zugekehrte Seite unseres Dorfes fast ganz verhüllt, im Schatten hoher, schöner Bäume als Viereck auf, in dessen Mitte ein improvisierter Altar, bestehend aus einem gewöhnlichen Tisch, der mit einer rotseidenen, das gestickte Bild des eisernen Kreuzes zeigenden Decke bekleidet, ein angemessen geistliches Aussehen gewann. An Stelle der Orgel begleitete unsern Choralgesang die Regimentsmusik — (die, beiläufig, jetzt gerade im Garten unseres Stabes nebenan allerlei Märsche und profane Melodieen als Tafelmusik aufspielt). Die Predigt hielt der, mit prächtigem, sonoren Organ bedachte, bei Allen beliebte Divisionsprediger R. Er sprach vernünftig, human und enthusiastisch

über einen Text aus den Korintherbriefen. Darin ermahnt der Apostel die Gemeinde, sich an den Zug der Israeliten zu erinnern, die Gott sicher durchs rote Meer geführt, denen er als Rauch- und Feuersäule bei Tag und Nacht vorangeschwebt, die er durch Manna und erquickendes Quellwasser aus dem Felsen in der Wüste getröstet und erhalten. Die Analogie und Anwendung auf unsern gegenwärtigen Heereszug durch Frankreich nach Paris ergab sich unschwer und wurde im Einzelnen geschickt vom Redner durchgeführt. Als akustische Einleitung und hörbarer Hintergrund unserer Andacht diente diesmal an Stelle des Glockengeläutes der herüberhallende Kanonendonner der Pariser Forts. — —

Das Leben hier bietet eine unangenehme Mischung von Langeweile und ungeduldig nervöser Aufregung. Man hat wenig Dienst im Kantonnement; den Tag über nur zweimal Appell, um die Anwesenheit der Leute und ihre Reinlichkeit zu prüfen und festzustellen. Zur Unterhaltung nur einige spätgekommene, völlig antiquierte Zeitungsblätter aus der Heimat. Ich wollte zur Bibliothek des Pfarrers meine Zuflucht nehmen und las in einem der philosophischen Kompendien. Aber das gieng nicht lange; denn einmal mundete mir die darin vorgetragene Sorte von Philosophie gar nicht, und dann fehlte die zur Hingebung an fremde Gedanken erforderliche Ruhe, Sammlung und Klarheit, das otium philosophicum. Man muß schreiben und beschreiben, wenn man nicht hört und sieht oder spricht.

Garges, Samstag, den 24. September.

Noch ein Ruhetag in diesem von seiner rechtmäßigen Einwohnerschaft (wohl gezwungenerweise) im Stich gelassenen,

nun in eine Soldatenkolonie umgewandelten Dörfchen, und dann wieder vor! Heute Morgen hatten wir eine Stunde lang „Detailexercieren". Charakteristisch ist es vielleicht für die preußische Armee, daß man in so bedeutsamer und gefährlicher Situation, unter den feindlichen Wällen (etwa 5000 Schritt entfernt), im Angesicht des Gegners, in Erwartung eines Sturmes oder des friedlichen Triumphes nach diesem ungeheuren Feldzuge, fortwährend das Chassepotgeknatter auf der Vorpostenkette und den Kanonendonner der Forts vernehmend, — „Gewehr auf!" „Gewehr ab!" „Rechts um!" „Links um!" kommandiert und macht. Alles bis ins Kleinlichste und bis zum Äußersten soll in dieser Armee „exakt", „propre", pedantisch und penibel vorschriftsmäßig sein und geschehen. Dem außerhalb der Sache stehenden Beobachter mag das als lächerlicher Kamaschendienst erscheinen. So faßt es z. B. Heinrich Heine auf und verspottet es. Dies kerzengerade, zugeknöpfte, geschniegelte Gebahren kitzelt ihm das Zwerchfell. Und wer wollte leugnen, daß, wenn man hierin das Wesen der Sache erblicken dürfte, die Sache in der That nur lächerlich wäre. Aber es ist eben nicht das Wesen, sondern seine Erscheinung, nicht der Zweck, sondern das Mittel. Es offenbart sich darin der Geist der Disciplin und Subordination, das Postulat uneigennütziger strenger, gewissenhafter Pflichterfüllung, das Bewußtsein der Pflicht zu völliger Selbstaufopferung gegenüber Gesetz und Staat. Der borstige Egoismus soll den Mund halten, der Einzelne sich fortwährend als gehorchendes Glied der Allgemeinheit fühlen. Es ist der Geist des kategorischen Imperativs. Dieser Geist, der in Preußen vom geringsten Trainknecht bis hinauf zum König

herrscht, — den König selbst beherrscht, welcher nicht Besitzer, sondern Diener des Staats (primus inter pares) sein will und soll, ist der Geist der politischen Zucht und Ordnung. Er macht uns groß. Er durchdringt unsere Armee vom Wirbel bis zur Zehe. Möge er immer gehegt und gepflegt werden.

Zu einem kurzen Spaziergang trommelte ich mir M., den Vortrefflichen, G. und Dr. H. zusammen. M. ist ein ebenso energischer als kluger Mann, praktisch und mitteilsam, daher eine Autorität unter uns. Er ist nicht von Profession Soldat, sondern Landwirt aus den östlichen Provinzen, beim Beginn des Feldzugs einberufen, nachdem er schon den böhmischen Krieg von 66 mitgemacht. Auch seine äußere Erscheinung hat etwas Imponierendes. Nicht klein, ist er doch gedrungen und untersetzt; auf dem kräftigen Körper trägt er ein blondes, blauäugiges Haupt mit stattlichem langen Backenbart. Dazu der scharf accentuierte und doch gemütlich breite Dialekt des äußersten Ostens. Alles paßt in diesem Manne, einer echt germanischen Erscheinung, trefflich zu einander. Und so schätze ich es als Glück, daß ich ihn gefunden habe, mit ihm zusammenwohnen und fast fortwährend verkehren darf. — G. ist ein feiner, kunstsinniger Student, der Architektur beflissen, trotz aller seiner Jugendlichkeit von reifem, ästhetisch und logisch gebildetem Urteil. — Dr. H. aus Holstein, ein junger Chemiker, von vielseitigen Interessen, mit gutem Humor begabt, unterhaltend und gesprächig, einer der angenehmsten Gesellschafter.

Mit diesen drei Kameraden, die so verschieden geartet so wohl miteinander und mir harmonieren, im Gespräch nahm ich Garges oberflächlich in Augenschein. Es ist eines

der ärmlicheren Dörfer der hiesigen Gegend. Die beiden Hauptstraßen, die aus meist unscheinbaren, einstöckigen Häusern bestehen, treffen sich gerade bei meiner niedlichen Pfarrei, so daß das geistliche Oberhaupt ganz angemessenerweise im Centrum sitzt. Die Südfront des Orts gewinnt durch zwei hübsche, elegante Landschlößchen ein freundliches und wohlhäbiges Aussehen; Renaissancebauten, mit Statuetten geschmückt und von allerliebsten Blumenbeeten umgeben. Daran schließt sich südlich der schöne Park, in dem gestern unser Gottesdienst abgehalten wurde. Hohe, ernste, dichtbelaubte Bäume beschatten die das Unterholz und den Epheu durchschlingenden Wege. Noch weiterhin, an der Mauer eine Terrasse mit schöner Aussicht nach Paris. Am Park westlich vorbei führt die Straße über Stains nach St. Denis. Auf ihr ist am Eingange unseres Dorfs eine Barrikade aus Erde und Stroh gegen den Feind errichtet. Davor ein Jägerdoppelposten. An der Parkmauer hat man einen freien Aussichtspunkt benutzt, um eine Orientierungstafel aufzustellen, bestehend aus einem runden Holztisch, worauf mit Bleistift die Richtungen der Windrose gezogen, und die Namen der Ortschaften, Forts 2c., auf welche hingedeutet wird, verzeichnet sind. Hier trafen wir noch manchen müssigen Beobachter an, der sich mit Fernrohr und Karte die Gegend näher zu bringen und vertraut zu machen suchte. Man sieht über Stains hinweg nach St. Denis und auf jenes weite Panorama der Nordfront von Paris, das vorläufig den permanenten Hintergrund aller unserer Erlebnisse bilden soll.

M. instruierte über Vorpostenstellungen, Fortifikation und Belagerung. G. sprach über das Pantheon und die

Notredame, die uns am fernen Horizont winken; Dr. H. schilderte lachend den negativen Komfort seines hiesigen Quartiers, der in so grellem, tragikomischen Gegensatz zu dem erhofften Pariser Luxus stand. Ich dachte daran, wie vielerlei verschiedene Individuen eine Idee zusammenführt und unter der gleichmachenden, nivellierenden Uniform verbirgt. —

Gestern Abend ist ein kleines Gefecht der Unsrigen mit den Rothosen gewesen. Letztere machten einen Vorstoß gegen Pierrefitte, mußten zurück und wurden von unseren Feldwachen in Stains mit Schnellfeuer empfangen. Auf unserer Seite gar kein Verlust; auf gegnerischer verschiedene todt und verwundet. Noch liegen eine Anzahl im Stich gelassene Franzosen im freien Kartoffelfeld. Unsere Ambulanzen sind beordert, sie einzuholen.

Garges, den 25. September.

In unserer keineswegs behaglichen Lage, die so mannigfachen Anlaß zur Verstimmung bietet, begrüßt man alles einigermaßen Komische als willkommenen Grund zur Heiterkeit. Sehr ergötzte uns ein Pariser Humbug. Ein kolossaler Luftballon stieg gleich am ersten Tage unserer Hierherkunft vom Observationsturm des Montmartre auf und blieb, an einem Seil befestigt, in geringer Höhe schweben. Wir sahen ihn nun schon einige Tage und vermuteten mit Bestimmtheit, daß er zur Erweiterung der Vogelschau, des Überblicks über unsere Stellungen und Bewegungen dienen sollte. Aber siehe da! das Teleskop belehrt uns, daß er gar keine Gondel, gar keine Besatzung hat. Ein Observatorium ohne Observator! Eine Vogelscheuche für uns oder Sand in die Augen

der Pariser. Gestern ist nun der Haltestrick gerissen und das aerostatische Ungetüm zum großen Ergötzen und Gelächter der Unsrigen auf und davon geflogen. Ob es wohl mit den Illusionen und dem aufgeblasenen, prahlerischen Heroismus der republikanischen Fanatiker da drinnen auch so gehen wird? Nous verrons! Hoffen wir's! — Als kleine Gegengabe ist den feindlichen Vorposten eine Vogelscheuche ganz anderer Art präsentiert worden, mit der man sie auf kurze Zeit wenigstens wirklich hinter's Licht geführt hat. Da es bekannt war, daß die Franzosen, im strikten Gegensatz zu unserer Manier, ihre Munition wie toll verknallen, so fabrizierten einige Witzbolde der Feldwache in der Papierfabrik bei Stains einen mannsgroßen Popanz, der aus mäßiger Entfernung einem im Anschlag liegenden Preußen nicht unähnlich sah. Dieser wurde bei Nacht auf dem Dache befestigt. Und als nun der Franzos bei anbrechendem Tag diesen unverschämten Wagehals wahrnahm, begann er natürlich ein mörderisches Geschieße. Bald freilich legte sich diese Wut; der Tapfere dort oben stand immer noch unbeweglich, felsenfest und drohend da, während sich drunten die Wache vor unauslöschlichem Gelächter wälzen mochte. — Auch hier im Kantonnement sucht sich der Humor der Soldaten in aller Weise zu äußern. Mit Karikaturzeichnungen werden die Wände bedeckt. Einstmals wird sich die zurückkehrende Einwohnerschaft über diesen seltsamen Schmuck genug wundern. An einem Hause fand ich folgende eigentümliche Maskenausstellung: Einer Gipsbüste waren Schnurr- und Knebelbart angemalt, rotwollene Epaulettes auf die Schultern gelegt und eine französische Feldmütze aufgesetzt; um die unteren Extremitäten darzustellen, hatte man ein paar

alte Besen benutzt; das Mittelstück der Figur mußte der Beschauer in seiner Phantasie hinzusetzen. Dies war, laut der Unterschrift, Napoleon. Daneben seine Ehehälfte, mit Hilfe alter Krinolinen dargestellt, in abscheulicher Situation. Zwischen beiden Lulu, eine elende kleine Puppe, auf dem Schaukelpferde reitend. — Der Grimm und Hohn unserer Soldaten richtet sich eben noch immer gegen den Einen, der jetzt so kläglich von der Bühne verschwunden ist. Er hat ja das ganze Kriegselend veranlaßt. Auch ist die vielköpfige Republik ein für den gemeinen Mann unverständliches Abstractum, das er weder lieben noch hassen kann.

Man richtet und heimst sich allmählich immer mehr ein, in kriegerischer und, so gut das gehen will, friedlicher Hinsicht. Barrikaden an den Dorfausgängen, Schießlöcher in den Gartenmauern machen die Lisière verteidigungsfähig; für den Fall eines Rückzugs ist dadurch Vorsorge getroffen, daß man von der Lisière ab durch Hecken, Mauern, Zäune von Garten zu Garten Durchbrüche von zwei bis drei Mannsbreiten eingeschlagen hat. Übrigens soll bei etwa überlegenem Angriff die erste Linie, also Stains ꝛc., zwar geräumt, die zweite dagegen, also unser Garges u. s. w. bis auf's Äußerste verteidigt werden. Für die Posten sind ziemlich schnell ganz gute Schilderhäuser gezimmert und mit schwarz-weiß gestreiftem Anstrich geschmückt worden. An den Häusern stehen überall die Namen und Bezeichnungen der darin liegenden Offiziere, Feldwebel, Korporalschaften mit schwarzer Farbe in eleganten Lettern angepinselt. Deutsche Wegweiser orientieren den Soldaten in der Umgegend. „Nach Dugny," „Nach Stains," „Nach Arnouville" steht darauf, und die hindeutende schwarze Hand fehlt

auch nicht. Die französischen Straßennamen sind durch deutsche verdrängt; an Stelle der bisherigen rue de Paris, rue de la fontaine findet man da die heimische „Friedrichsstraße", „Kronenstraße", „Kommandantenstraße". Am ehemaligen Schulgebäude steht in riesengroßer Schrift „Wachtlokal". Kurz, es wiederholt sich hier im Kleinen das, was man von den europäischen Ansiedelungen in fremden Weltteilen her schon kennt, wo die weither Gekommenen jenseits des Oceans ihr Holland und Seeland, ihr York, Berlin und Frankfurt neu haben erstehen lassen.

Unser Vorpostendienst ist so geregelt, daß folgender Turnus stattfindet: Zwei Bataillone unseres Regiments und drei Jägerkompagnieen liegen immer hier in Garges, während ein Bataillon von uns und eine Jägerkompagnie die Stellungen vorn in Stains bezieht. Je eines unserer drei Bataillone steht erst 48 Stunden auf Vorposten und hat dann hier in Garges 4 Tage Ruh, während die beiden anderen nacheinander in die vorderste Linie einrücken. Morgen sind wir wieder an der Reihe. Das erste Mal zogen wir mit Sack und Pack, die Pickelhaube auf dem Kopf, in die Vorpostenstellung. In Zukunft ziehen die Vorposten, teils der Bequemlichkeit, teils der Sicherheit wegen, in Mütze, ohne Gepäck, mit gerolltem Mantel auf. Helm und Tornister bleiben hier im Quartier zurück. Die Ablösung findet Abends 7 Uhr, im Schutz der Dunkelheit, statt.

Garges, Mittwoch, den 28. September.

Gestern und vorgestern in und bei Stains im Repli und auf Feldwache gewesen. Im Ganzen verlief die Sache ruhig und gemütlich; der gewohnte wachsame und attente

Schlendrian wurde durch kein außerordentliches Ereignis gestört. Wir bezogen diesmal eine andere Feldwache, nahe bei der Barrikade, in einer großen Schmiede an der Landstraße nach double Couronne. Vor uns, sehr exponiert, in einem kleinen Gartenhäuschen, ein von uns detachierter Unteroffizierposten. Sowie man sich bei Tag und in der Dämmerung blicken ließ, gieng es „Piff-Paff" von da und dort, und die Kugeln pfiffen einem um die Ohren. Man mußte daher beim Aufziehen und Ablösen sehr vorsichtig und geduckt schleichen. Die Zeit vertrieben wir uns mit Skat- und Whistspiel. Ihre Kartoffeln mußten die Leute in der Nacht suchen; bei Tag wurden sie gekocht. Nachmittags bewarf uns der Franzose mit Granaten. Einige hatten schon vorher unser Dach durchlöchert und eine Mauerecke weggerissen. Es kam kein Unglück vor.

Nur ein kleines Vorkommnis unterbrach das sonstige Einerlei. Wir hörten plötzlich das hier ganz ungewohnte Geräusch eines herbeirasselnden Wagens. Ein Blousenmann mit zwei Kindern kam auf einem der großen zweiräderigen Karren, die hier üblich sind, auf der Landstraße von St. Denis am hellen lichten Tage herübergefahren. Wir erstaunten nicht wenig über diese Naivetät. Schnell und unerwartet sprangen drei Mann von uns hinaus, hielten die Gewehre vor und fielen dem Gaul in die Zügel. Die Kinder schrieen, der arme Teufel in der Blouse wurde heruntergenötigt, gab vor, er habe geglaubt, daß nur Pierrefitte von uns besetzt sei, und habe sich aus seinem Hause in Stains zurückgelassene Gerätschaften zu holen die unverfängliche Absicht gehabt. Trotz seines weinerlichen und passiven Protestes wurde er sammt Kindern und Karren hinein zum Major geführt.

Dieser fuhr ihn etwas barsch an und schickte ihn dann zurück, von wo er gekommen sei. Als er wieder vorbei kam, war er seelenvergnügt, nannte uns „bons camarades!“ und gab seinem Gaul die Peitsche.

Die feindliche Artillerie in den Forts hat jeden Nachmittag ungefähr zwischen 3 und 5 Uhr ihre Schießübungen. Dann bewirft sie der Reihe nach alle unsere Vorpostendörfer mit ihren Sprenggeschossen. So schlecht diese nun auch gezielt sind, so wenig Schaden sie uns bisher gethan haben, so macht doch das Sausen, Heulen und Krachen der herüberfliegenden, einschlagenden und krepierenden Granate, verbunden mit dem Bewußtsein, daß man als wehrlose Zielscheibe einem schlimmen Zufall preisgegeben ist, einigermaßen nervös. Ich dachte dabei an Epiktet's bekanntes: *ταραττει τους ἀνθρωπους οὐ τα πραγματα, ἀλλα τα περι των πραγματων δογματα**). Überhaupt führen ja die Stoiker alle Gemütserregungen (*παθη*) auf Vorstellungen, Gedanken, Erkenntnis und Irrtum zurück. Bis zu einem gewissen Grade mit Recht! Die Gefahren, die uns bedrohlich, die Hoffnungen, die uns ergötzlich vorschweben, sind doch bloße Gedankendinge, Phantasiegebilde, die wie ein schauerlicher oder heiterer Vorhang uns die unfaßbare Zukunft verbergen und bei großer Lebhaftigkeit selbst die greifbar-leibhaftige Gegenwart umschleiern. Das Tier, weil es vorwiegend in der Gegenwart lebt, genießt und leidet, ist insofern besser daran wie der Mensch, als es sich die Gegenwart nicht durch das Phantom der Gefahr verbittern läßt.

---

*) Die Menschen erregt nicht das, was vorgeht, sondern das, was sie sich darüber denken.

Andererseits geht ihm der große und hohe Genuß ganz ab, der uns aus dem Bilde zukünftigen, entlegenen Glücks entspringt. Analoges gilt für das Verhältnis des geistig weiterblickenden, zum kurzsichtigen und stupiden Menschen, — wenn man nämlich von dem hier sehr wichtigen, unbegreiflichen Unterschied der Temperamente absieht. Hic haeret aqua!

Garges, den 30. September.

Durch wechselweises Bedürfnis, behufs gegenseitiger Unterstützung, durch gemütliche Zuneigung und geistige Kongenialität werden die Menschen zueinandergeführt und weitere wie engere Associationen unter ihnen gestiftet, worin der Eine durch das, was er entweder ist oder leistet, dem Anderen verbunden wird und umgekehrt. Darauf beruht alle Gemeinschaft und Gesellschaft: Freundschaft, Familie, Staat. — So bilden sich denn auch innerhalb der künstlich-taktischen Einheiten des militärischen Organismus, innerhalb des Bataillons, der Schwadron, Kompagnie, Korporalschaft förmliche Soldatenfamilien. Je Zwei oder Mehrere thun sich zusammen und halten während des Feldzugs eng und unzertrennlich zu einander. Ich wohne immer mit M., meinem trefflichen ostpreußischen Kameraden, zusammen. Uns beiden zugethan sind zwei Füsiliere, K., ein gutmütiger Pole, der sein Deutsch in spaßhaftester Weise radebrecht, und D., ein kaltblütiger Pommer, der seinem K. zuweilen köstliche Gardinenpredigten hält, wenn dieser mit zuviel Spiritus im Kopf nach Hause kommt. Letzteres ereignet sich nicht selten. Die beiden Füsiliere kochen und reinigen das Quartier für M. und mich. M. drückt ihnen gegenüber, als ihr Vorgesetzter, zuweilen ein Auge zu, weiß ihnen immer durch

kluge, praktische Vorschläge, häufig durch Ironie, seltener durch kategorischen Ernst, zu imponieren und leitet sie, wohin er will, am Fädchen. Ich freue mich an M.'s Persönlichkeit, ziehe von den Handleistungen K.'s und D.'s Vorteil. Ob ich ihnen etwas bin und leiste, weiß ich nicht. Zuweilen habe ich ihnen ihre Briefe adressiert, zuweilen Kartoffeln geschält. Wir führen zusammen ein im Ganzen glückliches häusliches Leben und schlafen des Nachts brüderlich neben einander auf demselben Stroh ausgestreckt. (Wir haben nämlich neuerdings schlechtere Quartiere. Das schöne Himmelbett des Pfarrers ist ein verlorenes Paradies.)

Unser Speisezettel ist bei der geringen Anzahl zu Gebote stehender Ingredienzien mannigfaltig genug. Die Felder bieten uns Kartoffeln, Gemüse, Weintrauben. Geliefert wird Kaffee, Reis, Salz, Speck und frisches Fleisch. Honig haben wir uns in Stains ausgeschmolzen, nachdem die Bienen ausgeräuchert waren. Es sind noch mehrere Flaschen da. Und daraus wird denn ex tempore gebacken, gebraut, gekocht und gebraten nach überliefertem und neuersonnenem Recept. Ich habe keine Ursache, die Pariser um ihre Küche zu beneiden, solange ich Hunger den besten Koch sein lasse. An Tabak und Cigarren mangelt es. Viele rauchen Nußblätter.

Wenn das nur nicht allzu lang so weiter geht. Ich läge gar zu gern in einem Federbett und hätte nichts dagegen, wenn ich baldigst bei einem Restaurant auf den Boulevards einquartiert würde! Zunächst heißt's Sustine et abstine! Man wird hier zum Cyniker wider Willen. C'est la guerre!

Garges, den 3. Oktober.

So schleppt man sich von Tag zu Tag fort in ewigem Einerlei. Was müssen Agamemnon und seine Achäer für eine enorme Geduld besessen haben. Zehn Jahre — man denke! Mir wenigstens ist ein solches Patiencespiel unerklärlich. Aber freilich jene göttlichen Helden opferten Hekatomben, ohne sich dabei selbst zu vergessen, sie konnten sich baden und salben und hatten alle Bequemlichkeiten in Hülle und Fülle. Dagegen wir, — in der That, eine desolate Situation. Ein Zustand völligen Mangels an dem, was das Dasein menschlich macht; an jenem unschuldigen Luxus, der Unsereinem unentbehrlich und selbstverständlich erschien wie das tägliche Brot. Gaumen, ästhetischer Sinn, Schamgefühl, Reinlichkeitsbedürfnis — sie alle müssen kurzweg resignieren; man muß Augen und Mund zuthun. Keine Cigarren, keine Zeitungen, keine Seife! Wäre nicht das wunderbar schöne Wetter, man möchte verzweifeln. Wann — o! wann wird unser erfindungsreicher Odysseus-Moltke sein trojanisches Roß erfinden? — Vierzehn Tage liegen wir nun vor Paris; unsere Belagerungsartillerie ist noch nicht zur Stelle. Die Vorposten stehen Gewehr bei Fuß, ohne einen Schuß, da und lassen sich die feindlichen Kugeln um die Köpfe pfeifen. Kein Schritt zurück, aber auch keiner vorwärts. Es ist unabsehbar! — Straßburg hat kapituliert. Das ist etwas, aber was hilft es uns hier?

Unser Bataillon ist auf Vorposten. Ich bin diesmal wegen eines Unwohlseins zurückgeblieben, das an sich ungefährlich, doch bei der ewigen Kampfbereitschaft, in der man sich dort vorn befinden soll, sehr störend sein würde. Da inzwischen ein anderes Bataillon unsere hiesigen Quar-

tiere bezieht, so habe ich den Platz räumen und mich auf ein paar Tage in's Lazaret zurückziehen müssen. Das Lokal ist reizend. Ein langer, schmaler, einstöckiger Bau, eine Art von Gartensalon, in jenem etwas modernisierten, halb pomphaften, halb graziös-schnörkelhaften Geschmack des siècle de Louis XIV. aufgeführt, welchem man hier herum allerorten begegnet. Das Gebäude liegt am östlichen Saum des schönen, schattigen Parks neben mehreren anderen Luxusbauten derselben Gattung, mit seiner einen Flanke nach der Dorfstraße zugekehrt, während die andere unmittelbar auf eine mit steinernem Gitter eingefaßte Gartenterrasse hinausführt. Durch den ganzen Bau, der von außen eine stattliche Reihe großer Fenster zeigt, geht innen ein langer Korridor, auf dem jedes einzelne Zimmer seinen besonderen Eingang hat. Die hohen, schönen Räume, zum Teil mit chinesischen Tapeten ausgekleidet, sind luftig und hell. Am Gartenende befindet sich der geräumige, elegante Billardsaal; darin in kolossalem, feingeschnitztem Nußbaumschranke die ansehnliche Bibliothek; wertvolle alte Kupferstiche, prächtig eingerahmt, an den Wänden, — und hier nun der glatte, getäfelte Boden mit Stroh belegt; darauf herumlagernd, in Bilderbüchern blätternd, schlafend oder essend die leicht kranken Soldaten. Dies wohlhäbige Asyl gehört, wie es scheint, einem Pariser Architekten. Wenigstens fand ich oben auf dem Boden unter allerlei bunt durcheinander gewühltem Gerät ganze Ballen architektonischer Risse mit allen möglichen Säulenordnungen. — Im Garten, sowie man aus der großen Fensterthüre des Billardsaales heraustritt, befindet man sich auf einem freien, kiesbestreuten, die bekannte Aussicht gewährenden Platze, der von einzelnstehenden, sehr

hohen, alten, dichten Kastanienbäumen umgeben wird. Die ehrwürdigen Bäume bilden einen herrlichen Vordergrund und Rahmen für den Blick auf Paris. Hier hielt ich mich den größten Teil des sonnigen Tages mit einigen Freiwilligen auf, die gleich mir durch leichtere Übel, wie Fingerverwundungen u. dgl. m., vom Dienst ferngehalten sind. Einer von ihnen erhielt per Feldpost Zeitungsblätter neueren Datums. Das war ein Fest! Mit wahrem Heißhunger kostete man einmal wieder die Blume der Ereignisse, während uns sonst nur deren Hefe dargeboten und aufgenötigt wird. — Im Freien wurde Whist gespielt, gelesen, gekocht und gegessen. Gestern habe ich mir ein Beafsteak, heute Hammelkotelettes gebraten.

Der gestrige Abend im Freien war wunderschön. Eine ganz klare, stille, herrliche Nacht. Der silberne Schein des Dreiviertelmonds fiel wunderbar durch die ernsten dunkeln Wipfel der Kastanien auf unseren Platz herab, stahl sich geheimnisvoll durch dichtes Gebüsch und Bäume in die schweigenden Alleen. In der Nähe am Feuer kochende Soldaten. In der Ferne die glitzernden Laternenreihen am Abhange des Montmartre. Es war so still und friedlich; heimatliche Gedanken, Heimweh beschlich uns. Wir standen auf und lustwandelten langsamen Schritts in dem Helldunkel der durch's Gebüsch sich hinwindenden Fußpfade; standen auch ab und zu still, um zu genießen und zu lauschen. Was man vernahm, war nur das eintönige Gezirp der Cicaden im Felde und der ferne Gesang von Soldatenliedern. Selten einmal hallte ein dumpfer Kanonenschuß oder das helle Geknatter einiger Gewehrschüsse herüber. Tiefer, weihevoller Frieden durchwehte die weite Natur. — O Welt, Menschheit! — Warum brichst du ihn?

Garges, den 4. Oktober.

Mit Recht meint Spinoza, das Wesen und der Kern jedes Einzeldings, jedes Individuums bestehe in dem Selbsterhaltungsstreben, in der Selbstliebe. Etwas moderner und dem Zeitalter der Aufklärung entsprechend sagt Helvetius, in der moralischen Welt herrscht das Gesetz des Egoismus ebenso allgemein und notwendig, wie in der physischen Welt das Gesetz der Gravitation. Es ist ein und dieselbe Notwendigkeit, nach welcher die feindliche Kugel hier, wo ich stehe, einschlägt, und nach welcher ich durch eine schnelle Bewegung ihr auszuweichen bestrebt bin. Streben nach Genuß und Leben, sich sträuben gegen Schmerz und Tod, das ist gemein, das beherrscht jede sterbliche Brust. Was uns über solch egoistische Empfindungsart, nach ihrer positiven und negativen Richtung, am ersten und höchsten emporhilft zur Selbstaufopferung, die etwas Übermenschliches hat, ist der Enthusiasmus für große Ideen, wie Vaterland, Recht, Wahrheit und Menschheitswohl. Ein Leonidas, Sokrates, Arnold von Winkelried, Huß erscheinen uns wie Halbgötter. Nur ist selten ein Gemüt zu nachhaltigem Enthusiasmus geschaffen. Enthusiasmus ist zudem ein activer Affect, ein Affect der Thätigkeit, zum Handel drängend, aus Handlungen entspringend; Enthusiasmus des Leidens oder im Leiden höchst selten. Man muß selbst mit dreinschlagen oder zum mindesten selbst mit dreinschreien dürfen. Das hebt. Bloßes Stillhalten deprimiert. Da stehen wir Armen nun, zum Schweigen verurteilt, als duldende Zielscheibe, gleichsam wehrlos dem fortwährend drohenden Fatum der feindlichen Kugeln ausgesetzt. Diese Passivität wirkt lähmend, sie wird unheimlich.

Es ist in unserem Garges doch nicht mehr so geheuer als anfangs, da wir uns hier gemächlich von der in Stains bestandenen Gefahr ausruhten. Damals glaubten wir uns hier außerhalb der Schußweite der Forts. Unsere gemütliche Ruhe ist gestört. Gestern kamen mehrere Granaten zu uns herüber. Die erste fuhr zischend, mit furchtbarer Wucht einer gerade zum Appell angetretenen Kompagnie über die Köpfe weg und schlug dicht dabei in den Boden, ohne zu explodieren. Selbstverständlich ein allgemeiner Bückling. Die zweite schlug mitten in der Friedrichsstraße ein; sie hat krepierend einen tiefen Trichter im Straßendamm aufgewühlt. Eine dritte ist auf dem Exerzierplatz explodiert, als dort einige Züge in Reihe und Glied „Gewehr auf! Gewehr ab!" übten. — Diese Granaten sind von außerordentlichem Kaliber, wahre Ungeheuer, etwa 8 Zoll im Durchmesser, fast 2 Fuß lang, mit einer langen, haarscharf zulaufenden Stahlspitze; Sprengstücke im Gewicht von mehreren Pfunden schleudern sie umher. Man nennt sie halt nur „Zuckerhüte". — Übrigens beweisen diese Monstra, daß jetzt im Fort de l'Est schweres Marinegeschütz aufgefahren ist, Sechsundneunzigpfünder. Anfangs hatten sie dort nur einiges Feldgeschütz.

A propos! Mir fällt da ein tragikomischer kleiner Vorfall ein, der auf's schlagendste zeigt, wie im Kriege nicht nur vom Erhabenen, sondern sogar vom Entsetzlichen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt ist. Am ersten Morgen, als unsere Kompagnie in Stains im Repli lag, waren die Leute hinten im Garten auf's Mannigfaltigste beschäftigt; man kochte Kaffee, schmolz Honig aus, plünderte die Weinstöcke, scharrte vergrabenes Küchengeschirr aus und war guter

Dinge. Unter anderem hatte sich ein Mann entfernt an der Gartenmauer niedergesetzt, um — zu thun, was er nicht lassen konnte. Da zischt ihm eine Granate über den Kopf und krepiert in unmittelbarster Nähe mit fürchterlichem Knall. Im Moment richteten sich alle Blicke dorthin. Der arme Mensch war entsetzt aufgesprungen und kam eilig mit noch ganz derangierter Toilette herbei, wurde mit schallendem Gelächter empfangen und rief halb verdutzt, halb schon selber lachend: „Nun — — ich aber nicht weiter!"

In Paris drinnen sollen die Burgeois unter Jules Favre und Trochu mit den Socialisten unter Rochefort auf Kriegsfuß leben. Wollte sich doch das Gesindel einander ernstlich in die Haare geraten! Ich glaube, wenn es recht ordentlich drunter und drüber geht, rufen uns die Vernünftigen selbst hinein. — Manche von uns sehen freilich sehr schwarz. Mit der Hoffnung auf baldigen Einzug sieht's schlimm aus. Man hat die Pariser unterschätzt!

Mir fällt in meine trübe Stimmung hinein, wie durch düstere Wolken ein freundlicher Sonnenstrahl, der Gedanke an jene heitere Objektivität, jene behaglich-überlegene Gelassenheit, mit welcher Goethe den überaus traurigen Feldzug von 1792 auffaßt und schildert. Individualitäten! Pessimismus und Optimismus, chronische Neigung zum vertrauensselig heiteren Hoffen oder zum finsteren Befürchten sind — wie das Temperament — Urphänomene des Individual-Charakters, nicht weiter reducierbar, ganz unvermittelt aus dem unerforschlichen Quellgrund und Keim unserer Persönlichkeit entsprungen.

Garges, den 5. Oktober.

Dieser geschäftige Müßiggang hier wirkt depravierend. (Ich rede vom Kopfarbeiter und Theoretiker, nicht vom Handarbeiter oder Praktiker. Dieser letztere kann sich hier durch allerlei Hantierungen oder Unterweisungen nützlich machen, die seiner im Frieden gewohnten Beschäftigung wenigstens einigermaßen gleichartig sind. Jener aber empfindet mit Bedauern die unfreiwillige Arbeitslosigkeit, den ungestillten geistigen Hunger; er bemerkt mit Bedauern, wie die geistigen Organe, wenn man sie nicht benutzt, verkümmern, so gut als die leiblichen.) Man sinkt in seinem ganzen Fühlen, Denken, Bedürfen, Begehren und Genießen um eine Stufe herab auf der Stufenleiter, die vom Tierisch-viehischen zum Geistig-menschlichen hinaufleitet. Im Essen und Trinken und Schlafen findet man seinen Genuß, hascht nach den gröbsten Leckerbissen wie nach einem Glücke, freut sich z. B. kindisch, wenn man einmal Butter und Käse bekommen kann, — kurz, man wird praktischer Materialist. Wo bleibt doch für uns arme Akteurs und Statisten auf dem Theatrum mundi in all' dem Staub und Schweiß jener hohe Idealismus, mit welchem der Zuschauer, der Zeitungsleser, diese Kriegsaffären umleuchtet, verklärt, glorificiert sieht! Beiläufig sind die Lebensmittelpreise bei unseren Marketendern ganz enorm. So habe ich heute dem dicken, faunischen Kerl, der vor meinem Fenster den ganzen Tag über branntweinselig am Cognacfasse steht, schlechte Witze reißt, Geld einstreicht und die leeren Feldflaschen wieder füllt, für ein Stück Butter und etwas Käse, die zu einem guten Frühstück gerade hinreichten, 15 Groschen bezahlt. Eine gewöhnliche Tafel Chokolade (1/2 Pfund) kostet

20 Groschen. Für den seltenen Genuß einer Cigarre, welche mir zu verkaufen ein Füsilier sich nach vielem Zureden herbeiließ, habe ich ihm 5 Groschen gegeben. Vom nationalökonomischen Standpunkt aus ist es tröstlich, daß all dieses Geld doch nach kurzer Cirkulation im Ausland wieder in die heimischen Kassen zurückfließt. Vom privat-ökonomischen ergeben sich andere Betrachtungen.

Über all die Misere hier könnte einem nur Eins von zweien hinaushelfen: entweder Enthusiasmus oder Humor. Mit meinem Humor sieht's schlimm aus; und sich dauernd auf dem Kothurn zu bewegen, ist unmöglich, zumal wenn man die Dinge, wie ich, etwas nüchtern ansieht. Und doch gibt's noch Mittel, die Runzeln von der Stirn hinwegzubaden. Gestern Abend traf ich Jemand, der noch mißvergnügter war als ich, einen Hypochonder ersten Ranges, den Referendar R. Er ist, gleich mir, von der großen Sache angezogen, wie die Mücke vom Kerzenlicht, freiwillig den Fahnen gefolgt. Er war in tiefster Aufregung. Auf's Bitterste beklagte er sich und fand unsere Lage durchaus abominabel. Den Heldentod scheute er gar nicht, aber daß er zum — Mistfahren kommandiert war, das brachte ihn aus der Fassung. Ja, ja! so geht's hier zu, ihr lieben Zeitungsleser und Idealisten in der Heimat. Kommt her, seht und riecht! Könnte man sich in Glacéhandschuhen todtschießen lassen, ja dann wäre das Heldentum ein Sonntagsvergnügen! — Ich mußte, trotz des aufrichtigsten Mitleids, über den armen Referendar lachen; doch sann ich sogleich auf Gegenmittel. „O," sprach ich, „da ist bald Rat geschafft! Kommen Sie nur mit mir!" Ich führte ihn zu dem immer jovialen Dr. H.; zum Glück trafen wir diesen

an, trieben noch andere Kumpane zusammen und begaben uns auf eine jener Rundreisen, die jeder kennt, der auf deutschen Universitäten einen dies academicus gefeiert hat. Wir zogen durch ganz Garges, von einem Marketender zum anderen. Insanire juvat. Nunc vino pellite curas! Wein, der Sorgenbrecher, Branntwein, die Lethe, täuschten uns die trübe Wirklichkeit hinweg. Einer unserer Feldganymede besaß, wie mir verraten war, noch ein Faß erträglichen Rotweins. Dorthin gieng's zuerst. Wir lagerten uns im Kreise. Auf das Faß wurde ein durch seine ansehnliche Korpulenz und Laune zum Bacchus wohlgeeigneter Kamerad rittlings placiert, und während Glas auf Glas abgezapft im Kreise herumgieng, ertönten heitere akademische Rundgesänge. Man wurde lustig, gesprächig, witzig, zuletzt lärmend. Bald war der letzte Tropfen aus dem Fasse geronnen, und nun hieß es: Vivat sequens! Unser aufgeregter, bacchantischer Zug trollte sich, ohne in Konflikte zu geraten, zum nächsten Marketender u. s. f. Schließlich stolperten wir über den Dünger eines dunkelen Hofes dem trüben Schein einer Stalllaterne nach, bei welcher Cognak feilgeboten wurde. Auf leeren Fässern, Schubkarren 2c. wurde Platz genommen. Vom Singen gieng man zum Reden über. Und da nun bei einem solchen Bacchanal der Mangel an Bacchantinnen bemerkbar wurde, so kam das Gespräch ganz naturgemäß auf die gänzliche Abwesenheit des weiblichen Geschlechts. Seit mehreren Wochen hatten wir keine Tochter Evas erblickt. Nur vor einigen Wochen hatte man eine etwas auffällig gekleidete Dame in rotem Mieder, von Husaren eskortiert, durch Garges passieren sehen, die denn wie ein Meerwunder angestarrt worden war.

Nun wurde die Frage aufgeworfen, ob denn die Frauenzimmer überhaupt unentbehrlich, ein Leben ohne sie nicht ganz gut denkbar und erträglich sein würde. Ein Idealist kam mit dem Schiller'schen

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Er fiel aber damit durch. Die überwiegend kraßrealistische Stimmung überschüttete ihn mit Spott. Von diesem Gesichtspunkt aus wurde viel für und wider gesprochen. Die Einen machten geltend, daß alle sonst weiblichen Obliegenheiten hier von den Füsilieren auf's Trefflichste versehen würden. Sähe man sie doch auf den Waschbänken am Dorfbach die Wäsche spülen und auswinden trotz der besten Waschfrau. Und seinen Kaffee, Fleischbrühe, Kartoffeln verstehe jeder zu kochen. Die Anderen meinten, es fehle doch etwas, und die französischen Feldwachen seien besser daran, sie hätten Vertreter des weiblichen Geschlechts unter sich, wie man aus ihrem nächtlichen Gesang wohl durchgehört habe; sie arrangierten sogar Bälle auf Vorposten. Der Streit der Meinungen blieb ungeschlichtet; die antifrauenzimmerliche Majorität wurde von der Minorität an den Fuchs mit den sauren Trauben erinnert; der Wein, der zuerst die Geister zusammengeführt, trennte sie wieder; die allgemeine Unterhaltung löste sich in eine Reihe von Partikulargesprächen auf, die mit schon etwas schwerer werdender Zunge über die verschiedensten Themata geführt wurden. Der düstere Trübsinn meines Referendars war verschwunden, er hatte sich an die Brust unseres liebenswürdigen Architekten G., gelehnt, und während dieser über die Konstruktion des schiefen Turmes von Pisa sprach, demonstrierte er ihm

in feuriger, aber schwer verständlicher Rede, daß es durchaus gegen die angeborenen Menschenrechte sei, einen gebildeten Mann zum Mistfahren zu kommandieren.

Der Zapfenstreich war längst geblasen, als ich zum Aufbruch drängte. Man trennte sich unter allseitiger Befriedigung. Aus Sympathie und Nächstenliebe geleitete ich mit festem Arm und leidlich sicherem Schritt meinen lustigen Chemiker, den Dr. H., der sich fortwährend über die Vorteile des Nitroglycerins als Sprengmittel und Granatfüllung ausließ, bis in sein Quartier. Dann begab ich mich, wegen des herrlichen Vollmondscheines absichtlich zögernd, nach Hause. Meine Stubenkameraden schnarchten schon längst. Ich warf mich auf's Stroh und zog mir den Mantel über den Kopf; der gutmütige Pole schwatzte im Schlaf ein paar unverständliche Sätze; die Strohhalme knisterten, und im Entschlummern summten mir, ich weiß nicht warum, fortwährend die Anfangszeilen eines ausgelassenen Grisettenliedchens im Ohr:

Mon père est à Paris,
Ma mère est à Versaille,
Et moi je suis ici,
Pour coucher sur paille.
L'amour, l'amour etc. etc.

Garges, 5. Oktober, Abends 9 Uhr.

Während die Italiener endlich und fast ohne Schwertstreich in Rom einziehen, während Mazzini und Garibaldi das heißersehnte Ziel ihrer Wünsche durch die Soldateska des re galantuomo nach geringfügigem Scheingefecht errungen sehen müssen, während hinten im Osten der langsam und unmerklich wieder erstarkte asiatische Koloß sich drohend er-

hebt und dem Osmanen die Faust entgegenhält; während Thiers, der alte Erzchauvinist, hilfeflehend an den europäischen Höfen herum von Pontius zu Pilatus eilt und, da ihm die selbsteingebrockte Suppe zu heiß geworden ist, tauben Ohren predigt, — während dessen kämpft, blutet, siegt das deutsche Volk für Europa, für die Welt. Ehedem mußte es für die anderen dulden, jetzt kämpft es für sie. Es ist ein großer Hamlet. Ehedem lag es in schläfrig-schmählicher Ohnmacht jedem Hund, der es anbellte, preisgegeben, jetzt, endlich durch den edlen Grimm über ruchloseste Frechheit aus seinem Halbschlummer aufgerüttelt, zu ungeahnter gigantischer Größe und Riesenstärke ermannt, muß es gegen den Einen und für die Übrigen den Kampf ausfechten. Für die Übrigen nicht nur insofern, als jene zwei von Frankreich so lange im Zaum gehaltenen Mächte, Rußland und Italien, jetzt frei aufatmen und thun dürfen, wozu ihr Instinkt sie von jeher trieb, — nein! in viel höherem, edlerem Sinne. Über Frankreich wird jetzt ein großes Strafgericht abgehalten, über eine schuldbedeckte Nation! Und das deutsche Volk ist sichtbares Werkzeug der ewigen Gerechtigkeit! Nicht gegen den durchgefallenen Komödianten Napoleon, nein, gegen die bisher ihm Beifall klatschende, ihn nun auszischende Zuhörerschaft, gegen die französische Nation geht dieser Krieg.

Das finde ich mit Recht in einigen Broschüren hervorgehoben, die mir nebst Zeitungen neueren Datums durch günstigen Zufall in die Hände gekommen sind. So in Dubois-Reymond's trefflicher akademischer Philippika, so in Gutzkow's Flugschrift: „Das Duell wegen Ems". „Es ist nicht wahr" — sagt Gutzkow —, „daß wir mit Napoleon

und nicht auch mit dem Material seiner Anmaßung, mit den Franzosen selbst, kämpfen. Die französische Nation ist es, die eine Lehre mit Nachdruck und die herbste Züchtigung von dem Weltgeist verdient. Die Anmaßung dieses Volkes, seine innere Verlogenheit, seine rohe Unbildung bei dem Anspruch, an der Spitze der Civilisation zu stehen, seine zuchtlose Neuerungssucht, seine Ungerechtigkeit, ja seine vollständige Gleichgültigkeit für das Leben und Bedürfen auch anderer Nationen sind eine solche Plage der Menschheit geworden, daß es auf jede Art und durch jedes Mittel endlich einmal die eiserne Kraft auch anderer Nationen fühlen muß, um zur Demut, zur Bescheidung auf das Maß seiner alleinberechtigten Ansprüche zu gelangen." — Ja, so ist's! Wir erkämpfen der europäischen, der civilisierten Menschheit Luft und Licht, die ihr von dieser durch überhitzten Größenwahn weltgefährlich gewordenen Nation versagt worden sind. Es ist der gerechteste Krieg, der je geführt worden ist.

Sei's ums Kämpfen! Wer in einem solchen Kriege wacker mitkämpft, — er darf sich als Held erscheinen. Aber dieses Stillliegen, wie hier vor Paris, dort um Metz, ist — Martyrium. Verruchte, nutzlose Hartnäckigkeit dieser Theaterrepublik mit ihren bombastischen Wortheldeu, ihren tollgewordenen Advokaten und übergeschnappten Poeten! Gambetta's Lügen, Victor Hugo's schwülstiger Unsinn — das ist der Zaubertrank, in welchem sich diese der Wahrheit unzugängliche, der Selbsterkenntnis unfähige Rotte ihren Rausch, ihren Mut trinkt zu völlig nutzlosem Widerstand und Ruin des eigenen Landes. Vielleicht ist's gut, ist's das einzig wirksame Mittel, daß dieser fürchterliche Krieg bis zur gänzlichen Erschöpfung geführt wird. Aber es ist

auch für uns bitter. Wir büßen für die Sünde, die träge Thatenlosigkeit unserer Vorfahren.

Solches schreibe ich im Hause des Friedens, in einem niedlichen Zimmer unseres Pfarrhäuschens, wo ich bei einem Kameraden meinen Abendbesuch mache, um sein erbeutetes Papier, Tinte und Feder zu benutzen. Mit mir im selben Raum sitzen noch fünf Kameraden; dennoch ist's still in der von einem Unschlittlicht und einer improvisierten Ampel matt erleuchteten Stube. Vier von ihnen spielen Hazard, darunter mein trefflicher M., an dem auch die entschiedene Leidenschaft für's Spiel echt germanisch ist. Der fünfte schreibt mit mir an demselben Tisch einen Brief an die Herzallerliebste daheim. Es ist still; jeder ist ganz in seine Beschäftigung vertieft. Man hört nur das Fallen der Kartenblätter, das Klappern und Klingen der hingeworfenen Geldstücke, das Kritzeln der Feder; ab und zu den auffordernden oder zurückweisenden, den siegesfrohen oder unwilligen Ausruf eines Mitspielers. Auf der Vorpostenkette fallen Schüsse. Ich fühle mich allein in einer gefüllten Stube. Ich höre das Vorbeirauschen der leeren Zeit. — Wenn man selbst unthätig die eigene Unthätigkeit wahrnimmt, erscheint die Zeit leer. Unsere Aufgabe hier ist nicht Thun, sondern Geschehenlassen. Auf unserer Seite wenigstens geschieht nichts. Wir warten, wir warten ab. Kein Belagerungsgeschütz kommt hier draußen an; aber drinnen werden's täglich ein paar Millionen Bissen weniger. Der unaufhaltsame Schritt des ewigen Weltgerichts ist jetzt still und lautlos geworden.

Heute sind wieder bei uns mehrere Pariser Riesengranaten krepiert, mit höllischem Krachen und unter Zittern

der Fensterscheiben. Jede von ihnen ist ein leibhaftiges „Memento mori!“ Sie sind übrigens alle auf den Kirchturm gezielt. Natürlich! Wenn ein ganzes Dorf im allgemeinen Zielobjekt sein soll, so richtet man, caeteris paribus, auf den hervorragendsten und mittelsten Gegenstand. Auch vermutet wohl der Feind Observationsposten auf den Kirchtürmen unserer Dörfer. Bis jetzt will die Artillerie der Forts, wie es scheint, nur so nach allen Seiten herumfühlen; sie will die Distanzen ausprobieren. Jeder Schuß, den sie thut, ist das Ausstrecken eines langen Fühlhorns. —

Unser Krieg ist — zwar langwierig, aber gerecht. Gerechter Himmel, warum bedarf's der Kriege?

Im Weltall differenziiert sich Alles: wie das Samenkorn in Wurzeln, Stamm, Blätter, Blüten, so die Eltern in ihre Kinder und Kindeskinder, so die Menschheit in Rassen, Völker und Stämme, der Weltgeist in zahllose Individuen. Und nun der Krieg! Da haßt und zerfleischt sich das Blutsverwandte einander unbarmherzig. — O! Über euch arme Theodiceenschreiber mit eurem gutmütig beschränkten Optimismus und zwei Gran kurzsichtigen, sich allmächtig dünkenden Verstandes! — —

M. hat im Spiel gewonnen; wir gehen vergnügt nach Hause.

Garges, den 6. Oktober.

Heute hat sich entschiedene Herbstwitterung eingestellt. Morgens lag ein ziemlich dichter Nebel und es war empfindlich kühl. Thermometer und Barometer fehlen uns freilich. Gegen Mittag hellte sich's etwas auf und wurde warm. Vormittags hatten wir „Detailexercieren“, wobei

die jungen Freiwilligen durch schlechte Gewehrgriffe hervorstachen. Man suchte ihren Ehrgeiz durch den spöttischen Zuruf anzustacheln: „Ihr exerciert ja wie Mobilgardisten und Franctireurs!"

Die Wörter „appetitlich", „Ekel" u. dgl. m. aus unserem Lexikon zu streichen, hätten wir allmählich hinreichende Gelegenheit gehabt. Aber Alles hat seine Grenzen, die freilich ganz individuell sind. So offerierte mir neulich Dr. H. einen guten Salat (Kartoffeln und Grünes mit Essig und Öl). Ich nahm freudig an; er brachte sein Gericht herbei. Aber ein Blick auf das Gefäß, worin es bereitet war und auf welches H. cynisch lächelnd hinwies, verdarb mir allen Appetit. Das Gefäß war nämlich (mit Respekt zu vermelden) nichts Geringeres, als ein reinlicher Pot-de-chambre. Ich mußte mich abkehren und verzichtete auf den raren Gaumengenuß.

Unser Jägerbataillon hat uns, bis auf eine Kompagnie, verlassen. Sie sind nach rückwärts detachiert und sollen im Walde von Compiegne auf eine Franctireurgesellschaft fahnden, die sich uns im Rücken bemerklich macht.

Erbswürste sind endlich bis zu uns, der Avantgarde, vorgedrungen. Etwas dick gekocht, schmecken sie nicht übel. Nur ist in einzelnen ranziger Speck; diese sind ungenießbar.

Heute morgen hat der Franzos unsere Vorposten in Stains angegriffen, ist aber mit Schnellfeuer gebührend zurückgewiesen worden.

Der Verschluß von Paris ist doch nicht hermetisch. Moltke hat, wie uns durch Parolebefehl bekannt gemacht wird, einen Preis von 100 Thalern auf die Gefangennahme eines Botengängers gesetzt, der sich durch unsere

Vorposten hindurchgeschlichen und den Verkehr zwischen Paris und Tours vermittelt hat. In Tours ist Herr Gambetta per Luftballon angelangt. Nun schreit er draußen, während Rochefort drinnen Barrikaden baut. Par nobile fratrum!

Unsere Regimentsmusik spielt jetzt häufig die Marseillaise. Sie wird lebhaft applaudiert und oft auf Verlangen wiederholt. Die Melodie ist doch unvergleichlich schön. Wenige Volksmelodieen können sich mit ihr messen; und sie soll deutschen Ursprungs sein!

Garges, den 10. Oktober.

Am 7. hatten wir hier ein Extraschauspiel. Zwei ziemlich voluminöse Luftballons, der eine weiß, der andere orangefarben, kamen von Paris über uns hergeschwebt. Allgemeiner Jubel und Emporblicken mit Lorgnons und Operngudern. Eine Husarenpatrouille kam durch's Dorf gesprengt und begleitete zu ebener Erde die im Xten Luftstockwerk hinsegelnden Pariser Windbeutel. Schüsse wurden da und dort abgefeuert, konnten aber nicht treffen; die Aëronauten waren immer ein paar tausend Fuß über uns. Der eine Ballon ist nachher gesunken; man hat eine ganze Ladung Briefe abgefangen. Bei Metz soll ein ähnlicher Fang gelungen sein.

Es sind doch eine ganze Anzahl von Kunststückchen, womit die Pariser Archimedeen sich um ihre „heilige" Stadt verdient machen wollen. Außer den Luftballons die Taubenpost, elektrisches Licht, gepanzerte Mitrailleusen-Lokomotiven, Satansraketen, Stinkbomben und — die wilden Bestien des Jardin des plantes. Die Luftballons haben uns schon

öfters amüsiert; ihre winzigen, aëronautischen Kollegen, die Brieftauben, entgehen gänzlich unserem Blick; vom elektrischen Licht, das auf den Forts öfter in der Nacht hellstrahlend aufglänzt und, hin- und hergewendet, mit seinem Schein über uns hinfährt, sind meine Augen schon ein paarmal geblendet worden; mit den gepanzerten Lokomotiven haben wir nicht die Ehre der Bekanntschaft, wir liegen nicht an der Eisenbahn; die Stinkbomben haben uns mit ihrem mephitischen Parfüm noch nicht ausgeräuchert, und die Satansraketen nicht zur Hölle befördert; die carnivore Fauna des Jardin des plantes endlich dürfte auch eher von denen drin verzehrt werden, als uns draußen verzehren.

O ihr wilden Tiergemüter,
Die ihr in der Wüste irrt,
Was sind alle Erdengüter,
Wenn man aufgefressen wird! —

Am 7. Abends zogen wir wieder nach Stains hinüber auf Vorposten und blieben dort bis zum 9. Abends. Den ersten Tag meine Kompagnie im Repli in einem sogenannten „bombensicheren" Raume. Die Bombensicherheit bestand aber darin, daß man auf den Fußboden des oberen Stockwerks Stroh, Mist, Tonnen und Sand aufgeschichtet hatte. Ich bin überzeugt, wenn einer von den allerliebsten Zuckerhüten unser dünnwandiges, schwindsüchtiges, durchweg aus Fachwerk aufgeführtes Asyl richtig getroffen hätte, das ganze Nest sammt Bombenschutz wäre zum Teufel gegangen. In das etwas vorgeschobene Schloß von Stains, worin Jäger liegen, haben sie kurz hintereinander 9 Granaten geworfen. Die eine davon ist durch und durch, vom Dache durch alle Stockwerke bis in den Keller gefahren, wo zwei Jäger gerade mit Weinabzapfen beschäftigt waren. Über-

haupt treffen die Franzosen mit ihrem ungefügen Marinegeschütz jetzt immer sicherer. Davon sind denn mancherlei Spuren zu sehen. So ist die Papierfabrik, in der wir unsere erste Nacht vor Paris kampierten — auf der Generalstabskarte ist sie „le Moulin Neuf“ genannt, — von Granaten arg demoliert. Das Wohnhaus eine Ruine; von der hohen Esse hat ein Geschoß die obere Hälfte weggerissen; man sieht in das geschwärzte Innere hinein wie bei einem zerbrochenen Pfeifenstiel. Deshalb ist dort die linke Flügelfeldwache weggezogen, anderwärts placiert und nur ein detachierter Unteroffizierposten zurückgelassen.

Ich bezog diese Feldwache mit einem Unteroffizier und 17 Mann. Sie war schon von unseren Vorgängern dicht am Dorfausgang in einer großen Wachstuchfabrik etabliert, zu deren weitläufigen Arbeitsräumen und Vorratsspeichern man von der Barrikade durch einen zierlich angelegten, gebüschreichen Garten gelangt. Die Front gegen den Feind bildet wieder eine hohe, krennellierte Steinmauer. Dort ein Posten, der gerade über die Mauer hinweg in's Vorgelände hinaussieht; ein zweiter im Garten, zur Verbindung mit der Nebenfeldwache und dem Barrikadenposten. Unsern Aufenthalt nahmen wir in einem ungeheuren leeren Speicher. Dort brannte, von unsern Vorgängern angezündet, noch das wärmende Feuer an der rauchgeschwärzten, angesengten Wand. In dessen Nähe hatte man sich mit allerlei zusammengeschlepptem Gerät wohnlich eingerichtet. Um einen zierlichen eisernen Gartentisch, den eine mit Arabesken gemusterte Wachstuchdecke ausschmückt, waren eine Anzahl Gartenstühle gestellt, recht bequem durch ihre höchst elastisch federnden, krummen Blechbänder, worauf man wie auf dem besten

Polsterstuhl saß und sich wiegte. Auf dem Boden eine Reihe von Matratzen und eine Menge Stücke Wachstuch, die von den Leuten in der Nacht zum Zudecken benutzt wurden. Auch an Tassen, Tiegeln und gefüllten Weinflaschen fehlte es nicht. Wir traten dankbarst die Erbschaft an.

Am Abend des 8ten, gleich nach Beziehen der Feldwache, ereignete sich bei uns ein beklagenswerter Irrtum, der gottlob kein Unglück nach sich zog. Kaum hatten wir's uns nämlich nach Ablösung der Posten und Abfertigung der Patrouillen auf den blechernen Polsterstühlen bequem gemacht, so fiel hinten im Garten ein Schuß; der Posten an der Mauer kam herbeigerannt, donnerte an die halbgeschlossenen Thorflügel und meldete atemlos: „Eine Kompagnie Franzosen schleiche sich heran; sie sei schon ganz nahe.“ Wir eilten mit dem Gewehr — (das auf Vorposten natürlich stets geladen ist) — hinaus, schauten durch die Schießlöcher der Mauer und erblickten da in der That eine Anzahl dunkler Gestalten, die sich lautlos duckend auf uns zu kamen. Die Entfernung ließ sich in der Finsternis nicht taxieren. Ein paarmal rief unser Posten sein „Halt Werda?“ laut hinüber. Keine Antwort! Und nun schossen wir in Gottes Namen los auf die rätselhafte, schweigsame Schar. Aus den Schießlöchern knatterte uud blitzte die Salve. Leider waren es die Unsrigen, auf die wir schossen; Mannschaften einer anderen Kompagnie, die eben auf der benachbarten Feldwache abgelöst, vorsichtig schweigsam zurückgiengen und unsern Anruf bei konträrem Wind nicht hören konnten. Der Irrtum klärte sich bald auf und wir waren froh, daß unsere Kugeln, da in der Dunkelheit und Eile von Zielen

kaum die Rede sein konnte, hoch über das Ziel hinweggepfiffen waren.

Am andern Tage — (es war ein Sonntag) — um die Mittagsstunde kamen einige Blousenmänner mit der Flinte auf dem Rücken ganz harmlos oder frech in unsere Vorpostenlinie hereinspaziert. Bei uns waren Patrouillen sofort auf dem Platz. Einer der harmlosen Vaterlandsverteidiger wurde abgefangen, die beiden anderen liefen spornstreichs nach St. Denis zurück, wo sich auf den Wällen ein schaulustiges Sonntagspublikum versammelt hatte. Vielleicht haben sie durch ihre Theatergläser auch diese kleine Affaire bemerkt.

Das Wetter war sehr stürmisch; es wehte ein Südwest auf uns los, der jeden Laut von den Franzosen herüberbrachte. Die ganze Nacht durch Trommeln und Signalblasen in St. Denis. Wozu der Lärm?

Die Artillerie des Forts schien den Sonntag feiern zu wollen. Ihre gewöhnliche Schießzeit (3 bis 5 Uhr) verstrich, ohne daß wir mit dem gewohnten Bombardement bewirtet wurden. Doch lobe man den Tag nicht vor dem Abend! Gegen 6 Uhr donnerten mehrere Schüsse vom Fort de l'Est herüber; die Granaten zischten dicht über uns hinweg und krepierten im Garten.

Ich verkürzte mir übrigens diesmal die Zeit mit einer höchst angemessenen Lektüre. In einem allerliebsten Palais von Stains, einem Pariser Börsenmann gehörig, hatte sich unter anderen Büchern auch ein feines Lederbändchen in Sedez mit Goldschnitt vorgefunden, das ich als gute Prise einzustecken mir erlaubt hatte. Es sind „Pensées de J. J. Rousseau, Citoyen de Genève. Londres 1786,“

— eine Anthologie aus den verschiedensten Werken des gemütvollen, sentimentalen Denkers und Schwärmers. Allerlei Schönes und Tiefes über Dieu, Univers, Athéisme, Passions, Amour, Sentiment, Liberté, Guerre, Sciences et Arts etc. etc. Ein bequemer Genuß, in dem Büchlein herumzublättern. In dem Artikel „Krieg" heißt es unter anderem: „La guerre n'est point une rélation d'homme à homme, mais une rélation d'état à état, dans laquelle les particuliers ne sont ennemis qu'accidentellement, non point comme hommes, ni même comme citoyens, mais comme soldats." Das ist goldene Wahrheit! Und damit vergleiche man nun die schändlichen, hinterlistigen Privatgräuelthaten der Franctireurs, die Unmenschlichkeiten französischer Weiber an wehrlos daliegenden deutschen Verwundeten; jenes entsetzliche Augenausreißen, Ohren-, Nasen- und Gurgelabschneiden! Pfui über diese Entartung! — Weiter heißt es und wird motiviert: „Chaque état ne peut avoir pour ennemis que d'autres états, et non pas des hommes." Und da kommt diese Nation und mutet uns zu, nach der Katastrophe von Sedan mit verbindlichem Kompliment Kehrt zu machen; mutet uns zu, nur den Bonaparte, nicht Frankreich als Feind zu betrachten; ihn, der jetzt als Prügeljunge dient; ihn, dem die legitimen Vertreter seines Volks bei der Kriegserklärung zujubelten; ihn, der von dem wahnsinnigen, souveränen Pöbel der Hauptstadt zum Kampf um die Rheingrenze gezwungen worden ist; ihn, dessen beispielloser Friedensbruch so recht aus innerster Seele der nach „Rache für Waterloo", ja sogar „Rache für Sadowa" lechzenden „grande nation" gekommen ist. Einfältige, dumme Zumutung! Kehre du

um, Frankreich, geh' in dich! suche gesunde Vernunft zu gewinnen! studiere deine großen Philosophen!

Ein väterlicher pädagogischer Freund erzählte mir vor Zeiten, daß er während des Feldzugs seinen Horaz im Tornister mit sich geführt. Mein Vademecum sei nun der Rousseau.

Abends beim Heimmarsch nach Garges stimmte uns eine brühwarme Freudennachricht sehr heiter. Unser Armeekorps wird translociert; es findet eine Rechtsschiebung statt. Juchhe! Variatio!

Viertes Kapitel.

Von Garges nach Groslay.

Die Umgebungen von Paris erscheinen dem Nordländer wie ein Paradies, an landschaftlichen Reizen, an Fruchtbarkeit, an ökonomischer und ästhetischer Kultur.

Das endlose, für den Blick des Beobachters allmählich im Nebel und Rauch verschwimmende Häusermeer der Riesenstadt, aus dem mächtige Kuppeln, wie Pantheon und Invalidendom, spitze und abgeplattete Türme und fern im Westen die gewaltige Moles des großen napoleonischen Triumphbogens emporragen, erfüllt eine im Ganzen ebene, von den großen Kurven des silberglänzenden Seinestroms durchwundene Landschaft. Im Norden und Osten erhebt sich die von der Stadt, ihren Vorstädten und unmittelbaren Anhängseln bedeckte Fläche zu bedeutenderen, einige hundert

Fuß hohen Hügeln; im Norden ist es der vereinzelte Buckel des Montmartre mit seiner berühmten Vogelschau über die Stadt; im Nordosten und Osten bis zur Marne hinab jener soviel ich weiß namenlose Höhenzug, der von der drohenden Befestigungskette der Forts Romainville, Noisy, Rosny und Nogent gekrönt wird. Nach den übrigen Weltgegenden hin dehnt sich die Ebene, das Niveau der Stadt, noch weit über die Umfassungsmauern hinaus; der auch hier nicht fehlende Höhenkranz tritt weiter zurück; und während im Westen der hochragende Mont Valerien mit seinen Wällen und Kasernen durch die Seine und das Boulogner Gehölz von der Stadt getrennt wird, liegen die südlichen Forts Issy, Vanvres, Montrouge, von der Stadt aus gesehen im Thal, diesseits der beherrschenden Höhen von Plessis-Picket, Clamart und Meudon.

Dies sehr mannigfaltig gestaltete Gelände der Environs de Paris bietet nun, wie gesagt, dem genießenden Auge des Landschafters wie dem berechnenden Blick des Landwirts ein gleich befriedigendes Bild. Rings um die Metropole reiht sich nah und fern, im Thal und auf den Hügeln, Dorf an Dorf, Villa an Villa, Garten an Garten. Prächtige, mit dem feinsten Geschmack und der höchsten Opulenz aufgeführte Lustschlösser, wie St. Cloud, Meudon ꝛc. lauschen hervor aus schattigen, aussichtreichen Parkanlagen. Und wo auf Berg und Thal keine jener zahllosen Luxusanpflanzungen mit ihrem herrlichen, hohen Baumwuchs, ihren farbenreichen, duftenden Blumenbeeten, ihren Marmorbildern und kühlen, plätschernden Springwassern zum Spaziergang oder zu träumendem dolce far niente einladet, da breiten sich unabsehbar die traubenreichen Rebenwälder

der Weinberge und Weinfelder, von steinernen Mauern geschützt, oder die wohlgepflanzten segenstrotzenden Obstplantagen.

Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin springen kühle Brunnen im Regenbogenglanz.

Nach allen Richtungen hin aber laufen von dem volkreichen Centrum dieser reizenden Landschaft, von dem Herzen Frankreichs, die Pulsadern, die großen Verkehrsstraßen, die Pappelalleen und Eisenbahnstränge hinaus in die Welt. Es ist ein gesegneter Fleck dieses Erdballs! Ein Bild voll Anmut und Reichtum, in welchem die freigebige Natur und die menschliche Kunst mit einander wetteifern.

Meinen Truppenteil gerade berief das Los und fesselte die Pflicht an einen der minder bevorzugten Sektoren des Belagerungsringes. Gerade im Norden von Paris nämlich, vom Abhang des Montmartre an dehnt sich eine weite, fast ganz hügellose, nur hie und da schwach wellenförmige Ebene aus. In ihr, ungefähr noch eine halbe Meile von der pariser Enceinte entfernt, liegt St. Denis, das wohlbefestigte, mit seiner altersgrauen Kathedrale an einer Seinebiegung. Die Ebene um St. Denis, hie und da von langsam fließenden Bächen oder stehenden, sumpfigen Tümpeln bewässert, ist in friedlichen Zeiten der Schauplatz, auf dem pariser Sonntagsjäger an Hasen und Geflügel ihre harmlose und ungefährliche Kunst auslassen. Zahlreiche Dörfer, wie Stains, Garges, Dugny, le Bourget ꝛc. umgeben in weitem Bogen St. Denis. Und die ganze Ebene mit all' ihren Ortschaften wird auf meilenweite Entfernung nach allen Richtungen hin beherrscht von den Kanonen des Forts d'Aubervilliers und der drei Forts von St. Denis. Westlich von Stains schwillt

das Terrain zu einem mäßigen Hügelrücken an, der von Nordost nach Südwest läuft; an ihn lehnen sich die Dörfer Pierrefitte, Villetaneuse, Montmagny. Versteckt durch diese Bodenerhebung vor St. Denis und nur vom Fort de la Briche sichtbar, liegt in einer kleinen Thalmulde das langgestreckte Weingärtnerdörfchen Groslay, das nach Westen unmittelbar in Montmorency und Enghien übergeht.

Die Ebene von St. Denis ist schon mehr als einmal Zeuge von welthistorischen Kriegsthaten gewesen. Hier wurden am 30. März 1814 Marmont und Mortier von Blücher geschlagen. Abermals am 15. Juli 1815 zogen Preußen und Britten durch diese Ebene siegreich nach St. Denis hinein und auf den Montmartre hinauf. Vier, fünf Jahrhunderte vorher hatten die Engländer, und schon im zehnten Jahrhundert der deutsche Kaiser Otto II. von hier aus Paris angegriffen. Dort droben von der Höhe des Montmartre aus hat Blücher seinen siegreichen Scharen die gedemütigte Stadt gezeigt. Eben dort stand einst Kaiser Otto und schaute sinnend auf den bezwungenen Feind hinab. Drüben in der altehrwürdigen Kathedrale von St. Denis findet man noch die Grabsteine jener Könige Frankreichs, deren Asche von den Revolutionsmännern ausgegraben und nach allen Winden zerstreut worden ist. — Hier, auf diesem weiten, erinnerungsreichen, blutgetränkten Felde war's, wo wir im Kantonnement lagen und auf Vorposten standen.

Menschenleer und öde lag jetzt diese sonst so belebte Gegend da. Kein Spaziergänger weit und breit zu sehen. Wenige hundert Schritte von einander getrennt hier die deutsche, dort die französische Postenlinie sich gegenüber. Dazwischen kein menschliches Wesen. Bei Tag und Nacht

kein anderer Laut als der seltene Anruf der wachsamen Posten, der dumpfe, die Erde erschütternde Donner der Kanonen, das sporadische Geknatter des Flintenfeuers. Reizende Landhäuser, zerbrochen, durchlöchert, halb eingestürzt, ein Opfer französischer Sprenggeschosse. Die den Forts zunächst liegenden Dörfer, schon vor unserer Ankunft ausgeraubt und von ihren Insassen im Stich gelassen, jetzt bis auf die wenigen, von unseren Vorposten belegten Gebäude, leer, kalt, ohne Fensterscheiben, unheimlich still. Kein Rauch kräuselte sich aus den Schornsteinen. In den Gärten, im Schutz der Mauern und Bäume reihenweise Gewehrpyramiden; kochende, schlafende, kartenspielende Soldaten ums Feuer. Kein Fuhrwerk auf den sonst wimmelnden Landstraßen; kein Bahnzug auf den verlassenen, hie und da zerstörten Schienenwegen. Alles zwischen den beiden Postenketten mitteninne Liegende todt, öde; selbst die Vögel aus der Luft verscheucht durch das Surren und Sausen der Granaten. Und dies ewige Einerlei nur ein paar Mal schrecklich unterbrochen durch das wütende Kampfgetös blutiger Ausfallsschlachten. Diese sonst so blühende, im Frieden so emsig von arbeitenden und genießenden Menschen belebte Gegend jetzt ein Bild des Grauens, des Ruins; das entsetzliche Erntefeld des knöchernen Reiters mit der Hippe. --

Die Belagerung von Paris war eine traurige Notwendigkeit. Ebenso traurig für uns, die Belagerer, wie für die Belagerten. Ebenso nötig für uns, die Siegreichen, als für sie, die Besiegten. Das endlich hereingebrochene doppelschneidige Strafgericht für freches Unrechtthun der Einen, für schmähliches Unrechtdulden der Anderen.

Es gibt überhaupt drei Mittel, um den Trotz einer

Festung zu brechen: Beschießung, Hunger, Sturm. Durch Beschießung ist Straßburg bezwungen worden; durch Hunger Metz; gegen Paris hat man Beides anwenden müssen. Was die Einnahme mit stürmender Hand betrifft, so kann sie nur als Schlußergebnis mühsamer Vorarbeit eintreten; erst dann, wenn Artillerie und Pioniere durch Brescheschießen und Herstellung von Parallelen die sonst unnahbaren Wälle für die Infanterie zugänglich gemacht haben. Das ist eine mühsame Arbeit! Weder Paris noch Metz sind erstürmt worden; zu Straßburgs Fall hat die tapfere Erstürmung einiger kleiner Werke mit beigetragen.

Ob man sich von Anfang an selbst im Allerheiligsten unseres großen Generalstabs darüber klar gewesen ist, klar sein konnte, mit welchem Mittel die feindliche Metropole schließlich zu bezwingen sei, darüber mag uns später die Geschichte die Wahrheit sagen. Wahrscheinlich glaubte man, der wachsende Mangel allein, oder unterstützt von innerer Zwietracht, würde zum Ziele führen. Erst spät entschloß man sich wahrscheinlich zum Bombardement, erst nachdem wir monatelang von den Parisern bombardiert worden waren, machte man dem völlig ungleichen Kampf ein Ende und zahlte mit gleicher Münze. Ob man vorher nicht konnte, nicht wollte — wer weiß das? Nur so viel weiß ich, daß wir fort und fort nach der Ankunft unserer Belagerungsartillerie seufzten. Und da man glaubt, was man hofft, so kam es wer weiß wie oft vor, daß scharfe Beobachter unsere Artillerie ganz deutlich hatten in die Forts hineinfeuern sehen; Alles eilte hinaus, um selbst zu sehen, und — es war optische Täuschung gewesen.

Wer den Krieg nicht aus eigener Anschauung kennt,

der kann sich, sei seine Phantasie noch so realistisch lebhaft, keinen Begriff von dem machen, was der Soldat im Felde zu leisten, was zu leiden, was zu entbehren hat. Ihm leuchten vor Allem die in weite Fernen und späte Zeit hinüberglänzenden Thaten der Kühnheit und Tapferkeit in's Auge. Er denkt immer an Heroismus. In der That jedoch überwiegt das Banausische bei Weitem das Heroische. Und namentlich gilt das für einen längeren Belagerungskampf. Und ganz besonders für die Belagerung von Paris. Von den immer häufiger und umfangreicher werdenden Ausfallsschlachten wird die Geschichte zu erzählen wissen. Aber was dazwischen liegt, und was uns hauptsächlich mürbe gemacht hat, schier unerträglich geworden ist, das wird sie vergessen. Das aber war: Geduld und immer wieder Geduld bei ununterbrochener Kampfbereitschaft; wachsame Ruhe bei fortwährender nervöser Aufregung; auf dem „Quivive!" bei Tag und Nacht, in Regen und Sonnenschein, in Nebel, Schnee und eisigem Frost wie im tiefen Schmutz und Schlamm; mit Gewehr bei Fuß Stillstehen in lautloser, ereignisloser Stille, wie in heftigem Granat- und Chassepotfeuer; dabei Verzichtleisten auf alle, aber auch alle Bequemlichkeit. Nicht vorwärts, nicht rückwärts, nein! unverrückt auf seinem Posten ausharren und Moment für Moment aufpassen, was sich auf feindlicher Seite zeigt; bei schneidender Winterkälte die Nacht durch unter freiem Himmel schlaflos zubringen, oder in engem, rauchigem, dumpfem Raum heerdenweise auf schmutzigem Stroh aneinandergedrängt daliegen. Und — kein Ende, immer und immer kein Ende dieses Zustandes abzusehen! Das macht mürbe! —

Während ab und zu Überläufer und Gefangene (trotz

aller in den Zeitungen angekündigten Rattenragouts und Elefantenbeefsteaks) uns die Versicherung gaben, „da drinnen denke man noch gar nicht an Hunger, man habe Fleisch, Brot, Wein und Cognac in Hülle und Fülle, wir würden eines schönen Tages unverrichteter Dinge wieder nach Berlin abziehen müssen"; während zugleich der Feind nicht allein die bereits fertigen Festungswerke mit immer neuem Geschütz spickte und immer besser zielte und traf, sondern auch hie und da mit immer neu aufgeworfenen Schanzen uns näher auf den Leib rückte; während dessen sah man bei uns keinerlei aggressive Arbeit. Alles, was bei uns der Pionier schuf, war rein defensiver Natur: Barrikaden in den Dörfern, Verhaue und Schützengräben im Felde, Baracken über und unter der Erde zum Schutz gegen die Witterung und feindliche Kugeln. Hiezu dann die Nachrichten vom Entstehen und Heranrücken mächtiger Entsatzheere vom Norden, Westen und Süden, die, immer besiegt, sich stets wieder sammelten und von Neuem heranmarschierten; einer Massenerhebung der vielköpfigen Hydra vergleichbar, der in steigender Progression an Stelle jedes abgehauenen Kopfes immer wieder zwei neue hervorwuchsen, — — wahrlich! es ist entschuldbar, wenn da zuweilen die düsterste, desperateste Stimmung sich unserer bemächtigt hat. Und wenn nun gleichwohl das Gros der deutschen Belagerungsarmee sich trotz manchen Seufzens nach der Heimat — (um von der treuen Pflichterfüllung, die bei uns als selbstverständlich gilt, ganz zu schweigen) — den guten, bis zur Selbstironie gesteigerten Humor fortwährend bewahrt hat, so scheint mir dies ein erhebendes Zeugnis dafür, daß die alte germanische Zähigkeit und Beharrlichkeit, das Tenax

propositi unserer Altvordern, zum Heil für unsere kommenden Geschlechter als zukunftverbürgende Erbtugend unseres Stammes erhalten geblieben ist. —

Indessen nicht zu weit möge der Zwischenredner dem Tagebuchführer vorgreifen.

Am 11. Oktober morgens sammelte sich unser Regiment vor Garges und zog mit Sack und Pack, mit Sang und Klang ab. Wir marschierten über Arnouville, Sarzelles (Ortschaften, die noch von der kürzlich erfolgten Durchkunft König Wilhelms her mit Guirlanden und Inschriften geschmückt waren), dann durch St. Brice nach Groslay, wo uns acht Tage vollkommene Ruhe, bessere Cantonnementsquartiere und allerlei sonstiges Gute erwarteten.

Fünftes Kapitel.

Tagebuchblätter aus dem Monat Oktober.

Groslay, Montmagny, Villetaneuse, Pierrefitte 2c.

Groslay, den 12. Oktober.

Gestern haben wir die Rechtsschiebung ausgeführt. Auf weitem Umweg, in einem Bogen, der uns hinter Terrainerhebungen jeder Art vor dem beobachtenden Feind möglichst verbarg, geschützt zugleich durch den dichten Morgennebel, aus dem der hell beleuchtete Montmartre rosig hervorragte, marschierte das Regiment von Garges nach Groslay. In gerader Linie sind beide Ortschaften kaum eine halbe Meile von einander entfernt. Auf unserem Umweg brauch-

ten wir drei Stunden. Während des Marsches bot sich uns auf den Höhen von Sarzelles und St. Brice eine neue, schöne, weitere Aussicht auf die Stadt; der mächtige Arc de triomphe erhob sich in blauer Ferne aus dem dunstigen Häusergewirr; die vergoldete Kuppel des Invalidendoms leuchtete geisterhaft durch die trübe, über den Dächern lagernde Atmosphäre; der Mont Valérien zeigte vorteilhaft sein schroffes, gewaltiges Profil. Von der Höhe stiegen wir durch prächtige, vielversprechende Weinfelder hinab nach Groslay, dem so traulich, heimlich, versteckt in seiner kleinen Thalmulde hingestreckten Winzerort. Von der Einwohnerschaft ist bis auf den Maire und einige wenige, ziemlich catilinarisch aussehende Blaukittel Alles ausgeflogen. Die Quartiere sind hier weit besser als in Garges; wir können mit dem Tausch zufrieden sein. Besonders ich, da M. wieder für uns Beide bestens gesorgt hatte. In der langen Hauptstraße des Dorfes (sie heißt natürlich „Friedrichsstraße"), zunächst der Kirche wohnen wir in einem der ansehnlichsten Häuser; es ist zweistöckig, hat ein eben so hohes Hintergebäude, woran ein Garten voll Obst und Trauben stößt; weiterhin bis zur Höhe überall Weinberge. Im zweiten Stock habe ich mein eigenes Zimmer nebst Cabinet. Aber in welchem Zustand befand sich Alles! Vor uns haben hier die Sechsundzwanziger vom 4ten Armeekorps gehaust. Erst heute Morgens sind sie ausmarschiert und haben ein Durcheinander wie Kraut und Rüben hinterlassen. Auf meiner Matratze lagen z. B. beieinander: Gardinen, Frauenunterröcke, Ornatstücke eines katholischen Priesterhabits, eine große grobwollene Pferdedecke, türkischer Tabak, Haferstroh 2c. 2c. Außer der großen Bettlade mit Springfeder-

matratze enthält mein Gelaß einen eleganten runden Tisch mit Rollfüßen, ein halbes Dutzend feiner Rohrstühle, einen Wandschrank, gefüllt mit halb- und ganzgeleerten, unversehrten und zerbrochenen Weinflaschen, Tassen, Gläsern, Leuchtern, Kaffeemühlen, Pomadebüchsen, Reis, Nudeln, Kaffee, Wichse rc. Auf dem Marmorsims des Kamins, worüber der unvermeidliche Toilettenspiegel hängt, sind allerlei Nippsachen, Parfümerieen, Bürsten. In den Schubfächern der Kommode ein buntgemischter Bücherschatz, moralische Schriften für die reifere Jugend, Andachtsbücher, Heiligenbiographieen und Kochbücher unordentlich durcheinander. Welcher Kategorie der rechtmäßige Inhaber dieser Wohnung angehören mag, ist mir noch zweifelhaft. Aus den Bildern und eingerahmten Dokumenten an der Wand ließe sich auf eine Person des andern Geschlechtes in bereits gesetztem Alter schließen. Anderes widerspricht dem scheinbar. Viel Weinvorräte finden sich noch hier in den Kellern; mehr wird man auffinden, wenn man hohlklingende Mauern durchbricht. Im Nachbarhause liegen mehrere Fässer recht trinkbaren Rotweins. Im Garten und Feld Naturgaben in Hülle und Fülle. Ich saß gestern Mittag eine Stunde lang hinten auf der Gartenmauer und labte mich an den wohlschmeckendsten Trauben, die am Spalier in der reflectierten Sonnengluht der weißen Wand zur Zuckersüße gereift waren. Gestern Abends war Alles in Rotwein trunken; das Singen und Jubilieren im Hinterhaus währte bis tief in die Nacht hinein. In der That! Dies üppige Schlaraffenland, dieser Obst- und Weingarten um Paris herum, der ach wie sehr! von den Umgebungen Berlins absticht, scheint unerschöpflich. Wochenlang hausen und zehren darin nun

schon die Hunderttausende der deutschen Belagerungsarmee, und immer noch blinken und winken einem, wohin man nur sieht, aus grünem Laub die herrlichsten Früchte entgegen. Die Tafeln der Pariser freilich, für die dieser Segen eigentlich bestimmt ist, gehen im heurigen Herbst ganz leer aus.

Heute früh schwebte wieder eine aeronautische Post über uns hinweg, ein großer, dunkelgefärbter Luftballon. Von allen Seiten Halloh und Schüsse; aber das Ungeheuer war zu hoch und entkam unversehrt.

Die Granaten des schweren Marinegeschützes von St. Denis kommen auch hieher. Sie schlagen meist hinter uns in die Weinberge ein.

Groslay, den 14. Oktober.

Im Wesentlichen nichts Neues. Wir suchen in Küchen und Kellern nach Schätzen und finden Vielerlei. Rotwein in Masse, Hausgerät zur Genüge. Die Quartiere werden geordnet, gereinigt und nach Kräften wohnlich eingerichtet.

Inter arma silent Musae. Der Krieg, der Belagerungs- und Vorpostendienst stumpft einigermaßen die höheren Geistesfähigkeiten und Gemütsfunctionen ab, um dafür Auge, Ohr, nach außen gerichtetes sinnliches Aufmerken zu verschärfen. Man wird dem barbarischen Naturzustande der Menschheit, wie er bei afrikanischen und amerikanischen Wilden noch vor uns leibt und lebt, und der sich so sehr von der idealistischen Utopie des guten Rousseau unterscheidet, näher gebracht. Jedoch der Rebensaft und die abendliche Stille üben einen veredelnden Einfluß. Und so setzte ich mich denn gestern spät Abends mit einer Flasche guten Rotweins allein in meinem Zimmer hin, zündete mir

die Cigarre an und faßte in folgendem Monolog einige wirklich erlebte Eindrücke zusammen.

Auf Vorposten vor Paris.

Die Nacht bricht an; im West erlosch der Tag;
Des Sternenzeltes Funkeln übergießt
Mit magisch sanftem Glanz das stille Mondlicht,
Der milde Tröster schlummerloser Nächte.
Auf Posten steh' ich, mein Gewehr im Arm;
Grau dehnt sich vor mir aus das Nebelfeld,
Aus dem, wie Inseln, hier ein Baum, ein Haus,
Dort ein beglänzter Wasserspiegel auftaucht,
Und in der Ferne glitzern reihenweise
Die Lichter jener übermüt'gen Stadt,
Die allzulang schon Weltherrschaft sich anmaßt;
Weltherrschaft, weil sie gleißend kirrt und gängelt
Der Menschen Modethorheit; Weltherrschaft,
Weil einst den Vätern sie Gesetze vorschrieb,
Als noch der eh'rne Fuß des stolzen Corsen
Europas Völkern auf den Nacken trat. --

Gespannt forsch' ich und lausche durch die Nacht,
Ob nicht ein leiser Tritt, halblautes Flüstern
Des Feindes Nahen mir verkünden will.
Indes der Kameraden müde Schar,
Vom Tagesmarsch ermattet, nah' am Feuer,
Das flackernd bald verglimmt, sorgloser Schlaf
Dahingestreckt hat, daß sie die Gefahr
Im Traum vergessen, welche drohend über
Dem Haupt uns schwebt, — ein Schwert an dünnem Haare. --
Rings Alles still in weiter, dunkler Runde!
Nur ferne Trommeln, abgebroch'ner Ruf;
Der Hunde Bellen; jetzt ein Schuß — hallt schwach
Zu mir herüber, um sogleich in tiefer,
Lautloser Stille zu ersterben; nun
Vernimmt mein Ohr nur meinen Atem noch.

Lautlose Stille. — Sieh! Da lenkt des Herzens
Sehnsücht'ger Wunsch, der Phantasie gebietend,
Mir die Gedanken in die ferne Heimat
Und gaukelt mir ein Bild vor, voll von Glück:
Im Kreise meiner Lieben bin ich wieder,
Die jetzt im hellen, warmen Zimmer traulich
Am runden Tisch beim Abendbrote sitzen,
Sich von dem heil'gen Kriegeszug erzählen
Und sorgend mein gedenken. Ich tret' ein, —
Dem greisen Vater fall' ich um den Hals
Und streichle kosend sein ergrautes Haar.
Und all' die Lieben drängen sich um mich,
Mit Jubel an mir hängend, — — ach! ein Traum!
Ein süßer Traum! — Zurück! Die Wirklichkeit
Heischt mich gebieterisch. Auf Posten steh' ich.

Lautlose Nacht. — Horch! Da erschallt von drüben
Am feindlichen Wachtfeuer, laut gesungen,
Ein Männerchor; das alte Kampfeslied
Mit seiner feurig kühnen Melodie,
Das wunderbare Lied, das einst ein Volk
Stürmisch begeistert hat zum Heldenkampfe,
Zum Siege über der Tyrannen Heer,
Das Lied: „Allons enfants de la patrie!"
Mächtig erschallt's, gedämpft nur durch die Ferne.
Es reißt auch mich, — den Gegner jenes Volkes, —
Mit hin zu feuriger Begeisterung;
Ich singe mit; zwar meine Lippen schweigen,
Doch singt's mein Herz: „Aux armes citoyens!"
Der Freiheit Göttin seh' ich waffenglänzend,
Lorbeerbekränzt, die Fahne in der Linken,
Das Schwert in ihrer Rechten blitzend schwingen.
Vor ihres Blickes Flammen weicht der Feind;
Er flieht in wilder, regelloser Flucht;
Dem Volksheer weicht die feile Söldnerschar.
Triumph der Freiheit und der Menschenrechte! — —

Doch wie? Darf ich denn in der Feinde Chor
Einstimmen? Ich ihr Siegeslied mitsingen?
Ich, der den Hahn gespannt, um in die Brust
Das Blei zu senden, die jetzt jenes Lied singt? —
Ich darf's! „Allons enfants de la patrie!"
So singen wir jetzt, — hör' es, gall'scher Hahn!
Hört es, Franzosen! — Ihr, ihr habt's geschändet
Das edle Freiheitslied. — Als der Tyrann,
Der seinen Thron auf Lügen und Verrat,
Auf Leichen schnöd Ermordeter gebaut,
Den zwei Jahrzehnte lang ihr habt geduldet,
Weil eurer Eitelkeit er schmeicheln konnte, —
Als er nach unsres Vaterlandes Boden,
Dem heil'gen Boden die ruchlose Hand
Hat ausgestreckt, habt ihr ihm zugejubelt,
Habt ihr, — o Ironie! — der Marseillaise
Hochfeierliche Klänge schnöd entehrt!
Der Gassenbuben Chor hat sie gebrüllt,
Der Buben, deren Herz des Namens Freiheit
Heiligen Sinn nicht kennt, nicht fühlt, nicht ehrt.
Nach Freiheit schrieen sie; wollten unsern Rhein,
Den deutschen Rhein dem deutschen Volke rauben.
Und feile Dirnen, deren frecher Mund
Sonst nur gemeine Zoten kennt, sie haben
Dem trunk'nen Pöbel gellend vorgekreischt
Das heil'ge Freiheitslied. Nun ist's geschändet,
Nun ist es Blasphemie auf euren Lippen.
Die Freiheit wolltet ihr dem Nachbar rauben,
Dieweil schmachvolle Knechtschaft bei euch herrschte,
Ihr wolltet in des deutschen Rheines Flut,
Den heil'gen Wellen, eure Rosse tränken.
Der Freiheit Göttin hat uns hergeführt,
Und unsre Rosse trinken aus der Seine.
Um's eitle Trugbild eurer Weltherrschaft
Habt ihr der Freiheit Sache längst verraten,
Und statt der Göttin huldigt ihr der Metze. —

Was hilft's, daß ihr den Cäsar jetzt verschmäht,
Den wir allein besiegt, entsetzt? Was hilft
Die Gaukelei der Eintagsrepublik?
S'ist Firlefanz! — Bald wird der Schein erblinden;
Heut huldiget ihr Dem und morgen Jenem.
Der Freiheit hehre Göttin hat sich längst
Von euch Comödianten abgekehrt.
Im deutschen Herzen flammt das reine Feuer
Für Freiheit, Recht, für Ehre, Zucht und Sitte,
Für alles Edle, was den Menschen ziert.
Für's Vaterland ist unser Schwert gezückt.
Jetzt ziehen wir contre la tyrannie!
Auf! Auf! Allons enfants de la patrie!

Das Lied verstummt. — Lautlose Stille rings. —
Horch! Schritte nah'n. — „Halt! Werda!" — Ablösung
Die Zeit ist um und schweigend ernsten Schrittes
Kehr' ich zurück zum warmen Feuerherd,
Den Schlaf zu suchen, der mit holder Täuschung
Mich in die Heimat zu den Lieben führt
Oder zu Kampf und Sturm und blut'gem Siege.

Groslay, den 16. Oktober.

Heute Nachmittag war aus nächster Nähe eine ungewöhnlich lebhafte Kanonade hörbar. Augenzeugen hatten von der Höhe mit aller Bestimmtheit unsere Artillerie auf St. Denis Schnellfeuer geben sehen, und zwar aus einer westlich von hier stehenden Batterie. Es war trotz der vermeintlichen Autopsie nicht an dem. Die Sache ist nicht aufgeklärt.

Vormittags war in dem schönen Park des Palais, worin unser Brigadegeneral seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, Feldgottesdienst. Zu beiden Seiten des wie früher hergestellten und ausgeschmückten Altars, standen zwei blumen-

bekränzte Kanonen (Sechspfünder); aus den Mündungen wuchsen Farrenkräuter, Tannenreis und andere erfreuliche Naturerzeugnisse hervor. Seltsamer Widerspruch! Kanonen, furchtbare Mordwerkzeuge — blumengeschmückt, als Zeugen der Gottesverehrung! Menschenmord, Brudermord als rühmlich, ehrenvoll angepriesen von Denen, die mit Christus Menschenliebe und „besser Unrecht leiden, als Unrecht thun" predigen sollten! Ich kann diesen krassen Widerspruch nicht verwinden. Während des Choralgesangs klang mir fortwährend das feierliche, mit dem Rhytmus der Melodie einstimmende Hohelied des edlen Kosmopoliten im Ohr:

Seid umschlungen, Millionen;
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen.

Wohl bemerkt! Ein Lump, ein Feiger, Ehrloser, wer in dieser Welt, wie sie nun einmal ist, sich frechen, frivolen, jedem Rechtsgefühl hohnsprechenden Angriff stumm und ängstlich gefallen läßt. Und eben jener edle Kosmopolit und Freiheitssänger sprach auch dies Wort:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles
Einsetzt für ihre Ehre. —

Aber warum ist denn im Ganzen diese Welt so querköpfig eingerichtet, daß solch ein Angriff in ihr möglich, solche Abwehr nötig wird. Mein guter Rousseau, der so sonderbar, obwohl Hypochonder durch und durch, doch krampfhaft am Optimismus sich festklammert, sucht diesen mit der Phrase zu retten: Au lieu de „tout est bien" il vaudrait mieux dire: „le tout est bien". Phrase, und abermals Phrase! Sophisma, und nichts als Sophisma! Ein durchaus gutes All, in dem durchaus nicht Alles gut

ist, — was soll ein unverrenkter Verstand sich darunter denken? Da verzichte man doch lieber und erkläre einfach und aufrichtig seine Philosophie bankerott! —

Während heftiger Kanonendonner Luft und Erde erschütterte, stieg ich mit einem Kameraden in den Keller meines Nachbarhauses hinab, um aus einer netten Faßbatterie Wein auf Flaschen zu zapfen. Über Schutt krochen wir durch ein in die Mauer gebrochenes Loch hinunter. Da unten sah's beim Schein unserer Laterne chaotisch-verworren aus. Zerbrochene Bilder und Spiegel, feine Leibwäsche in den Schmutz getreten, Weingläser und anderes Geschirr, vergoldete Kirchenleuchter, ein dito Crucifix, Stühle und sonstige Meubles lagen durcheinander getürmt. Wir placierten uns so gut es gieng und füllten, häufig kostend, mit Kennermiene und Kennerbewußtsein schmunzelnd oder verwerfend die Flaschen, die dann am Abend in unserem neu eingerichteten Casino geleert worden sind.

Die zum Casino auserſehene Räumlichkeit haben wir bestmöglich ausstaffiert mit von da und dort zusammengeschlepptem Gerät und Zierrat. Ein rotes Plüschsopha nebst entsprechenden Sesseln, mehrere wertvolle Kupfer an der Wand (darunter ein schöner Stich nach Raphael, den Aufzug der olympischen Götter darstellend), Pendeluhren und Vasen mit künstlichen Blumen auf dem Kaminsims, — dies und sonst Vielerlei, aus dem und jenem Hause requiriert und hier möglichst passend zusammengeordnet, geben dem Saal ein stattliches Aussehen. Die Abendversammlung, für welche die frischgefüllten Flaschen kaum ausreichen wollten, war sehr heiter, durch Gesang, Rede und Gespräch belebt. Fröhliche und ernste deutsche Lieder über die Themata

Vaterland, Krieg, Liebe und Wein erklangen, und ich wurde genötigt, die Eröffnungs- und Begrüßungsrede zu halten. Ich brachte, wie billig, den Toast auf unseren greisen, ehrwürdigen Kriegsherrn, König Wilhelm, aus, diese heldenhafte, monumentale Gestalt, die, verklärt von der Glorie deutscher Treue, Ehrenfestigkeit und Tapferkeit inmitten des siegreichen, aus allen deutschen Gauen aufgebotenen Heerbanns, einem wiedererstandenen Barbarossa so sehr gleich sieht.

Groslay, den 18. Oktober, Abends 10 Uhr.

Vom 17. Abends bis jetzt auf Vorposten in Pierrefitte gewesen; 2—3000 Schritte geradlinig vom Fort Double Couronne.

Das war eine Feldwache! Dergleichen haben wir hier denn doch noch nicht erlebt. So vorhinaus, dem Feind frech vor die Nase gesetzt, ja förmlich in den Rachen geschoben waren wir noch niemals.

Zunächst etwas Topographie.

Unser Groslay liegt so heimlich und sicher hinter dem schützenden Berge, daß man (wäre nicht das Kanonen- und Kleingewehrfeuer zu deutlich vernehmbar, und kämen keine Granaten zu uns und über uns) meinen könnte, man sei meilenweit vom Feinde entfernt. Sowie man freilich auf eine der nächsten Höhen hinaufsteigt, ändert sich das; dann sieht man St. Denis und die bekannte Rundsicht ganz nah vor sich ausgebreitet. Etwas rückwärts von uns, nordwestlich auf der Höhe stehen die zwei vordersten Häuser von St. Brice weit hinaus sichtbar. An ihnen vorbei geht die breite, gepflasterte Chaussee, die über Pierrefitte nach St. Denis führt. Von jenen hochgelegenen Häusern aus ist

Pierrefitte ebensowenig sichtbar als hier; es liegt jenseits des schützenden Höhenzugs, über welchen nur der Montmartre mit seinem Observationsturm hinausragt. Pierrefitte ist reich an hübschen luxuriösen Landhäusern und Schlößchen; es schmiegt sich eng an den Höhenabhang. Seine von Nord nach Süd gerichtete Hauptstraße ist die direkte Fortsetzung der nach Fort Double Couronne schnurgrad hinführenden Pappelallee. Auf dieser nun, wo sie von der Eisenbahn durchkreuzt wird, ungefähr 500 Schritt von den letzten Häusern des Orts entfernt, stehen die französischen Vorposten, welche somit die Dorfstraße direkt bestreichen können. Sie bedienen sich dieses Vorteils nicht sparsam, so daß sich bei Tag niemand von uns auf der Straße sehen lassen kann, ohne daß das Geknall losgeht, und die Kugeln durch die Straße längs hin pfeifen, um da und dort in Bäume und Häuser hineinzuklatschen. Zugleich aber sind die vordersten Häuser an der Chaussee in beiden Flanken, von Villetaneuse und dem Eisenbahndamm her, dem feindlichen Feuer völlig ausgesetzt. Feinde ringsum! Äußerste Vorsicht ist daher geboten, und die Ablösung marschiert deshalb nicht durch die, ganz verödete, Straße, sondern schleicht sich hinten durch Gärten und Mauerdurchbrüche bis zu ihrem Posten vor. Diesmal kam meine Compagnie an die Reihe. Wir schlüpften bei Nacht und Nebel, lautlos, nur flüsternden Gesprächs und womöglich das sonst permanente Geklapper der umgehängten Kochgeschirre und Feldflaschen am Seitengewehr vermeidend, in der Finsternis der dunklen Baumgärten und häufig auf dem glitschig-nassen Erdreich stolpernd und ausgleitend bis zu den vordersten Häusern heran. Die Mannschaften einer Compagnie vom

1. Garderegiment, die wir abzulösen hatten, thaten sehr ängstlich oder wollten uns bange machen; sie wiesen auf die zahlreichen Kugelspuren in den Häusern hin; und ihre Aussage wurde unterstützt durch mehrere schnell hintereinander fallende Schüsse, die, vom lauten Echo verstärkt, aus nächster Nähe zu kommen schienen. Vor uns, dem Feinde zu, lag nur noch ein Gebäude, leer und still, ein gefährlicher, baufälliger Aufenthaltsort, da von einer Granate ein ganz bedenkliches Stück Ecke herausgerissen war. Gegenüber, auf der andern Seite der Chaussee eine allerliebste Villa; in deren oberem Stockwerk mehrere Granatlöcher, häßlich anzusehen, wie Zahnlücken in einem schönen Munde. Im Keller der Villa drüben verbarg sich eine andere Feldwache von uns. Quer über die Straße gezogen eine Barrikade aus Erde, Holz und Mist. Daran unser Doppelposten, der den Feind unausgesetzt scharf im Auge behalten muß, während der französische Posten auf der Chaussee bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit sein Gewehr auf ihn abfeuert. Es sah ergötzlich aus, wie nun unser Posten, nur mit dem Kopf über die Barrikade schauend, unverrückt gradausblickend, sich ab und zu schnell niederduckte. Man hörte dann sogleich den Knall und das Pfeifen der Kugel. Sowie diese hinüber war, tauchte auch der Kopf wieder empor. — Aus dem Hause, worin wir lagen, konnte man bei Tag eigentlich keinen Schritt auf den Hof hinaus thun ohne Lebensgefahr. Es knallte und pfiff von allen Seiten; und mancher gar komische Bückling und Knix wurde gemacht. Man war in Verlegenheit, wo, wann und wie man seinen doch unvermeidlichen Gang in's Freie anzustellen habe. Aber auch im Hause war von Sicherheit

gegen Gewehrkugeln nicht die Rede. (Gegen die alles zerschmetternden Perkussions- und Sprengkraft der Granaten gibt's hier selbstverständlich keine Sicherheit.) In den Fensterscheiben runde Löcher, umgeben von Splitterstrahlen. In Thürpfosten und Fensterkreuz saß das malitiöse Blei. Wir fühlten uns hier recht eigentlich auf verlorenem Posten, als enfants perdus.

Nachts, bei ziemlicher Kälte ohne Feuer, während der Wind ungehindert durch Thür und Fenster zog, fror ich auf dem bloßen Boden hingestreckt, bis die Mattigkeit mir den vom Kältegefühl verhinderten Schlaf aufnötigte.

Den Tag über, von Morgengrauen an, fortwährendes Chassepotgeknall. Mittags schauten wir im oberen Stockwerk durch die Lücken der festgeschlossenen Jalousieen ein paar feindlichen Bataillons zu, die vor den Wällen von Double Couronne sehr ungeniert exercierten. Indem klatscht eine Kugel dicht vor der Nase eines Kameraden in das Holz des Fensters, so daß dieser pfeilschnell zurückfuhr. Eine eigentümliche Schicksalslaune schien ihn zu verfolgen. Schon bei Königgrätz hat er einen (jetzt gut vernarbten) Schuß in die Nase erhalten. Er findet es sehr unhöflich vom Geschick, daß es so hartnäckig seinem Riechorgane nachstellt.

Die Franzosen scheinen durch unsere Ruhe und Schweigsamkeit immer frecher gemacht zu werden. So kehrte solch ein rothosiger Kerl, der auf der Chaussee vor uns Posten stand, unsrem sich immer duckenden und wieder auftauchenden Barrikadenposten ziemlich demonstrativ sein Hinterteil zu. Er hat's aber gebüßt. Ein Jäger nahm ihn auf's Korn, zielte gut und brannte ihm eins auf, daß er vornüber stürzte. Ob er wieder aufgestanden ist, weiß ich nicht.

Nachmittags nach 3 Uhr fand die gewöhnliche Artillerieübung von den Forts aus statt. Es gieng diesmal aus schwerem Marinegeschütz gegen Stains und Garges zu. Während dessen las ich einer Korporalschaft, die im Pferdestall dicht zusammengedrängt lag, die Kölnische Zeitung vor, deren für die Feldarmee berechnete Auszugsnummern uns sehr willkommen sind.

Wir glaubten schon unser Tagewerk vollendet, als Abends zwischen 5 und 6 am nahen Eisenbahndamm eine feindliche Feldbatterie auffuhr und mit Granaten und Shrapnels ganz wütend gegen die Verbindungslinie zwischen uns und dem benachbarten Stains schoß. Auch heftiges Kleingewehrfeuer begann. Ich meinte nicht anders, als der Feind habe es auf einen Frontangriff gegen Stains und Flankenangriff gegen uns abgesehen. Aber es kam zu nichts Ernstlichem. Zweck und Motiv dieser Munitionsverschwendung sind mir ein Rätsel. Sollten das wirklich bloße Exercierübungen mit scharfen Patronen sein?

Als endlich bei beginnender Dunkelheit die Ablösung herangeschlichen kam, atmete man förmlich auf. Und als wir auf der hohen Landstraße heimwärts in's hiesige Cantonnementsquartier marschierten, machte sich die Stimmung in meist ernsten Marschliedern Luft, wie „Die Wacht am Rhein", „Ich hatt' einen Kameraden", „Deutschland, Deutschland über Alles". Man spürt eben nach derlei Erlebnissen mehr den furchtbaren Ernst der Sache und empfindet auch, daß man, wenn schon passiv, etwas pro patria geleistet. — Nun aber bin ich herzlich müde; noch ein Glas Rotwein und dann: Gute Nacht ihr Lieben in der Heimat!

Groslay, den 19. Oktober.

Widerwärtiges Wetter heut; grauer Himmel; kalter Sprühregen von früh an. Da freut man sich, am Kamin zu Hause bleiben zu dürfen.

Daß die Franzosen eine degenerierte Race und auf dem Wege bergab schon sehr weit heruntergediehen sind, geht mir namentlich aus der bei ihnen jetzt durchaus in Blüte stehenden niederträchtigen Verlogenheit hervor. Da erlassen jetzt noch die Herren Gambetta und Victor Hugo hochtrabende, von Bombast und Aufgeblasenheit strotzende Proklamationen an ihre „grande nation“ und faseln von Sieg, wo nur Mißerfolg und klägliche Niederlage zu sehen ist. Und was sie schreiben, wird geglaubt. Hier lese ich z. B. eine schwülstige Stilübung Gaubettas, worin es heißt: „Franzosen! Bürger! Der Sieg wendet sich den glorreichen Fahnen der Republik zu. Ein erster, glänzender Erfolg ist errungen. Soeben sind die Preußen aus ihren Stellungen in Stains, Pierrefitte und Epinay zurückgeworfen 2c. 2c.“ Und das muß ich lesen, während ich mit Augen sehe, mit Händen greife, daß wir hier in Stains, in Pierrefitte, in Epinay und soweit mein Blick reicht, ganz genau da stehen, wo wir von Anfang an gestanden haben. Nicht einmal den Versuch eines ernstlichen Angriffs auf diese Positionen hat der Feind gemacht. In der That! Eine gedruckte Lüge, die der offen vor Augen liegenden Wahrheit so frech in's Angesicht schlägt, macht förmlich erstarren; sie erscheint wie eine Art wirklich gewordener Unmöglichkeit. Es übersteigt doch alles Maß! Und solch ein Erzlügner und windiger Phraseur führt die ganze Nation am Narrenseil in den

Tod! Diese Nation will belogen sein, wie sie sich selbst und anderen vorlügt.

Neigung zur Lüge und Unnatur, Antipathie gegen das reine Wort der Wahrheit sitzt freilich von jeher tief im Charakter dieser Race; es ist ihre Erbsünde. Das zeigt sich allüberall, in ihrer naturwidrigen Tragödie, wie in ihren Kriegsbülletins, bei ihren Romanschreibern, wie ihren sogenannten Historikern. Jetzt aber wuchert das Unkraut besonders geil und widerlich. Mir fällt da eine kleine Geschichte ein, die kürzlich jemand erzählt hat, der sich zu Anfang des Kriegs noch in Paris aufhielt, jetzt aber in unseren Reihen steht. Als nach jener berühmten „Schlacht von Saarbrücken" (wo ein Bataillon und eine Schwadron Preußen sich laut ausdrücklicher Instruktion vor einem französischen Armeekorps zurückzog und eine offene, unbefestigte Stadt bombardiert wurde) das deutsche Heer die Offensive ergriff, als, durch die schweren Schläge von Weißenburg, Spicheren und Wörth genötigt, die französische Armee Kehrt machte, damals ließ bekanntlich Napoleon in Paris ein Plakat anheften, worin es ungefähr hieß: „Mac-Mahon hat eine Bataille verloren. Alles kann noch gut geh'n. Franzosen, nun wißt ihr die ganze Wahrheit." Diese Trauernachricht umstand in dichten Gruppen die flanierende, diskutierende, gestikulierende Menge der Boulevards. Aber was war's, das sich auf Gesichtern und in Worten äußerte? Nicht etwa Schmerz, nicht Trauer über das nationale Unglück; nein! — Hohn gegen den Kaiser. Man nahm die Sache leicht; freute sich womöglich über das Fiasko des Erwählten der Nation. Namentlich aber rief Einer spöttisch und allgemeinen Anklang findend: „l'Imbécile! Il le dit!" d. h. „Der

Dummkopf gesteht's auch noch ein!"*) — Das heißt also: Sündige, begehe Frevel und Dummheiten, so viel du willst; nur — sag's nicht! Quod fecisti nega! — Und das ist die Weltklugheit, die politische Moral dieser heruntergekommenen Race. — Dafür ist ihnen dann auf der anderen Seite nicht begreiflich oder glaublich, daß ihr Gegner die Wahrheit sagen könnte. Sie erklären kurzweg die so höchst bescheidenen und objektiven Siegestelegramme des deutschen Generalstabs für „blague". Einige Tage nach der Schlacht von Sedan befand ich mich in einer ehemals deutschen Stadt, die jetzt an Sprache und Sitten stockfranzösisch ist. In einem Kaffeehaus saß ich mit ein paar jungen, feingekleideten Leuten am Tisch, die dem Kaufmannsstande anzugehören schienen. Ich zeigte ihnen die Konstruktion und Handhabung des Zündnadelgewehrs, gestand die großen Vorzüge des Chassepots zu und kam schließlich auf die politische und militärische Sachlage. Da erklärten denn die Herren die Nachricht von der Gefangennahme Napoleons und seiner Armee mit ungläubig zuversichtlichem Kopfschütteln für Blague „erfunden, um den gesunkenen Mut der Preußen wieder zu heben." Und das war ihre ernstliche Meinung! — — Da ist denn in der That Hopfen und Malz verloren!

Über dieserlei Themata wurde bei der Flasche die Unterhaltung in M.'s Zimmer geführt, das, dicht neben dem meinigen gelegen, recht gut möbliert ist und den ganzen Tag von Besuch wimmelt, während zugleich unsere dienenden Geister, K. und D., in Kamin und Ofen kochen, backen

*) Diese Geschichte hier erzählt ist ein kleiner Anachronismus. Ich habe sie viel später gehört.

und braten. Auch G. und Dr. H. waren mit da. Ersterer wohnt nebenan mit dem Blick auf den Chor der Kirche in einem netten kleinen Gelaß, dessen ehemalige Bewohnerin eine von „ces jolies dames“ gewesen sein muß; er hat etwas unorthographische billets d'amour und eine ganze Sammlung auf fliegende Zettel gedruckter chansons vorgefunden. Dr. H. wohnt in der Rue d'Asyle, die jetzt „Lazaretstraße“ heißt, in einem Schülerpensionat. Aus seinem Fenster genießt man eine allerliebste, gut eingerahmte Aussicht auf die westlichen Stadtteile, im Mittelpunkt den Arc de triomphe, als fernen, bläulichen Hintergrund die Höhen von Clamart und Meudon.

Nachmittags wieder heftige Kanonade gegen Stains. Unsere Artillerie schweigt immer noch hartnäckig. Ob unser altum silentium anfangs den Feind etwa verdutzt und ihm imponiert hat, ist unbekannt. Jedenfalls wird er jetzt immer frecher, herausfordernder. Sollte das nicht endlich einmal zu einer ernstlichen Unternehmung führen?

Groslay, den 21. Oktober.

Gestern und heut „Detailexercieren“; die jungen Freiwilligen muß man noch gehörig drillen, um sie paradefähig zu machen. Außerdem Instruktion durch die Offiziere in ihren Zügen. Man setzt den Leuten mit Hilfe der (jetzt regelmäßig ankommenden) Zeitung die politische und militärische Lage auseinander und läßt sich von ihnen den bisherigen Gang des Feldzugs erzählen, die Theorie des Vorpostendienstes entwickeln, die Topographie und Geographie der nächsten Umgebung liefern. Die französischen Ortsnamen sind nicht für ihre Zunge geschaffen.

Viel Beschäftigung bietet überdies das Einheimsen von Wintervorräten, namentlich von Kartoffeln und Brennholz, welches jetzt, laut Armeebefehl, begonnen hat. Ich sah gestern auf dem Felde vorm östlichen Dorfeingang zu, wie einige Abteilungen mit Hacke und Spaten die Kartoffeln zu Tage förderten, in Säcke füllten und per Achse heimführten. Gleichzeitig übte sich die feindliche Artillerie. Mehrere Geschosse giengen sausend weit über uns, ja selbst über St. Brice hinweg. Sie schießen aus ihrem monströsen Marinegeschütz bis auf die fabelhafte Entfernung von 8 bis 9000 Schritt. Einige Granaten sahen wir diesseits des Höhenzugs, der uns gegen St. Denis verdeckt, crepieren. Da ihr Wurfbogen unwahrnehmbar ist, so kam die Explosion wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Dabei fiel uns denn folgendes akustische Phänomen auf, das sich wie eine bizarre Verkehrung des natürlichen Causalnexus ausnahm. Zuerst der schnelle, blendende Blitz des beim Einschlag in den Erdboden platzenden Geschosses; unmittelbar darauf der betäubende Explosionsknall und das infernalische, wuchtig-scharfe Pfeifen vom Flug der Granate durch die Luft; dann erst, nach einer ganz kurzen Pause, das verspätete, fernherzitternde Dröhnen des Schusses, der das Geschoß hergesendet hatte. Also Wahrnehmung der Wirkung früher als Wahrnehmung der Ursache. Es geht daraus hervor, daß die Geschwindigkeit der Granate erheblich größer sein muß, als die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalls, welch letztere in atmosphärischer Luft durchschnittlich 1060 Fuß pro Sekunde beträgt. Hätte man ein Chronoskop zur Messung ungemein kurzer Zeitabschnitte, wöge man ferner das Geschoß, mäße man endlich auf der genauen Karte die

Entfernung ab, so ließe sich aus diesen Daten nach der Formel m . v^2 die ungeheure „lebendige Kraft" berechnen, mit der ein solches Ungetüm bei uns anlangt.

In der Kölnischen Zeitung finde ich Berichte von anderen Punkten des Cernierungsringes. Man könnte glauben, es wäre von uns die Rede. C'est partout comme chez nous. Immer wieder die verödeten Dörfer, die Verwüstungen der Mobilgarden, die man uns in die Schuhe schieben wird, die Klagen über unsere Passivität, die Zuckerhüte", 2c. 2c.

mutato nomine de te
Fabula narratur.

Groslay, den 24. Oktober.

Von Vorgestern Abend bis Gestern waren wir in Montmagny auf Vorposten; diesmal im Repli, um das nächste Mal eine Feldwache zu beziehen.

Montmagny liegt nur eine Viertelstunde von hier, mit seiner östlichen Flanke an den vorliegenden Höhenzug gelehnt, nach Westen hin streckt es sich weit in die Ebene. Man sieht von hier aus über Montmagny und die Ebene hinweg auf das Pariser Häusermeer. Montmagny ist ein hübscher Ort mit engen Straßen und kleinen niedlichen Häusern, worunter die meisten vollkommen städtisch gebaut und eingerichtet. Dazwischen viele mit Steinmauern eingefaßte Obst- und Weingärten, wodurch die an Gebäuden nicht allzureiche Ortschaft ziemlich weitläufig wird. Eine der Straßen, die wir zu passieren hatten, besteht in einer prächtigen Lindenallee, deren Blätterschmuck jetzt braun, verwelkt am Boden liegt. Mehrere Barrikaden versperren die Straßen und die zwei südlichen Ausgänge des Dorfs.

Unsere vorderste Verteidigungslinie, die draußen vor Montmagny gegen St. Denis sich hinzieht und sich links an die Feldwachen von Pierrefitte, rechts an die von Deuil anschließt, haben wir diesmal, da wir im Repli lagen, noch nicht zu sehen bekommen. Sie soll reich an mannigfaltigen, improvisierten Bauten sein. Unsere Pioniere graben dort und bauen Baracken.

In dem Gehöft, das mein Zug besetzte, fand sich eine Menge Stroh, für's Nachtlager sehr willkommen. Mit Licht und Feuer wurde ziemlich unvorsichtig umgegangen. Was kümmert sich auch der Soldat darum, ob solch ein verlassenes und ausgeraubtes Nest in Flammen aufgeht? Man wird eben rücksichtslos; und das ist natürlich. Wenn Menschenleben so im Preise herabsinken, was ist dann dieser Plunder wert? Dieser Grundsatz lenkt und beherrscht bewußt oder unbewußt unsere Soldaten ganz allgemein. Ich weiß wohl, daß man schon jetzt uns deshalb den Vorwurf des Vandalismus, der Barbarei ꝛc. macht; ich kann mir denken, daß dies in Zukunft noch mehr geschehen, daß man uns auch alle die Verwüstungen in die Schuhe schieben wird, die vor unserer Herkunft von den Pariser Vaterlandsverteidigern angerichtet worden sind. Aber ich weiß zugleich, daß alle wirklich von uns verschuldete Unordnung durch das unabweisbare Bedürfnis vollauf gerechtfertigt wird. Noch nie habe ich rohen Mutwillen, brutale Zerstörungssucht bemerkt. Da wird Allerlei, je nach Notdurft und Bequemlichkeit, hierher und dorthin auseinander und zusammengeschleppt, von Orten, die der rechtmäßige Besitzer ihm anwies, und nach Orten, wo er es nicht suchen noch finden wird, wo wir's aber brauchen. So sind in Groslay Stühle, Tische

Spiegel, Matratzen, Bilder, Kaffeemaschinen, Gläser und Teller, Töpfe und Tiegel aus einem Haus in's andere gewandert; so holt man sich aus den unbesetzten Häusern von Montmagny und Pierrefitte ganze Wagenladungen voll kleiner Eisenöfen, Meubles, Fässer Weins 2c., ins Cantonnementsquartier nach Groslay herüber. Thüren und Fenster hebt man aus, um draußen im Feld dürftige Baracken zum Schutz der Mannschaft aufzuführen. Wir schonen nicht Küche noch Keller; wir durchbrechen Mauern, um verborgene Vorräte hervorzuziehen. Wer will uns das Recht hierzu bestreiten? In solcher Zeit an diesem Ort ist durch den Krieg das ideelle Netz der im Frieden gültigen Rechtsverhältnisse völlig durchrissen. Von Raub und Diebstahl kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Ganz andere, neue Eigentumsrechte treten ein. Was wir vorfinden, ist herrenlos, res nullius. Und da gilt allein das jus primae occupationis. In diese verlassene Welt mit ihren Natur- und Kunsterzeugnissen, ihren beweglichen und unbeweglichen Wertgegenständen kommen wir mit gleichem Bedürfnis und gleichem Recht wie in den jungfräulichen Urwald der erste Ansiedler. Was etwa Hugo Grotius dazu sagt, weiß ich nicht und kümmert mich nicht. Was aber sagt mein Rousseau? Da er neben mir liegt, will ich doch nachschlagen. — Da heißt es denn: Même en pleine guerre un prince juste s'empare bien en pays ennemi de tout ce qui appartient au public; mais il respecte la personne et les biens des particuliers. Guter Philosoph, du kennst die Praxis nicht! Komm her und sieh! Wie jener erste Ansiedler nach Belieben schaltet, Wälder ausrodet, Sümpfe austrocknet, aus zersägten Baumstämmen

seine Blockhäuser baut, das Feld mit dem Pfluge zerreißt, das Wild erlegt, um sein Dasein zu fristen, so schalten auch wir nach Belieben. Ja! Wären die Einwohner hier, — das änderte Alles! Aber so, — wer hat die Stirn, uns des Unrechts zu zeihen? Wir sind im Stande der Notwehr, wir sind gezwungen so zu handeln, wenn wir nicht hungern und frieren wollen. Schade um das schöne Obst und die Trauben! Alles können wir nicht verzehren. Vieles verdorrt und verfault unbenutzt. Die verdorbenen Kohlfelder verbreiten hie und da einen pestilenzialischen Geruch. Als Brennmaterial dient mancherlei, zum Teil wertvolles Nutzholz. Im Kamin und draußen auf Vorposten in der Nacht verzehrt die wärmende Flamme Rebenstöcke, Besenstiele, Zaunlatten, leere Tonnen, alte Schubkarren, zerbrochene Stühle, Wagenräder. — Ein Stich in's Herz ist mir's freilich, wenn sich der gemeine Mann mit einem zerknitterten Kupferstich als Fidibus die Pfeife anzündet, wertvolle Bücher, Prachtwerke aus dem Einband reißt und zu unsagbaren Zwecken verwendet. Aber — c'est la guerre! Und wenn die feindliche Artillerie mit ihren auf uns gezielten Bomben die Häuser der eigenen Landsleute zertrümmert, die Hütte des Armen ebensowenig als den Palast des Reichen verschonend*) — dann sollten wir zaghaft und bedenklich zurückstehen? Nein! und abermals nein! Das wäre Unrecht gegen uns selbst. „Wenn es meinen Leuten mangelt, so nehm' ich's überall; selbst vom Altar!" sagt unser Oberst. Und dies Bewußtsein, dieser Grundsatz durchzieht als innerste Triebfeder das an-

*) Vor 14 Tagen haben wir St. Cloud brennen sehen.

scheinend rücksichtslose Handeln unserer Soldaten. Nur keine sentimentale Überzartheit des Gewissens verlangen, und von „Vandalismus“ faseln! Wir sind im Stande der Notwehr. Wohl gemerkt! —

Nichts außerordentliches fiel vor. Einige Granaten crepierten auf dem Berg oben bei der linken Flügelfeldwache. Man könnte sagen: Ein Gefecht gleicht einem Eimer kalt Wasser über den Kopf; unser Vorposten- und Belagerungsdienst dagegen jener raffinierten mittelalterlichen Tortur, die darin bestand, daß man einem bewegungslos Gefesselten langsam, Tag und Nacht, Tropfen für Tropfen auf den Schädel fallen ließ. Gutta cavat lapidem. Im Gefecht verdichtet sich die Gefahr und Aufregung in dem Zeitraum einiger Stunden, die uns hier wochenlang grausam breit getreten, niederträchtig in die Länge gezogen, nur durch Langeweile, Entbehrung und allerlei Elend verdünnt, verabreicht wird. Schließlich gewöhnt man sich allerdings an Alles.

Heut Abend, soeben, als wir aus dem Casino kamen, strahlte der nordwestliche Himmel hoch hinauf, fast bis zum Zenit, feurig rot. Erster Gedanke natürlich: Es brennt hinter Montmorency. Sofort aber erkannte man das prachtvolle Phänomen des Nordlichts. Durch die flammenden, schwach fluctuierenden Strahlen des „magnetischen Ungewitters“ schimmerten die Sterne durch. Das irdische Licht vom himmlischen überwunden. Und — „droben über'm Sternenzelt — — —“? Wie nahe läge doch in solcher Zeit eine abergläubische Ausdeutung des Naturphänomens. Doch habe ich solche bei keinem unserer Leute getroffen. Sie besahen sich das Ding eine Zeit lang neugierig und kehrten ihm dann gleichgültig den Rücken.

Groslay, den 25. Oktober.

Hätte mir doch in meiner Unwissenheit nicht träumen lassen, daß ich einem einstmaligen Asyl Rousseau's so nahe bin! Keine Viertelstunde von hier ist das idyllische Tusculum meines Leib- und Taschenphilosophen. Da laufe ich nun schon ein paar Wochen, seinen Gedankenextract in Sedez immer bei mir tragend, hier herum und weiß nicht, daß dort hinten bei Montmorency, da oben am Weinberg „l'Ermitage de Jean-Jaques“ liegt. Er hat da die neue Heloise und den Contrat Social geschrieben. Jetzt liegen preußische Jäger im Landhäuschen; und ihre Gewehrpyramiden stehen davor. Das ist klassischer Boden! Vier Lindenbäume, die Er gepflanzt haben soll, beschatten*) auf einer Terrasse eine Steintafel, worauf die ziemlich trivialen Alexandriner steh'n:

C'est ici qu'un grand homme a passé ses beaux jours,
Vingt chefs-d'oeuvre divers en ont marqué le cours,
C'est ici que sont nés et Saint-Preux et Julie;
Et cette simple pierre est l'autel du génie.

Robespierre, ein Verehrer Rousseau's, hat hier oft gesessen und meditiert. Man denke! Der herzlose Würger, der kalte Blutmensch weilt hier, in ländlicher Stille, bei den Manen und vertieft in die Gedanken des sentimentalen, weichmütigen Optimisten; und unterdessen läßt er drinnen in der Stadt die Guillotine arbeiten! O, das Menschengemüt birgt seltsame Widersprüche! Aber wie soll man sich darüber wundern, da die Welt, das All überhaupt an den schreiendsten Widersprüchen krankt? Wie sich doch der gute Jean-Jacques abquält, — nein, wie leicht er sich's macht,

*) Nämlich im Sommer. Jetzt stehen sie laublos traurig da.

seinen Optimismus zu retten. Da sich das Übel, die Not, Angst und Pein, die Sünde und das unschuldige Unrechtleiden aus dem Einzelleben nun einmal nicht hinwegphilosophieren läßt, so verfällt er unter Anderem auf die querköpfige Idee, die Gottheit sehe nicht auf die Individuen, ja wisse nichts von ihnen, sondern nur von den Gattungen; diese zu conservieren, sei ihr Geschäft. Il est à croire, so heißt's, que les événements particuliers ne sont rien ici-bas aux yeux du maître de l'univers, que sa providence est seulement universelle, qu'il se contente de conserver les genres et les espèces, et de présider au tout, sans s'inquiéter de la manière dont chaque individu passe cette courte vie. — O! Wär' der Gedanke nicht so verflucht gescheit, man wär' versucht ꝛc. Das heißt: Adieu, Allwissenheit! Adieu, Allgerechtigkeit und Allgüte! Geht hin; ihr seid pensioniert! Und dann, wie steht's denn mit dem bellum omnium contra omnes, dem Kampf um's Dasein? (Den Darwinismus lassen wir bei Seite, überhaupt die Theorie; aber der „Kampf um's Dasein" ist leibhaftige, greifbare Thatsache.) Gattungen, Arten gehen unter im Streit, rotten sich aus; und die Völker der Menschen zerfleischen sich einander. Wo bleibt denn ihr Glück, ihr Existenzrecht? Wo die verbesserte Jean-Jacques'sche Vorsehung? Vernichtungskrieg zwischen concurrierenden Vernunftwesen; gegenseitiges sich Zerfleischen und Morden der intelligentesten, höchstbegabten Völker des Erdballs; dieser wütende Racenkampf, den wir führen, der Tausende und Abertausende der besten Mitglieder beider Nationen vertilgt und verkrüppelt, das Lebensglück von Millionen unbarmherzig zerknickt, — Philosoph, was sagst

du dazu? Rousseau, du erinnerst mich schier an den Hallenser Löwen. Der meint, der liebe Gott wolle damit das scrophulöse Gesindel vom Erdboden vertilgen. Nicht übel! Leider sind nur die meisten jener Todten, jener Krüppel nicht scrophulös, sondern kerngesund, die gesundesten Exemplare ihrer Nation. Dann bleiben auch noch ihre Wittwen und Waisen übrig. Und das wenige scrophulöse Gesindel, das eben wirklich bei dieser günstigen Gelegenheit mit umkommt, — was kann es denn dafür, daß es scrophulös ist? Warum, lieber Gott, hast du sie denn scrophulös geschaffen? — Schlecht gebrüllt, Löwe! — Du aber, lieber Gott, verfolgst du denn Zwecke? Und heiligt denn bei dir der Zweck die Mittel? Oder siehst du nicht den endlosen Jammer, die Thränen, das Blut, den Schmerz, die Verzweiflung von Millionen Unschuldiger? — O, ewige Gerechtigkeit, Vorsehung, moralische Weltordnung, vom Menschen geahnt und geglaubt, weshalb offenbarst du dich nicht? Weshalb verführst du unsern denkenden und doch beschränkten Verstand zum Unglauben, zur Lästerung? — Und doch! Gesetzt den Fall, nur blinde Naturgesetze, ein unvernünftiges Ungefähr ohne jeden vernünftig-geistigen Grund beherrschten diese Welt, wie könnten so allgemein die Illusionen eines moralischen Gesetzes, eines ewigen göttlichen Weltgerichts, die Illusionen von Pflicht, Gewissen, Schuld, Verantwortlichkeit, Recht, Freiheit, überhaupt moralisches Bewußtsein aus jenem vernunftlosen Naturlauf hervorgehen? Und sollen wir für das moralische Bewußtsein der Menschheit eine generatio aequivoca auf Grund und inmitten einer Welt annehmen, die im Übrigen nur Mechanismus und chemischer Prozeß wäre? Nein! Und abermals nein!

Wäre die Schöpfung allein aus blinden Naturgesetzen entsprungen, dann wäre die Pflanzenwelt der Gipfel der Wesenleiter. — Aber der Mensch lebt, um diese Annahme leibhaftig durch sein Dasein zu widerlegen; lebt, um zu genießen, zu leiden, zu lieben, zu hassen, zu küssen, zu morden, zu denken, zu zweifeln, an seinem Verstande zu verzweifeln.

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhältst du das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe. —

Auch heute Abend wieder ein herrliches Nordlicht. Drei helle, breite Strahlen vom nordwestlichen Horizont aus hoch am Himmel hinauf divergierend; zwei rote, der am meisten westliche weiß. Die Sterne scheinen durch.

Groslay, den 28. Oktober.

Heute haben wir die officielle Nachricht erhalten, daß Metz endlich gefallen ist. Gottlob! Nun wird Friedrich Karl frei und kann zu uns und an die Loire kommen. Mich wundert's, daß v. d. Tann mit seiner geringen Macht sich so lange hat halten können. An der levée en masse ist doch etwas. Unser langes, erfolgloses Stillliegen ermutigt die Franzosen bedenklich. Wenigstens sprechen die Zeitungen so, die von Berlin hierher regelmäßig in 3—4 Tagen anlangen. Durch Autopsie merken wir von der allgemeinen militärischen Lage gar nichts; nur von dem, was uns an die Nase stößt, haben wir Kenntnis, und da geht denn alles unverändert fort, einen Tag wie alle Tage.

Von gestern bis heute war meine Kompagnie auf Feldwache, jenseits Montmagny auf dem Berge links, wo

nach der Generalstabskarte ein „Moulin de Pierrefitte“ stehen soll, in der That aber keine Windmühle, sondern nur eine niedliche kleine Villa inmitten eines verwüsteten Parks zu sehen ist. Dort lag man so gut wie im Freien die vierundzwanzig Stunden lang; fortwährender Regen durchnäßte die Leute bis auf die Haut; Feuer durfte nicht angemacht merden, weil dann die Franzosen hinschößen. Nächtlich schlugen schnell hintereinander 4 Granaten bei uns ein, nachdem der Feind unsere Stellung und einige herumstehende Gruppen mit elektrischem Licht beleuchtet hatte. Ein Freiwilliger, der als Mittel gegen die unangenehme Näße und Kälte eine etwas zu reichliche Dosis Cognac zu sich genommen hatte, lief, als die Granaten explodiert waren, eiligst hin, um sich an den heißen Sprengstücken die Hände zu wärmen; er verbrannte sich die Finger arg daran.

Lieutenant v. M. ist diese Nacht schwer verwundet worden. Das gieng so zu. Er machte mit 15 Mann eine Recognoscierungspatrouille nach Villetaneuse hinein, aus dessen zunächst gelegenen Häusern (etwa 200 Schritt von unseren Posten entfernt) die Franzosen häufig mit Chassepots herüberknallen. Auch mein jovialer Dr. H. war mit bei der Patrouille. Man fand die ersten Häuser unbesetzt und schlich sich vorsichtig leise in der leeren dunklen Straße bis zur Kirche vor. Diese war hell erleuchtet; die feindliche Feldwache lag darin. Ein Hund bellte. Die Kirchenthür that sich auf, und man schoß auf die Unsrigen. Beim Zurückgehen erhielt der Lieutenant eine Kugel in den Rücken, die ihm ein paar Rippen zerschlagen hat. Trotzdem gieng er zu Fuß, von Dr. H. und noch Jemand unterstützt, die zweihundert Schritt bis zu unserer Postenkette zurück und

machte Meldung beim Hauptmann. Sein Atem war laut und röchelnd. Jetzt ist er schon rückwärts ins Lazaret.

Der Feind errichtet zwischen St. Denis und unserer Vorpostenkette neue Erdverschanzungen, armiert sie und rückt uns somit ein erkleckliches Stück näher auf den Leib. Das Alles thut er, ohne im Geringsten behelligt zu werden. Denn unsere Belagerungsartillerie ist nicht da. Wo bleibt sie?

Nachmittags hörte man östlich Artillerieschnellfeuer; eine Feldbatterie von uns soll eine jenseits Dugny gelegene Ortschaft in Brand geschossen haben. Auch erzählt man, die Sachsen (die unsere Nachbarn im Südosten sind), hätten eine ziemliche Anzahl Gefangener forttransportiert. Was bedeutet das?

Groslay, den 30. Oktober.

Dies schreibe ich am Abend eines ernsten Tages, nach der Rückkehr von einem blutigen Gefecht, bei dem wir freilich nur in Reserve gestanden haben.

Vorige Nacht wurde das Bataillon allarmiert; wir traten früh morgens um 5 Uhr an und marschierten, als es noch stockfinster war, von hier ab, ohne zu wissen wohin. Man munkelte nur von einem bevorstehenden Kampfe, und die Sanitätskarren mit ihrem roten Kreuz fuhren an der Queue nach. Wir marschierten durch Montmorency, bogen dann östlich ab, passierten St. Brice und Sarzelles und machten vor dem letztgenannten Dorfe Halt. Hier nahmen wir nebst einem Bataillon des 3ten Garderegiments Stellung, gedeckt durch eine kleine Bodenanschwellung; eine Feldwache und ein Beobachtungsposten wurden auf die Höhe postiert und dann die Gewehre zusammengesetzt. Der Posten droben sah

nach der Gegend hinüber, wo das Gefecht bereits im vollen Gange war. Der Kanonendonner rollte zuweilen so lückenlos ununterbrochen, daß man gar keine einzelnen Schüsse unterschied. Während der Ruhe und des Frühstücks brachte ich über Anlaß und Gegenstand des Kampfes stückweise, nach und nach Folgendes in Erfahrung.

Vorgestern haben die Franzosen aus St. Denis und Aubervilliers einen Ausfall gemacht. Durch äußerst heftiges Granatfeuer aus den Forts hat der Feind das in dem Dorfe le Bourget (anderthalb Stunden südöstlich von Groslay, an der schnurgeraden Chaussée nach Fort Aubervilliers gelegen) auf Vorposten stehende Bataillon zuerst genötigt, in möglichst schützenden Räumen Deckung zu suchen. Dann sind 6 feindliche Bataillone herangerückt, und vor dieser Übermacht haben sich die Unsrigen, der allgemeinen und ausdrücklichen Instruktion gemäß, zurückgezogen, ohne daß es bei der Räumung zum Gefecht gekommen wäre. (Daher also jenes Artilleriefeuer, das man vorgestern hier wahrnahm!) Die Franzosen haben dann das verlassene Dorf besetzt, und zwar, wie sich nachher herausgestellt hat, in der bedeutenden Stärke von 5 bis 6000 Mann. Ein paar Bataillone von uns, wie man mir sagt, vom Kaiser-Alexander-Regiment, giengen in der Nacht, ohne einen Schuß abzugeben, gegen le Bourget recognoscierend vor, fanden es stark gegen unsere Seite zu verschanzt und zogen sich wieder zurück. Das Dorf durfte dem Feind nicht gelassen werden. Es wäre damit eine gefährliche Lücke in unsere Postenlinie gerissen; man konnte von dort aus Dugny und Stains in der Flanke angreifen, und wir hätten zurückgemußt. Heute Morgen galt es nun, das Dorf mit Sturm zu nehmen.

Als wir in unserer Reservestellung eintrafen, war, wie gesagt, das Gefecht schon im Gange. Der Angriff war äußerst gewagt und gefährlich. Denn le Bourget liegt ganz in der Ebene; unsere heranrückenden Colonnen waren, dem gedeckt stehenden Feinde schon von Weitem sichtbar, dem Gewehrfeuer völlig ausgesetzt. Und die Forts von St. Denis sprachen auch ein Wort dazwischen; mit einem sausenden und krachenden Hagel aus ihrem weittragenden Marinegeschütz mahnten sie sehr eindringlich zur Umkehr. Trotzdem war man von rechts, von links und in der Front bis an die steinernen Gartenmauern und verbarrikadierten Straßen des Dorfes im Geschwindschritt vorgedrungen; die Schützenlinie voran in Gemeinschaft von Pionieren, die mit Axt, Spaten und Brecheisen bewaffnet, der stürmenden Infanterie durch Mauern und Thüren Bahn brachen. Als mein Bataillon in seine Stellung einrückte, war man drüben schon im Dorf drinnen handgemein und es wütete ein heißer Kampf. Wir freilich sahen nichts weiter davon, als den breit über die Ebene hingelagerten Pulverdampf, aus dem die Blitze der feuernden Batterien und platzenden Granaten unaufhörlich hell aufzuckten. Ein wüstes Chaos, blitzend, krachend, rauchumhüllt — das war's. Mehr zeigte auch das beste Fernrohr nicht. Alles war natürlich sehr gespannt; Husarenordonnanzen und Patrouillen sprengten hin und wieder zurück, um Meldung zu bringen; bei unseren höheren Offizieren sah ich von Anfang an nur zuversichtliche Mienen. Das Gefecht stand für uns günstig; langsam aber stetig wurde Terrain gewonnen. Bald nach Mittag war der Franzos ganz aus dem Dorfe hinausgedrängt; viele hundert Gefangene (namentlich von Depot-

bataillonen der Kaisergarde und Marineinfanterie) wurden rückwärts transportiert; der Rest stürzte in wilder Flucht aus le Bourget auf Landstraße und Feldwegen nach Aubervilliers und St. Denis zu. Ein erquickender Anblick! Unsere Feldartillerie, 7 Batterieen, hat brav gewirtschaftet. Sie nahm unter Anderem die aus St. Denis heranrückenden Reservebataillone auf's Korn; und als bei diesen der gut gezielte Granathagel einschlug, stoben sie auseinander wie Spreu vorm Winde. Von einem Franzosen, den das Sprenggeschoß voll in die Brust getroffen, lagen hier die rotbehosten Beine, dort die Arme, da der Kopf; das Mittelstück fehlte gänzlich. Als man beim Rücktransport der Gefangenen unvermeidlich das Granatfeuer der Forts passieren mußte, warfen sich die Franzosen auf den Boden hin und wollten nicht von der Stelle. Man hat sie mit Gewalt zwingen müssen, weiterzugehen. Auf unserer Seite kamen die Sechsundneunzigpfünder-Granaten des Feindes bis nach Sarzelles. Dort schlug ein solcher „Zuckerhut" durch's Dach in das oberste Stockwerk eines Hauses und crepierte in einem Raum, wo eine ganze Corporalschaft bestehend aus 20 Mann Quartier hatte. Die Leute waren grad alle bis auf einen einzigen nicht zu Hause. Als dieser das Ungetüm einschlagen hörte, wollte er im Schreck aus dem geschlossenen Fenster hinausspringen; das gelang nicht; die furchtbare Explosion fand in seiner unmittelbarsten Nähe statt. Und siehe da! Er blieb heil und gesund bis auf eine unbedeutende Schramme am Finger, während das ganze Dach zertrümmert und von den pfundschweren Sprengstücken ein ungeheures Loch in die Mauer gerissen war. Vor dem Hause standen ein paar französische Blaukittel, die

Mütze im Nacken, sahen sich den Schaden an und riefen: „Malheur! Malheur!"

Der siegreiche Ausgang des Gefechtes und noch eine angenehme Nachricht stimmten uns am Nachmittag sehr vergnügt. Unser jovialer Divisionsprediger R. kam nämlich auf seinem Pferdchen recht heiter dahergeritten, brachte Zeitungen und Feldpostbriefe aus der Tasche und erzählte als ganz authentisch, Thiers sei in Versailles. Nachdem er bei allen Großmächten auf sein de- und wehmütiges Hilfegesuch Körbe erhalten, habe er sich jetzt in die Höhle des Löwen selbst gewagt und unterhandle wegen eines Waffenstillstandes. Victoria! also und hoffentlich bald Friede!

Gegen Abend marschierten wir hierher zurück, während die Forts, entrüstet über die erlittene Schlappe, nach allen Seiten ringsum wie toll und rasend feuerten.

Groslay, den 31. Oktober.

Naßkaltes Wetter. Das Feuer im Kamin will nicht brennen. Es fröstelt einen unbehaglich. Die Forts donnerten heute von früh an bis 4 Uhr Nachmittags unaufhörlich; sie grollen über den Verlust von le Bourget. Mein zerbrochenes Fenster zittert bei jeder in der Nähe erfolgenden Explosion. Ein wahrer Eisenhagel wurde ringsum auf alle unsere Vorpostenstellungen und Cantonnements ausgespieen, auf le Bourget, Dugny, Garges, Stains, Pierrefitte, Montmagny. Bei unserem Groslay, am östlichen Eingang, sind einige sechszig Granaten des allerschwersten Calibers eingeschlagen. Viele davon crepierten gar nicht; sie fuhren leicht und tief in den vom Regen aufgeweichten Lehmboden hinein. Alle aber waren für uns unschädlich;

denn sie schlugen sämmtlich in die Felder und Weinberge, wo kein Haus und kein Mensch steht. Man sieht uns eben von Double Couronne aus nicht, kann nicht direct auf uns zielen, sondern schießt über den Berg im Bogen herüber und hat zwar die richtige Distanz, nicht aber die Richtung getroffen.

Das gestrige Gefecht ist doch sehr ernst, sehr blutig und für uns in der That glorreich gewesen. Mit Elitetruppen, den besten, die der Feind hat (Kaisergarde und Marineinfanterie), war das Dorf sehr stark besetzt. Hinter festen Steinmauern und Barrikaden stand er vollständig sicher gedeckt und überschüttete unsere anrückenden Sturmcolonnen mit einem pfeifenden Kugelregen. Es war schon sehr viel, daß man durch die freie Ebene bis an die Lisière des Dorfes herankam. Nun aber gieng erst der allerschlimmste Tanz los. Während der Feind aus allen Fenstern und Schießscharten ununterbrochenes Schnellfeuer abgab, mußten die Pioniere erst in die Mauern Löchern schlagen, daß unsere Infanterie in die Gärten und Höfe hinein konnte; die Barrikaden wurden überklettert; um jedes einzelne Haus wurde gekämpft; die Hausthüren zertrümmerte man, drang dann hinein, und es gieng Mann gegen Mann. Schritt für Schritt verteidigte sich der Feind hartnäckig. — Aus dem rauchumhüllten, verworren-chaotischen Bilde von gestern, treten heut schon einzelne Bravourzüge deutlich hervor. So zerschmetterte ein Unteroffizier der Pioniere mit der Axt eine verrammelte Hausthür; wie sie zusammenstürzt, stehen vor ihm 5 französische Offiziere mit Revolver und gezogenem Degen; mehrere Schüsse werden auf ihn abgefeuert; er aber, nur leicht verwundet, schlägt mit hoch

geschwungener Art einen der Offiziere zu Boden; da geben die Anderen ihre Degen hin und bitten um Pardon. Diese That hat etwas Berserkerhaftes! Ein Hauptmann, der dazu kam, nahm sein eisernes Kreuz von der Brust und hängte es dem Braven an. — Eine der zu erstürmenden Barrikaden war besonders hoch, fest, steil, schwer zu erklimmen und wurde sehr hartnäckig verteidigt. Die Unsrigen kamen nicht vorwärts. Da ergriff der alte General Budritzki eine Bataillonsfahne, ließ sich von ein paar Mann hinaufheben, und nun gieng's mit „Hurrah!" hinüber. Der Feind gab Fersengeld. — Mich erinnert diese Affaire daran, daß im Jahre 1815 Blücher gleich am Tage seiner Ankunft, den 30. Juni, von le Bourget aus Aubervilliers erstürmen ließ. Damals lag die französische Verteidigungslinie noch viel weiter zurück; seitdem ist Fort Aubervilliers entstanden.

Die Sache hat viel Blut gekostet, im Ganzen mehrere Hundert Mann und mehr als dreißig Offiziere todt und verwundet. Unter Anderem hat auch wieder das Gardeschützenbataillon sehr gelitten, das bei St. Privat decimiert wurde und alle Offiziere bis auf einen Fähnrich verlor. Oberst Graf Waldersee soll meuchlings erschossen worden sein, als er einer Abteilung Franzosen, die soeben Pardon verlangt und erhalten hatten, den Rücken zukehrte.

Der Armeechef, Kronprinz von Sachsen, und der Corpscommandant, Prinz August von Württemberg, haben durch Parolebefehl dem Gardecorps für seine Haltung Dank gesagt. Dieser gebührt eigentlich nur der 2ten Division. — Wir standen in Reserve.

Groslay, den 4. November.

Am 1ten November Frühmorgens gieng ich durch die lange Hauptstraße von Groslay in der Richtung nach Westen. Hinter mir war eben die Sonne aufgegangen; da — stand gerade vor mir im leichten Sprühregen der schönste, lebhafteste Regenbogen. Ich kann nicht sagen, wie mir das erfreuliche Phänomen wohlthat. Der Bogen des Friedens am Himmel! — Liebliches Symbol! Ja, wir sehnen uns alle nach Frieden; und möge der Himmel ihn uns bald bescheren! Nahe liegt es, meteorologische Erscheinungen als Omina, als Sinnbilder Dessen aufzufassen, was die Schickung bringen wird. Sie schweben über dem Menschen, dort oben, unbegreiflich, von wo er sein Schicksal erwartet. Und unwillkürlich mußte ich mich bei dem überraschenden Anblick folgender Analogie hingeben. Am 24. und 25. Oktober Abends erscheint das blutigrote Zeichen des Nordlichts; es folgt darauf der Ausfall der Franzosen und der blutige Sieg von le Bourget. Jetzt am Himmel das lieblich glänzende Symbol des Friedens; und — es sieht in der That nach Frieden aus. Thiers unterhandelt noch zwischen Versailles und Paris; und bei uns spricht man von einem neuntägigen Waffenstillstand. Wollte Gott, es träfe zu; die Analogie würde vollendet! Ich wünsche es unserer Armee, die sich nach Heimkehr sehnt; den Franzosen, die ihr Land und ihre Kinder unnütz dem Verderben und Tod hinopfern; der Welt, die dies furchtbare Morden mit Entsetzen und Abscheu sich immer und immer in die Länge ziehen sieht.

Alles, so sollte man meinen, drängt jetzt die Franzosen zu dem vernünftigen Entschluß, endlich nachzugeben,

das unnütze, frevelhafte Blutvergießen aufzugeben. Metz gefallen; Bazaine und mit ihm wieder 200,000 Mann gefangen, auf die man in Paris alle Hoffnung setzte; Thiers von allen Großmächten hoffnungslos heimgeschickt; England zu Waffenstillstand und Frieden ermahnend; Paris, wo nach zuverlässigem Bericht der Hunger sich einstellen soll, ohne Aussicht auf Entsatz, da jetzt Friedrich Karl an die Loire und nach Süden gegen Garibaldi u. s. w. rücken kann; im Hintergrunde endlich das, freilich noch stumme, drohende Schreckensgespenst des Bombardements. Wahrlich! — Bogen des Friedens, du könntest Recht haben!

Übrigens scheint es in Paris wegen der Waffenstillstands- und Friedensfrage zum harten Conflict zwischen der roten und blauen Republik gekommen zu sein. Als wir vorgestern in Montmagny auf Vorposten waren, sah man die Forts so feuern, daß jedermann meinte, es könne gegen keine unserer Stellungen, sondern nur in die Stadt hineingefeuert werden. Ebenso hat man Kleingewehr- und Mitrailleusenfeuer innerhalb der Stadt gehört. Und auf dem Mont Valérien weht seitdem die rote Fahne. Man kann sich das so zusammenreimen: Thiers kommt mit Waffenstillstandsvorschlägen nach Paris hinein; er, sowie Trochu, Favre und überhaupt die Bourgeois sind für den Frieden; Rochefort, Flourens, die socialistisch-communistischen Bataillone der bewaffneten Blousenmänner von Belleville, la Vilette 2c., sind dagegen; denn diese Bande hat Alles zu gewinnen und Nichts zu verlieren, sieht im allgemeinen Umsturz die Gelegenheit, à la Catilina im Trüben zu fischen; Aufhebung des Eigentums, Verteilung des Privatbesitzes der Wohlhabenden, — das ist ihr ersehntes Ziel, dem

sie durch Verlängerung des unnützen Widerstandes näher gebracht werden. Darüber nun Straßenkampf; und der Commandant des Mont Valérien bekennt sich mit seiner Fahne zu seiner Partei. — So calculieren wir. Weiß Gott, ob wir Recht haben!

Fast möchte man befürchten, daß den Roten der Sieg bleibt. Siegt doch so leicht alles Excentrische und Exorbitante bei dieser ruhelosen, hypersanguinischen, die Extreme anbetenden Nation. Warum nicht aus dem Cäsarismus in die Anarchie hinübertaumeln? Variatio delectat; und goldene Mittelstraße ist diesen Herren Halbheit. Viele Fesseln sind so schon gefallen, warum nicht alle? Und dann — die Comödie des Heroismus muß doch ihren fünften Act erleben. Ja! Ja! Die rote Fahne des Mont Valérien bedeutet, wie ich fürchte, viel!

Damit gewönne der Krieg einen ganz neuen Charakter; er träte nun in seine dritte Phase. Ursprünglich war es auf einen Cabinetskrieg, ein Duell der Dynastie Bonaparte gegen ihren gefährlichen Erbfeind Hohenzollern abgesehen; man wollte Preußen isolieren. Wenn das nun, Dank dem herrlichen Patriotismus ganz Deutschlands nicht gelang, so war der Krieg doch eigentlich auf Seite der Franzosen anfangs nur Cabinetskrieg. Nach dem kläglichen Fiasco von Sedan ist er zum wirklichen Nationalkrieg, zum erbitterten Racenkampf geworden; Zeugnis dafür: das Franctireurunwesen und die mehr und mehr um sich greifende levée en masse. Siegt nun aber in Paris der Communismus, so haben wir die dritte Phase; der Krieg wird zum Principienstreit. Denn den diamentralen Gegensatz zu den Pöbelbataillonen der roten Pariser Republik bildet

unsere richtig zusammengesetzte, aus dem gesundesten volkstümlichen Organismus hervorgewachsene deutsche Armee. Dort drinnen die gesellschafts- und staatsfeindlichen Utopieen jener schwindelnden Theoretiker, welche die Verblendung und die niedrigen egoistischen Triebfedern des hauptstädtischen Proletariats im Interesse ihres persönlichen Ehrgeizes benutzen und mißbrauchen. Bei uns dagegen nichts, garnichts, das jenen „Arbeiterbataillonen" entfernt gliche, unter deren Fußtritt die lebhafte Phantasie des Herrn v. Schweitzer und Consorten schon vorlängst den Erdboden erzittern gehört hat. Nein! Unsere Bataillone sind echte Volks-Bataillone. Alle Stände, Berufsklassen und Bildungsstufen des Volkes sind hier in durchaus angemessener und naturgemäßer Proportion vertreten, von der hohen vaterländischen Idee zusammengeführt, in die gleiche Uniform gekleidet. Kaufleute und Aristokraten, Gelehrte und Handwerker, Tagelöhner und Fabrikarbeiter, Beamte, Studenten, Bauern und Rentiers tragen denselben Rock, thun zusammen ihre Pflicht und Schuldigkeit, lernen sich gegenseitig schätzen, weil sie sehen, daß sie einander bedürfen. Geld, Bildung, Intelligenz, praktischer Verstand, physische Kraft, so verschieden verteilt an diesen und jenen unter den so ähnlich aussehenden Männern im blauen Rock und mit der Pickelhaube, kommen sich gegenseitig zu Hilfe; und der Eine leistet dem Anderen, was er kann, um die Gegenleistung in Empfang zu nehmen, die er nicht prästieren könnte. — Abgesehen davon, daß der Communismus bekanntlich zu ungereimten Consequenzen führt und daher, in der Praxis verwirklicht, sehr bald an seinen eigenen Widersprüchen kläglich scheitern würde, — sind eben die Menschen concrete Individuen, in

ihrem Können und Bedürfen auf's Allerverschiedenartigste angelegt; sie sind nicht abstracte Schemata, wie sie die Herren Lassalleaner voraussetzen. Die allgemeine Militärpflicht und die Heeresorganisation Deutschlands bietet unter Anderem auch eine beruhigende Bürgschaft dafür, daß bei uns nie, wie jetzt bei dieser roten Republik in Paris, chaotischer Umsturz, als notwendige Folge des zügellosen Egoismus und der versuchten Verwirklichung utopistischer Ideen, die menschliche Gesellschaft bedrohen wird. Siegen die Roten in Paris, dann in der That wird der Krieg zum Principienstreit. Und „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Dann bekommen wir keinen Frieden; dann aber auch Wehe dir Paris! —

Dieser Tage schrieb ich in der Erinnerung an den Kampf von le Bourget Folgendes nieder:

Für's Vaterland.

Es graut der Morgen; ernst und still
Steh'n wir im Feld in Reih und Glied.
Wir wissen's, was der Herrgott will, —
— Da hilft kein Sträuben, — das geschieht.
Und soll dies sein mein letzter Tag,
Für dich den letzten Herzensschlag,
Mein Vaterland!

Gewitterstille drückt das Thal,
Und leise spricht's von Mund zu Mund:
Leb wohl, Kam'rad, trink noch einmal!
Du warst mir treu zu jeder Stund.
Fällst du, schreib ich; fall ich, schreib du:
„Er sank in's Feld zu ew'ger Ruh
Für's Vaterland!“

Horch! Hörner schallen; Trommelschlag;
Kommandoruf von Ort zu Ort; —
Jetzt gilt's! Begonnen hat der Tag!
Hui! Kugeln pfeifen hier und dort;
Aus tausend Schlünden blitzt der Tod; —
Vorwärts! — und ob der Teufel droht —
Für's Vaterland!

Was zuckst du, Herz, und wendest dich
Zur Heimat, zu den Lieben hin? —
Ade, ihr Lieben! Lasset mich!
Welt, fahre wohl! Vorwärts, mein Sinn!
Und gieng' es durch der Hölle Thor, —
Hurrah! Die Fahne schwebt uns vor
Für's Vaterland!

Sechstes Kapitel.

Die Vorpostenstellung von Montmagny.

Mein Tagebuch fängt hier an für einige Zeit etwas wortkarg und lückenhaft zu werden. Ganze Wochen sind zuweilen mit ein paar Zeilen abgefertigt; nur höchst dürftige Notizen über den rein äußerlichen Gang des Dienstes, über Wetter, außergewöhnliche Leckerbissen und dergleichen mehr sind ein Erinnerungszeichen daran, daß damals wirklich die Zeit nicht pausierte, die Uhr nicht stillstand, kein Dornröschenschlummer uns umfangen hielt. Einer der ausführlichsten Tagesberichte lautet z. B. so:

Den *ten November.

Vormittags: Von 9 bis 10½ Uhr Detailexercieren (vulgo

Griffe-Kloppen); -- Feldpostpaket von ***s bekommen mit Chocolade, Cigarren, Würsten, Schinken, Thee ꝛc.; muß bald dankend beantwortet werden; — Gabelfrühstück beim Marketender a. d. süßen Ecke; hat guten Caviar und Sardinen, sowie trefflichen Rum; — morgen abend Gänsebraten.

Nachmittags: Um 4 Uhr Gewehrappell, dann Löhnungsappell; — Liebesgaben aus Berlin verteilt (Tabak, Cigarren, Unterhosen, wollene Decken). — Mit G. nach Montmorency zu spazieren gegangen; lebhaftes Kleingewehrfeuer gegen Epinay; — Nachmittags mehrere Granaten in den Weinberg; — Abends Glühwein bei M.; — Nachts nicht schlafen können; Double Couronne schoß fortwährend mit kleiner Feuerpause; Echo von den Höhen. —

Eine besonders magere Reihe von Tagen gibt sogar bloß zu folgender summarischen Bemerkung Anlaß:

den —ten November	
" " "	Nichts Neues vor Paris.
" " "	v. Podbielski.
" " "	
" " "	

Ein getreues Abbild jener sterilen, langweiligen Öde, jener ereignislosen Monotonie des damaligen Lebens. Wenn der Erwartungsvolle seine Erwartung immer und immer nicht erfüllt sieht, so wird er erst unruhig, dann ärgerlich, ingrimmig, allmählich blasiert und erschöpft; die Zeit, weil sie ihm nichts bringt, scheint leer, unmäßig träge, schleppend vorüberzuschleichen, Stunden schwellen zu Tageslänge an, und man ergibt sich apathisch gähnend in das leidige Schicksal, den sonst rastlos abfließenden Strom des Geschehens stocken zu sehen. Fehlt es bei diesem Mangel äußerer Ereignisse überdies noch an geistiger Nahrung, so kann höchstens gedankenlose Lustigkeit über irrelevante Späße, Kartenspiel, Trinken u. dergl. m. den scheinbaren Stillstand der Zeit

und Müßiggang der Parzen vergessen machen. Wie ganz anders, als wenn man dem allzuflüchtigen Augenblick gebieten möchte: Verweile doch! Du bist so schön!" —

Indessen was uns damals alltäglich, daher gleichgültig und ermüdend war und also auf Niederzeichnung im Diarium keinen Anspruch erhob, das erscheint jetzt dem darauf Zurückblickenden keineswegs so uninteressant, Waren es doch ganz außergewöhnliche Verhältnisse, ein eigentümliches und seltenes Culturbild, was uns damals als das ganz Gemeine, ewig Gestrige langweilig vorkam. Blickt doch der aus dem bequemen, nordischen Flachland weithergereiste Tourist mit lebhaftestem Interesse in die Alpenwelt hinein, die Welt der Gletscher und jäh himmelansteigenden Felsencolosse mit ihren Seen und rauschenden Wasserfällen, während der dort eingeborene Gaisbub und Kuhhirt mit halb verwunderter, halb spöttischer Miene den städtisch gekleideten Fremdling angafft, der seine schöne, reiche, große Stadt da drunten verlassen hat, um sich hier diese ganz gewöhnlichen Dinge, als ob sie etwas Besonderes wären, unter Nichtachtung von allerlei Unbequemlichkeiten und Anstrengungen zu besehen.

Genug, ich will jene magere Partie meines Tagebuchs (welche ungefähr den Monat November umfaßt) nachträglich ausführen, mit Hilfe meines für das Anschauliche ziemlich lebhaften Gedächtnisses, welchem sowohl einzelne Vorgänge und Örtlichkeiten, als allgemeine typische Scenen noch immer ganz frisch, plastisch und in natürlich-warmem Colorit sich darstellen. Es sei mir jedoch hierbei ein etwas desultorisches oder aphoristisches Verfahren gestattet. Nachdem zunächst der topograhisch-historische Hintergrund entworfen,

gedenke ich auf eine Weile den Leitfaden der Chronologie fallen zu lassen und aus dem Gesichtspunkte der Homogeneität eine Anzahl Einzelbilder mir zu vergegenwärtigen. Verwandtes zusammengruppierend, will ich Das vereinigen, was bei fleißiger geführtem Tagebuch da und dort stückweise und zusammenhangslos nach der Willkür des Zeitlaufs und dem Zufall subjektiver Perception zerstreut sein würde. Vielleicht entsteht dann eine Reihe kleiner, in sich abgerundeter culturhistorischer Genrebilder, die dem Leser nicht weniger willkommen sein dürften, als sie dem Verfasser ein von dem Pfade strenger Wahrheit abweichendes Interpolationsverfahren zu ersparen geeignet sind.

Vorerst also in zwei Abschnitten der topographisch-historische Hintergrund.

* * *

Wo es gilt, eine Örtlichkeit vor Augen zu führen, da thut meistens ein Blick mehr als hundert Worte. Diesen Blick bitte ich auf beifolgendes*) Specialkärtchen zu werfen, welches freilich nicht aus trigonometrischen Originalmessungen hervorgegangen ist, aber doch eine der geometrischen Ähnlichkeit nahekommende Anschauung gewährt. Groslay liegt, wie schon früher erwähnt, in einer kleinen Thalmulde von West nach Ost hingestreckt. Gegen St. Denis und die Augen des dort stehenden Feindes wird es fast ganz durch jenen Hügelzug verdeckt, an den sich südöstlich Pierrefitte, nordwestlich Montmagny anlehnt. Dieser Höhenzug erhebt sich wohl ungefähr bis zu 300 Fuß über den Seine-

---

*) Siehe das Kärtchen am Schluß des Buches.

spiegel, während die relative Höhe von Groslay nach meinem Ermessen kaum 100 Fuß übersteigen wird. Ich glaube, daß nur der Beobachtungsposten auf dem Turm der Kathedrale von St. Denis und die Besatzung des Fort de la Briche unseren Cantonnementsort teilweis sehen konnte. Wir aus unserem Winkel von Groslay sahen über das etwas niedriger liegende Montmagny hinweg erst Wiesen, Felder und Pappelalleen, dann das ebengenannte Fort, dahinter den blinkenden Seinefluß; endlich jenseits und drüber hinaus das endlose, im Nebel verschwimmende Häusermeer von Paris zwischen Montmartre und Mont Valérien ausgebreitet, aus dem als weit sichtbare Merkzeichen die Kuppeln des Invalidendoms und des Palais de l'Institut, sowie der Arc de triomphe de l'Étoile emporragten. Bei günstiger Witterung waren auch die im Südwesten der Stadt sich hinziehenden Höhen sichtbar, was uns später beim Beginn des Bombardements zu Statten kam. Oft, sehr oft haben wir mit unseren Ferngläsern hinübergelugt, wie Tantalus nach dem ewig unnahbaren Apfel, und aus dem verschwommenen Chaos uns Einzelnheiten zu verdeutlichen gesucht.

Die Vorpostenstellung in und vor Montmagny, welche fast ausschließlich von unsrem Regiment und noch einem, gleichfalls in Groslay cantonnierenden Bataillon eines anderen Garderegiments besetzt wurde, bildete den äußersten rechten Flügel der Stellungen des Gardecorps. Schon Deuil und Montmorency fielen in den Bereich des uns benachbarten 4ten Armeecorps. Unsre Stellung von Montmagny war durch Natur und Kunst eine besonders feste und schien dem Feind, der doch z. B. an dem nicht weit entfernten Epinay seine Begehrlichkeit mehrmals

bewies, bedeutenden Respekt einzuflößen. Die Besatzung dieser Stellungen bestand in der Regel aus einem Bataillon; und da nach Obigem 4 Bataillone dazu in Groslay verfügbar waren und jedes 24 Stunden vom Abend bis wieder zum Abend auf Vorposten blieb, so brachte man gewöhnlich jeden vierten Tag dort draußen zu. Ausnahmen von dieser Regel fanden jedoch sehr häufig statt, weil wegen allerlei unberechenbarer Umstände auch andere Vorpostendörfer von unserem Regimente aushilfsweise besetzt werden mußten. Von den vier Compagnieen des Vorpostenbataillons kamen dann immer zwei in die vorderste Linie; sie bezogen die vier Feldwachen von Montmagny, stellten die Postenlinie aus und schickten während der Nacht die Patrouillen nach vorn und seitwärts. Die beiden anderen, d. h. die Replicompagnieen, hielten unterdessen die nächsten Gehöfte von Montmagny besetzt; sie hatten dort Massenquartiere, so daß in jedem der kleinen, engen, meist einstöckigen Häuser etwa 30 Mann zusammengepfercht waren. Die rechte Flügelfeldwache (1) befand sich im südwestlichsten Gebäude des Dorfes, wo die Straße gegen den Feind durch eine Barrikade von Erde, Steinen, Tonnen, Stroh mäßig versperrt war. Feldwache Nr. 2 war in einem Garten etabliert. Man hatte dort für sie an die steinerne Gartenmauer eine etwas dürftige Baracke angebaut, bestehend aus Brettern; die Lücken mit Stroh und Erde einigermaßen verstopft; so eng, daß die 30 bis 40 Mann starke Wachtmannschaft, nach Abzug der Posten und Patrouillen während der Nacht mehr über als neben einander ausgestreckt ruhen mußte. Von dieser Feldwache aus war ein detachierter Unteroffiziersposten mit 8—10 Mann an die Barri-

kade gestellt, welche den chaussierten Weg nach Villetaneuse versperrte. In letzterem Dorfe lagen die Franzosen. Unsere Feldwachen Nr. 3 und 4 befanden sich auf dem Gipfel und dem Abhang des mehr erwähnten Höhenzugs; und namentlich ihre Positionen verdienen eine genauere Beschreibung.

An dem südlichen Vorsprung jener ansehnlichen Hügelreihe steht oder stand damals eine kleine Villa*), inmitten eines Parks, der an Gebüsch und niedrigem Gehölz reich gewesen war, jetzt aber zertreten, durch unsere Verteidigungsanstalten vielfach abgeholzt und von feindlichen Granaten demoliert, einer Wüste glich. Gerade gegen Süden wurde dieser einst gewiß höchst anmutige, hoch und dominierend gelegene Park begrenzt und abgeschnitten durch den steilen, senkrechten Abhang eines Steinbruchs**). Dies war eine auf directem Weg für die feindliche Infanterie vollständig unangreifbare Stellung. Und dort befand sich unsere linke Flügelfeldwache (4). Anfangs lag dieselbe ganz im Freien, in einer von Gebüsch umgebenen Erdgrube. Bald aber wurde für sie ein unterirdisches Asyl ganz seltsamer Art von den Pionieren eingerichtet. Man hatte noch am Abhange des Steinbruch an einer von etwas stehen gebliebenem Gehölz gedeckten Stelle eine etwa 30 Fuß lange und 5 Fuß tiefe Höhle in den Erdboden gegraben. Diese ward durch zwei an den beiden Längsseiten eingerammte Balkenreihen gestützt, welche zugleich als Pfeiler des Baues ein schräg darübergelegtes, aus Stämmen und Brettern construiertes

*) B auf unserer Karte. Auf der französischen Generalstabskarte ist hier ein „Moulin de Pierrefitte“ angegeben.

**) St. auf der Karte.

Dach trugen. Das Dach endlich war (zum Schutz gegen die häufig einschlagenden Granaten) mit einer mehrere Fuß starken Erdschicht überschaufelt. In dieses seltsame Souterrain führten einige Treppenstufen hinunter; und eine irgendwoher requierierte, mit Glasfenstern versehene Thür schloß den Eingang, indem sie zugleich ein sehr spärliches Oberlicht in diesen sonst ganz dunklen Raum hereinscheinen ließ. Das Ganze sah einer Räuberhöhle ähnlicher, als einem Wachtlokal. Dies die Behausung, in welcher etwa 30 Mann je 24 Stunden lang zusammengedrängt liegen mußten. Ein ähnliches Souterrain, aber noch niedriger und enger, war auf der anderen (nördlichen) Seite der Villa eingerichtet. Außerdem lag ein detachierter Unteroffizierposten hart am Abhange des Steinbruchs im Gebüsch. Wir nannten die Villa nur „das Bombenhäuschen", da sie, ein beliebtes Zielobjekt der Marineartilleristen in St. Denis, von gutgezielten Sprenggeschossen schwersten Calibers an allen Ecken und Enden durchlöchert, zerrissen, zur Hälfte in eine Ruine, einen Schutthaufen verwandelt war. Vom Bombenhäuschen aus senkt sich gegen Montmagny das Terrain in einem mäßigen Winkel herab; und diesen ganzen Abhang hinunter lief eine Art Hecke, ein Verhau oder Knick, wie man in Schleswig-Holstein sagt, bestehend aus einer dichten Buschreihe, hinter der man an unserer Seite einen Schützengraben längs hingezogen hatte*). Ein etwa hier angreifender Feind wäre von der hinter dem Knick gut gedeckt liegenden Schützenlinie mit einem ganz fatalen Schnellfeuer empfangen worden. An diesem Knick nebst Schützengraben lag auf

---

*) v. v. v. auf unserer Karte.

halber Höhe des Berges, gerade vor dem südöstlichen verbarrikadierten Ausgang von Montmagny die Feldwache Nr. 3. Für sie war dort eine Holzbaracke angelegt, so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen konnte. Besser gegen den Feind geschützt durch einen kleinen Erdwall, als gegen den Nordwind, dessen eisige Zudringlichkeit man später selbst mittelst eines bis zur Gluthitze geheizten kleinen Eisenofens nicht abzuwehren vermochte. Der Verhau lief, von einer Reihe ansehnlicher Bäume begleitet, hinunter bis an den Weg nach Villetaneuse, wo er sich an die Barrikaden und die mit Schießlöchern versehene Gartenmauer der schon erwähnten Feldwache Nr. 2 anschloß.

Droben der Platz am Bombenhäuschen war ein herrlicher Aussichtspunkt; er bot das schönste Panorama in unserer Umgebung dar. Unter sich rechts sah man Dorf und Schloß Villetaneuse mit den französischen Posten, links Pierrefitte; nach Osten und Süden dehnte sich die weite Ebene aus; gerade vor sich sah man St. Denis mit seinen drohenden, kanonengespickten Wällen, dahinter den Montmartre und Paris; und wenn man den Blick vom Mont Valérien weiter herum nach Westen und Norden hinwendete, dann glitt er über den höchst anmutig wechselvollen Höhenzug von Montmorency mit seinen Villen, Gärten, Weinbergen, um endlich bei unserem traulichen Groslay auszuruhen. Außerdem übersah man von dort oben unsere ganze Vorpostenstellung von Montmagny mit ihren Feldwachen, Posten, umherstehenden, am Feuer sitzenden und hin und her gehenden Soldatengruppen fast aus der Vogelschau. Sollte freilich in dem friedlichen Leser dieser Zeilen durch unsere Schilderung der Wunsch erweckt worden sein, daß

es ihm damals vergönnt gewesen sein möchte, mit eigenen Augen die beschriebene Aussicht zu genießen, so wäre dieses Verlangen etwas voreilig und unbedacht. Denn wer damals zwanglos, ungeniert und mit Muße sich an dieser Aussicht zu ergötzen gedacht hätte, der konnte unversehens in dem Genuß recht unsanft gestört werden. Sobald nämlich an einem nebelfreien Tage sich dort oben Jemand von uns blicken ließ, dann blitzte und knallte es da unten in Villetaneuse, und die Kugeln pfiffen einem malitiös um die Ohren. Ja zur Abwechslung ertönte ein Kanonenschuß von Double Couronne, und eine Riesengranate, auf den einzelnen Mann gezielt, sauste herüber, um in oder neben dem Bombenhäuschen mit blendendem Blitz und ohrenzerreißendem, erderschütterndem Knall zu explodieren.

Dies unsere Vorpostenstellung von Montmagny. Die von Ost nach West sich unmittelbar aneinanderschließenden Verteidigungspositionen des Steinbruchs, des Knicks, der Barrikaden, der krennelierten Gartenmauern und Häuser zeigten dem etwa zur Offensive schreitenden Feind eine langhingestreckte, formidable Feuerfront.

Siebentes Kapitel.

Der Monat November in und bei Groslay.

Als nach dem Fall von Metz der Marschall Bazaine mit seiner stolzen, prächtigen Armee kriegsgefangen den Marsch ins deutsche Quartier antreten mußte, und der

Prinz Friedrich Karl des ermüdenden, anstrengenden Überwachungsdienstes um die geschlossene Mausefalle enthoben war, da wurden im günstigsten Moment 200,000 Mann verfügbar, um uns Belagerern von Paris Succurs zu bieten. Dies war in der That sehr nötig. Denn von Norden her bedrohte Faidherbe uns im Rücken; und an der Loire zog sich ein zweites, noch schwereres Ungewitter zusammen. General v. d. Tann war auf die Dauer kaum im Stande, dort dem an Zahl weit überlegenen Feinde den Weg gegen Versailles streitig zu machen. Zuerst sah er sich zur Räumung von Orleans genötigt (am 10. November), das gerade einen Monat vorher genommen worden war. Allerdings geschah der Rückzug in bester Ordnung; gleichsam triumphierend, mit klingendem Spiel und festem, ruhigem Tritt zogen die braven bayerischen Regimenter der Arrièregarde aus der Stadt, um diesseits sich die strategisch und taktisch passendsten Verteidigungsstellungen in aller Muße auszuwählen. Aber — wir mußten eben zurück, und der Feind kam über die Loire herüber. Jetzt stießen Prinz Albrecht (Vater) und der Großherzog von Mecklenburg zu v. d. Tann oder cooperierten wenigstens im engsten Anschluß an ihn. Die Angriffe des zudringlichen Feindes wurden in einer Anzahl von Defensivgefechten bei Dreux, Chateauneuf ꝛc. blutig und energisch zurückgewiesen. Man hielt glücklich die feindliche Überzahl auf, bis der Succurs von Metz her ankommen konnte. Friedrich Karls Streitkräfte hatten sich bei ihrem Abmarsch von der genommenen Festung geteilt. Ein Teil unter Manteuffel wendete sich nach Nordwesten hin, um die festen Plätze an der belgischen Grenze zu belagern und der feindlichen Nordarmee die

Spitze zu bieten. Der andere Teil unter dem Prinzen Feldmarschall selbst eilte in Geschwindmärschen an die Loire. Beide Armeeabteilungen kamen so erwünscht, der Fall von Metz ermöglichte ihnen dies so gerade noch zu rechter Zeit, daß man an diesem nicht unbedenklichen Wendepunkt des Feldzugs die offenbare Gunst des Schicksals mit unserer Strategie ein Bündnis eingehen, oder ihr wesentlich und und augenscheinlich Hilfe leisten sah. Wie nun der Feldzug im Großen sich weiter entwickelte, wie im Norden und an der Loire durch hartnäckige Kämpfe und glorreiche Siege der zum Entsatz von Paris heranrückende Feind zurückgeschlagen, zertrümmert, und damit jede Hoffnung Gambettas und der Pariser Faiseurs vernichtet wurde, dies zu schildern ist hier nicht der Ort. Genug — (was uns Belagerer von Paris und insonderheit uns Bewohner von Groslay zunächst angieng) — man unterhandelte Anfangs November über Waffenstillstand. Indessen die Belagerten waren damals noch voll Stolz und Hoffnung. Selbst die empfindliche Schlappe von le Bourget, die, obwohl nur von lokaler Bedeutung, durch ihren für uns glänzenden Verlauf den niederschlagendsten Eindruck in Paris gemacht hat, duckte den hochfahrenden Sinn der eitlen, leichtfertigen, sich selbst belügenden Bevölkerung nur auf wenige Tage. Und als Thiers während dieser Zeit zwischen Versailles und Paris hin und her verhandelte, da war man frech genug, ohne Angebot eines militärischen Äquivalents, d. h. ohne Auslieferung einiger Pariser Forts, die Wiederverproviantierung der Stadt für mehrere Wochen zu verlangen; — ein Ansinnen, das eben nur durch die sichre Hoffnung auf den im Norden und an der Loire vorbereiteten Entsatz erklär-

lich war. Der Überblick über diese Verhältnisse fehlte uns Bewohnern von Groslay damals gänzlich. Wir wußten nur, daß Thiers Waffenstillstand plante, und freuten uns. Man sprach von einer neuntägigen, dann wieder von einer 25tägigen Waffenruhe und gab sich den angenehmsten Friedensgerüchten hin. In meinen Gedanken strahlte das Omen, der Regenbogen vom 1. November. Und das nicht nur, weil man immer hofft, was man wünscht, sondern weil auch allerlei in unserem engen Gesichtsbereich liegende Facta zusammentrafen, um das endliche Aufhören dieses fürchterlichen Krieges wahrscheinlich zu machen. Ich erinnere mich mehrerer hierhergehöriger Scenen. Und mein Tagebuch erzählt z. B. unter dem Datum des 9. November:

„Vorgestern war unser drittes Bataillon in Stains, während wir in Montmagny lagen. Zu jenen in Stains kam eine große Anzahl französischer Deserteurs (Gemeine, Unteroffiziere, Sergeanten) ohne Waffen und mit den Mützen winkend herüber. Sie glaubten an baldigen Frieden. Man speiste sie auf unserer Feldwache, schickte sie dann aber zurück. Ein deutsch sprechender Sergeant, aus Weißenburg im Elsaß gebürtig, hat dabei einen unserer Unteroffiziere gebeten, an seine Eltern nach Hause zu schreiben, was denn auch geschehen ist. An demselben Tage kam zugleich eine große Menge von Civilisten, Männer, Weiber und Kinder, aus St. Denis zu uns herüber, um Kartoffeln im Felde zu suchen. Man demonstrierte ihnen die Unstatthaftigkeit dieses harmlosen Gebarens und drohte zu schießen. Da behaupteten sie verwundert: „Es sei ja Waffenstillstand!“ Sie wiesen hierbei eine neue Nummer des Pariser Figaro vor, worin (nach allerdings unzulänglichem Bericht) gestanden haben soll: Rochefort und Trochu seien zu Consuln der Republik erwählt; sie hätten eine Volksabstimmung über Krieg oder Frieden vom Stapel gelassen; und das Resultat sei: 400 000 Stimmen für, 60 000 gegen den Frieden. Eine andere Figaronummer brachte in

einer Art von Galgenhumor den naheliegenden, aber nicht übeln Calembour: „Endlich ist der längst gehegte Plan gelungen; die Armeen der Marschälle Mac-Mahon und Bazaine haben auf deutschem Boden ihre Vereinigung bewerkstelligt.“

Und am 14ten heißt es wieder:

„Bei Stains sind einige unserer Offiziere von feindlichen auf deren Feldwache invitiert und dort mit Wein bewirtet worden. Auch gieng ein einzelner Gemeiner ohne Waffen hinüber, um den Franzosen zu zeigen, wie man Erbswurst zubereitet.“

Trotzdem änderte sich jedoch in unserer Instruktion garnichts; wenigstens nicht im friedlichen Sinne. Der Dienst gieng bei Tag und Nacht immer den gleichen Gang fort. Das Schießen mit Kanonen und Flinten pausierte nicht öfter, als bisher. Unsere besten Schützen wurden mit dem Chassepot eingeübt. Ein neues Bataillon kam nach Groslay. Einmal wurde durch Parolebefehl ausdrücklich vor dem heuchlerischen und verräterischen Benehmen feindlicher Posten gewarnt; es war vorgekommen, daß einzelne Feinde zuerst durch Tücherschwenken u. dgl. m. scheinbar friedliche Gesinnung offenbart, dann aber auf uns geschossen hatten. Und eines Tages lasen wir in der Zeitung eine fulminante Proclamation Gambettas, worin er trotz der Capitulation von Metz, die ihm ein „Verräterstreich“ war, zum Weiterkampf anfeuerte und mit der glänzenden Phrase schloß: „Die französische Republik wird nie capitulieren.“ Er, Gambetta, als Hauptfriedensfeind, war es nun, gegen den sich der Grimm unserer Soldaten richtete.

Allmählich erblich die freudige Friedenshoffnung. Und wie über der Welt der politische Himmel wieder trüb und dunkel wurde, so ward der Himmel über unserem Groslay kalt, neblig, winterlich. Am 10. November fiel der erste

Schnee. Frost, Nässe, Reif und Nebel machten eine Nacht auf Vorposten, zumal da, wo kein Feuer brennen durfte, zu einer Schauernacht. Allerlei kleine Erkältungsübel waren die Folge dieser Winterwitterung. Obwohl ich mich z. B. auf Vorposten durch ein wollenes und ein leinenes Hemd, sowie wollene Unterbeinkleider unter der Uniform, und eine dicke wollene Decke über dem Mantel zu schützen suchte, zog ich mir doch bald ein paar recht störende Unpäßlichkeiten zu. Rheumatischer Schmerz in beiden Knieen plagte mich; und sehr wurde ich belästigt von einem heftigen Bronchialcatarrh, einem hartnäckigen Husten, der mich oft bei Nacht befiel und wodurch mein werter Stubennachbar M. sicher häufig gestört worden ist. Mich stimmte dieser Husten vielleicht trüber als nötig; er erinnerte mich eben daran, daß meine gute Mutter an einem Brustleiden zu Grunde gegangen ist. Dazu nun die immer mehr schwindende Hoffnung auf Frieden, unsere nach wie vor passive Haltung, das uns völlig rätselhafte Ausbleiben unserer Belagerungsartillerie, worüber die Zeitungsblätter die verschiedenartigsten Erklärungsversuche aufstellten, — dies Alles drückte meine Stimmnng tief herunter; tief unter das allgemeine Stimmungsniveau, dessen Stand damals ohnedies kein hoher war.

Der ungewisse Zustand, da man sich immer noch so halb und halb mit der schüchternen Hoffnung auf Capitulation mindestens der Forts, wenn nicht der Stadt selbst trug, dauerte übrigens ziemlich lange an. Bis zur Mitte des Monats finde ich ein paar Mal die Frage niedergeschrieben: „Ob der Friedensbogen vom 1ten wohl noch Recht behält?“ Und (wie sich die Hoffnung, wenn Bäume brechen, an Sträuchern und Halmen festklammert) — so

Mancher wurde durch folgenden kleinen Umstand eine Woche lang in angenehm gespannter Erwartung gehalten. Losung und Feldgeschrei*), die immer für eine ganze Reihe von Tagen im Voraus festgesetzt und uns mitgeteilt zu werden pflegten, waren für die Tage vom 15. bis 19. November höchst sonderbar und, wie es schien, bedeutungsvoll ausgewählt; nämlich 15. bis 16.: Erbswurst—Berlin; 16. bis 17.: Pulverkasten—Paris; 17. bis 18.: Munter drauf!—August; 18. bis 19.: Zündnadel—Victoria! — Allein der 19te kam heran, verstrich; Victoria blieb aus. Und am 20sten schrieb ich in mein Tagebuch:

„Von Vorposten zurück. Letzte und vorletzte Nacht kanonierten die Forts fürchterlich. Es gieng Schlag auf Schlag mit schwerstem Geschütz nach allen Seiten ringsum. Ein Armeebefehl sagt: Es soll mit den feindlichen Vorposten, wo es die Umstände erlauben, Anknüpfung von Verkehr gesucht werden. Namentlich Zeitungen und Stimmungsberichte suche man zu erhalten."

An mehreren Stellen gelang es, dem angeführten Armeebefehl entsprechende, günstige Resultate zu erzielen. Auch ich machte damals einen Versuch hierzu. Unterm 23. November berichtet mein Diarium:

---

*) Zur Losung pflegt ein zusammengesetztes Nomen appellativum gewählt zu werden, oder auch zwei. Feldgeschrei ist immer ein Nomen proprium. Ohne Kenntnis dieses Schibboleth kommt Niemand durch die Postenlinie. Der Posten ruft bei Nacht Jeden, bei Tag mindestens den ihm unbekannten, oder den offenbar unberufenen Passanten aus einiger Entfernung mit seinem „Halt! Werda!" an. Gibt der Angerufene keine Antwort, so wird auf ihn geschossen. Gibt er sich in seiner Antwort als Vorgesetzter, Kamerad oder Patrouille zu erkennen, so kommandiert der Posten: „Näher heran!" — „Halt! Losung!" u. s. w. — Dies das Noli me tangere auf Vorposten.

„Von vorgestern bis gestern Abend auf Feldwache. Niedrige Holzbaracke an der Gartenmauer.*) In der Nacht um 12 Uhr führte ich eine Patrouille von 4 Mann (darunter 2 Einjährige) nach Villetaneuse hin, um zu sehen, ob die vordersten Häuser von Franzosen besetzt. Hiebei wurde von uns nach Pariser Zeitungen Begierigen ein Versuch zur Anknüpfung gemacht. Ich schrieb auf eine Correspondenz-Karte die höfliche Einladung:

Messieurs les Français!

Venez, s'il vous plait, demain matin nous visiter. Vous trouverez du café, du pain, du vin, du cognac, du lard, de la viande et principalement d'Erbswurst. Nous serons charmés de vous voir chez nous. Et apportez, s'il vous plait, quelques journaux!

Montmagny, le 21. novbr. 70.

vos bons camarades
Les Prussiens.

Mit dieser Einladungskarte und einem Besenstiel, der oben eingekerbt, unten zugespitzt war, schlichen wir uns, zwei rechts, drei links vom Weg, nach Villetaneuse hinüber. Alles todtenstill; nur ein vom Wind aufgerissenes, schreiendes Thor; bis zur Barrikade kein Mensch. Wir klemmten die Einladungskarte in den Besenstiel und stießen diesen in die Erde. Dann wieder zurück."

Die eingeladenen Gäste beehrten uns damals nicht. Erst später wurde Verkehr mit ihnen eingeleitet; aber wir mußten hingehen; sie kamen nicht her.

Als wir vom 24. zum 25. November in Montmagny im Repli lagen, da fand sich beim Durchstreifen der winterlich abgestorbenen Gärten an versteckter Stelle ein höchst unerwarteter, blühend duftender Veilchenflor. Bei dieser Jahreszeit unter freiem Himmel diese zarten, liebenswürdigen Blümchen! Das überraschte mich und ich schickte per Feld-

*) Nr. 2 in Montmagny.

postbrief einen Strauß davon an eine werte Freundin in der Heimat, begleitet von folgenden Zeilen:

Der Winter und der Krieg —
Ach! das sind schlimme Zeiten!
Die Sonne und der Sieg,
Die soll'n uns Trost bereiten.

Die Sonne scheint so kalt,
Sie will uns nicht erwärmen;
Der Sieg erfreut nur halb,
Denn — ach! — die Opfer härmen.

Doch wie durch Winters Schnee
Die Frühlingsblümlein dringen,
So wird des Krieges Weh
Uns Freud und Frieden bringen.

Wie ich aus der Antwort erfuhr, haben die Veilchen bei Eröffnung meines Briefes noch recht schön geduftet. —

Ende November werden meine an Ort und Stelle niedergeschriebenen Notizen wieder reichhaltiger. Es traten damals Ereignisse ein, die uns auf's Lebhafteste erregten und Entscheidendes nach sich zu ziehen versprachen.

Achtes Kapitel.

Tagesordnung auf Vorposten.

Wer jemals ein preußisches Gardebataillon zur Friedenszeit in der Garnison oder gar auf der Parade vorbeimarschieren gesehen hat, blitzend und blinkend, sauber von

der Helmspitze bis zur Fußspitze, mit festem Schritt und schnurgrad gerichtet, — der würde jene dunklen Scharen abenteuerlicher, höchst fragwürdiger Gestalten kaum wiedererkannt haben, welche damals allabendlich beim Beginn der Dämmerung auf den Landwegen und Straßen von Groslay nach Montmagny, von St. Brice nach Pierrefitte, von Garges nach Stains, zwanglos rauchend, schwatzend oder ein Liedchen summend sich eilig vorwärts bewegten. Wer sie aus größerer Nähe betrachtet hätte, dem würde die Seltsamkeit und die (beim friedlichen Garnisonssoldaten nie gesehene) Mannigfaltigkeit der Costüme aufgefallen sein. Ueber dem, vom umgeschnallten Seitengewehr zusammengehaltenen Mantel trugen sie Decken von allerlei Farbe und Größe, teils gerollt, teils shawlartig umgeworfen, auch Capuchons oder ungeheure weiße Schafpelze, wie die polnischen Schiffer und die römischen Hirten in der Campagna. Nicht auf allen Köpfen waren preußische Militärmützen zu sehen; hie und da tauchten Civilkappen verschiedener Façon auf, ja verstohlener Weise auch wohl eine spitze französische Feldmütze.*) Auch prangte nicht mehr an jeder ordonnanzmäßigen Kopfbedeckung (deren roter Streifen meistens in eine schwärzlich-unsagbare Farbe übergegangen war) die schwarz-weiße Kokarde; hie und da war sie durch einen knöchernen oder bleiernen Hosenknopf ersetzt. Die Flinte trug Einer unterm Arm, der Andere am Riemen über die rechte oder linke Schulter gehängt; der hatte den Kolben nach oben, jener nach unten gekehrt. Feldflaschen von jeder Form, am Riemen

---

*) Französische Uniformstücke, wie Mützen, Käppis, Jacken, Mäntel, rotwollene Epauletten ꝛc., deren es unter uns sehr viel gab, durften, nach ausdrücklichem Befehl, nicht im Dienste getragen werden.

oder Bindfaden, große eckige oder runde Blechflaschen von französischer Abstammung, preußische Lederflaschen und gläserne, langhalsige Weinflaschen, in den Brotbeutel gesteckt, klapperten bei jedem Schritt an das Seitengewehr oder auch wohl an einen daran gebundenen Tiegel. Dieser trug graue, jener weiß sein sollende Waschlederhandschuh, hier wieder Einer schwarze Glacéhandschuh, die Mehrzahl allerdings jene großen, warmen, tuchenen Faustfutterale, die einer Bärentatze weit ähnlicher sehen, als einer menschlichen Hand. Von gewichsten Stiefeln keine Rede; im günstigsten Fall waren sie eingeölt oder mit Speckschwarte eingerieben. Einer hatte die Hosen in den Stiefelschaft gesteckt, der Andere sie über dem Stiefel aufgekrämpt. — So sah damals eine preußische Garde-Compagnie aus.

Sobald gegen Abend nach dem Antreten auf dem Appellplatz des Cantonnementsorts das Commando erschollen war: „Mit Sectionen rechts schwenkt, — Marsch! Ohne Tritt!“ — trollte sich die so mannigfaltig costümierte Schar auf dem längstgewohnten Weg dem Feind entgegen vorwärts, wie das Pferd in den Stall läuft. Das Anzünden der Pfeifen und Cigarren blitzte mit den in der Ferne schießenden Batterieen um die Wette. Hinterdrein fuhren wohl noch ein paar Schubkarren mit Proviant und Bekleidungsstücken. Hunde sprangen mit. Der Compagnie-Chef ritt voran. Und so zog die Carawane varwärts, um nach Ablauf von 24 unbequemen Stunden ebenso, nur mit dem Unterschied, daß Flaschen und Brotbeutel geleert waren, oder man sich mit irgend einem nützlichen Fund (wie Oefen, Ofenröhren, Weinfässern 2c.) beladen hatte, singend wieder zurückzukehren.

Nach kurzer Erfahrung wußte Jeder genau, womit er sich für die 24 Stunden zu versehen hatte. Das war mancherlei; denn Markedenter gab es dort vorn auf Vorposten und Feldwache nicht. Ich pflegte mir z. B. mitzunehmen: 15 Stück Cigarren, eine Flasche Cognac, ein halbes Commißbrot, Salz, gemahlenen Kaffee, Butter, eine Tafel Chocolade, ein Stück Erbswurst. Meine trefflichen Kameraden K. u. ** schleppten außerdem für mich allerlei nützliche Requisiten, wie Tassen, Messer, Gabeln, Löffel, Licht, Streichhölzchen 2c., mit. Und so wurde überhaupt für alles Nötige nach Kräften gesorgt.

Man wußte schon im Voraus den Bestimmungsort der Compagnie und jedes Zuges derselben. „Wir kommen heute auf den Berg" oder „an die Gartenmauer", hieß es, oder „rechts in's Repli". Und jenachdem dies oder jenes, war die Stimmung der Hinausmarschierenden eine bessere oder schlechtere. Am meisten erwünscht war die Stellung „rechts im Repli". Denn auch Montmagny hatte, wie London, Paris und Berlin sein Westend. Dort waren die kleinen, netten Häuser ganz städtisch eingerichtet, während auf dem östlichen, linken Flügel nur ärmliche, wenn auch steinerne, Hütten standen. Am mindesten erfreulich klang die Kunde: „Heut kommen wir nicht nach Montmagny, sondern nach Stains" oder „nach Pierrefitte". Der Hauptunterschied jedoch bestand zwischen „Verdammt! Schon wieder auf Feldwache! Haben Sie die Zeitungen mit?" und „Heut kommt man doch endlich wieder einmal in's Repli! Hast Du die Karten eingesteckt?" Groß war der Unterschied zwischen Feldwache und Repli freilich für Denjenigen nicht, der selber des Postenstehens enthoben war.

Allenfalls konnte man sich im Repli etwas unbeengter, zwangloser bewegen. Im Übrigen jedoch die Bequemlichkeit dort ungefähr ebenso, wie hier, nämlich — garkeine. Als unangenehmster Aufenthalt galten wohl allgemein jene Baracken auf dem Berg am Bombenhäuschen und am Verhau; in ihnen lag die Mannschaft gleich verpackten Häringen zusammengedrängt auf Stroh oder dem nackten Erdboden; und zugleich war der Raum so niedrig, daß man darin nicht aufrecht stehen, so dunkel, daß man bei Tage nur mit Mühe lesen konnte.

Die Tagesordnung auf Vorposten begann am Abend. Man rückte zu seiner Stellung, Feldwache oder Repli, hin, wo die abzulösende Mannschaft schon mit dem Gewehr in der Hand aufmarschiert stand. Die beiderseitigen Zugführer begrüßten sich, die Posten wurden abgelöst, die Mannschaft in Posten und Patrouillen eingeteilt, die Patrouille Nr. 1 abgeschickt, dann die geladenen Gewehre vor der Baracke, respektive dem Haus auf der Straße in Pyramiden zusammengestellt. Und dann schlüpfte man hinein in sein Loch. Stroh zum Nachtlager, Holz zum Feuer (wenn man in Repli lag) wurde zusammengesucht. Bald loderte im letztern Fall das Kamin, Jeder wählte sich seinen Platz und bis auf einige eifrige Kartenspieler schlief meistens nach kurzer Zeit die ganze Gesellschaft den Schlaf des Gerechten. Hatten die Posten draußen ihre zwei Stunden redlich abgestanden, oder kam eine Patrouille von ihrem Gang zurück, dann war es die mühsame Pflicht des wachthabenden Unterofficiers, die zur Ablösung bestimmten Leute aus dem Schlaf zu rütteln oder durch den Ruf „Patrouille Nr. *!“ aus Morpheus Armen zu reißen. Diese suchten, sich die Augen

reibend und gähnend, ihre Gewehre heraus und traten, in der kalten Nacht schaudernd, ihren vorgeschriebenen Gang an. Ich für meine Person konnte meist, der unbequemen Lage halber, nicht einschlafen. Dann setzte ich mich entweder an's Kamin, schürte das Feuer, rauchte eine Cigarre nach der anderen und hieng während des lauten Schnarchconcerts der glücklichen Schläfer meinen Gedanken nach. Oder ich gieng hinaus in die Nacht, machte meinen Spaziergang an der Postenlinie entlang, wurde ein paar Mal angerufen, unterhielt mich mit den Posten und lauschte auf die mancherlei nächtlichen Töne, wie Schießen nah und fern, Rollen und Pfeifen der Eisenbahnzüge, Signalblasen und Trommeln der Franzosen. Häufig sah man das Blitzen der Schüsse auf dem Mont Valérien, welches, da der Schall selten von dort bis zu uns herdrang, sich wie Wetterleuchten ausnahm. Nur, wenn die Riesenkanone (La Valérie oder Belle Josephine) ihren großen Mund aufthat, dann dröhnte immer dumpf und schwer der langhingezogene, mehr einer ganzen Salve als einem einzelnen Schuß gleichende Donner herüber: „Wummmm!“ Mehr als einmal gieng's auch in unserer Nähe recht lebhaft zu mit Gewehrgeknatter und krachenden Kanonenschüssen und Granatenexplosionen.

Zuletzt wurde ich dann doch gewöhnlich von der Ermüdung überwältigt und stimmte mit in das Schnarchconcert ein. Aber zu spät!

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfieng.

Das Treiben der inzwischen ermunterten Schläfer weckte mich. Man hatte im Kochgeschirr Wasser herbei-

geholt und gieng an's Kaffeekochen. Befand man sich auf dem Berg am Bombenhäuschen, so konnte dies nicht in loco geschehen, sondern entweder abseits in einer Bodenvertiefung oder noch weiter zurück in den ersten Häusern von Montmagny, wo die Replicompagnie lag. Unten in der Feldwache an der Gartenmauer (2) pflegte man den ganzen Tag über neben der Baracke im Freien ein tüchtiges Feuer zu unterhalten, an dem dann auch gekocht wurde. Zuweilen habe ich da grell beleuchtete Gruppen bärtiger Gesellen gesehen, welche einfach der Natur nachzumalen, der Pinsel Rembrandt's sich nicht hätte zu schämen brauchen. Hatte man das Glück, im Repli zu liegen, so war die Licht- und Wärmequelle des lodernden Kamins zugleich Kochherd. Der Kaffee, schwarz, stark und heiß, erfrischte die überreizten Nerven nach halbdurchwachter Nacht ungemein. Endlich brach dann auch der Tag an. Man suchte gewöhnlich und fand nicht immer Gelegenheit, sich zu waschen. Und nun wählte Jeder nach Neigung und Bedürfnis seine Beschäftigung. Hier sitzen ein Paar in ihr Kartenspiel vertieft und schlagen, auf nichts weiter sehend und hörend, mit ihren Trümpfen auf den Tisch. Dort erzählt Einer seinem Zuhörerkreis komische und ernste Garnisons- und Feldzugsgeschichten; Liebesabenteuer spielen dabei eine ziemliche Rolle; oder man gibt sich Rätsel auf. Eine Gruppe von Freiwilligen discutiert lebhaft politische, historische, ästhetische, strategische Fragen. Zeitungen und Broschüren werden gelesen und vorgelesen. Unterdessen sind Andere draußen in den Straßen, Häusern und Gärten herumgestreift. Da schleppt Einer einen bequemen Großvaterstuhl herbei; der Andere bringt ein Bilderbuch, in welchem man mit

Vergnügen die Romane von George Sand erkennt; ein Dritter hat im Keller drüben mehrere Säcke Kartoffeln und ein paar Fässer Wein entdeckt und fordert Unterstützung, um den Fund heraufzubefördern. Unterdessen hat auf dem Großvaterstuhl ein der Zeichenkunst kundiger Freiwilliger Platz genommen und porträtiert auf den Blättern seiner Brieftasche die Kartenspieler, die nicht darauf achten. Zuschauer umringen den Zeichner, loben die Aehnlichkeit und wollen dann selbst gemalt sein, um ihr Bild nach Hause zu schicken. Dort wird gesungen, gepfiffen, getrunken, über die Franzosen gelacht und geschimpft. Der Mittag kommt heran. Die allezeit pünktliche Feldpost bringt Briefe aus der Heimat. Die Einen lesen, die Andern kochen; nur die Kartenspieler kommen von ihrem Spiel nicht los, sie vergessen darüber das Essen und stecken ihren Brief uneröffnet in den Mantel. Erbswurst oder schon vorher gekochtes, kalt mitgebrachtes Fleisch werden im Kochgeschirr am Feuer zubereitet; oder Wurst, Schinken, Spickgans aus dem heimatlichen Feldpostpacket kommen zum Vorschein. Kameradschaftlich wird Manches verteilt. Manus manum lavat.

Der Nachmittag pflegte sich endlos auszudehnen. Man holte zum Teil den in der Nacht entbehrten Schlummer nach. Dann fiengen die Franzosen zu schießen an; man hörte auf das Sausen der Geschosse und sah zu, wie sie da und dort einschlugen, aufblitzten und krachten. Zur Abwechslung schlug einmal eine Granate ins eigene Dach und krepierte im oberen Stockwerk, daß das ganze Haus zitterte und bebte. „Das wird ja lebensgefährlich!“ hieß es dann, oder „Sechs Schritt vom Leibe!“ — Vielleicht fiel es den Rothosen auch einmal ein, in größerer Anzahl uns bis auf

einige hundert Schritt nahezukommen; sie knallten wie rasend herüber; ihre Kugeln pfiffen da und dorthin und klatschten in Bäume und Wände; man trat an die Gewehre, selbst die Kartenspieler mußten sich stören lassen; ein paar Sectionen legten sich in den Schützengraben und erwiderten mäßig und ruhig zielend das Feuer; Einer oder ein paar von den Feinden fielen hin; die Übrigen verknallten noch möglichst viel Patronen und giengen dann, nach solch zweck- und erfolgloser Schießerei, dahin zurück, von wo sie gekommen waren. Gegen Abend nahm die Ungeduld und Langeweile immer mehr zu. Der gemeine Mann liebte es, sich diese letzte Zeit mit einer freundschaftlichen Prügelei zu vertreiben. Die Stunde der Ablösung kam; man lauschte in die Dunkelheit hinaus. „Jetzt kommen sie!" — „Nein, sie sind's noch nicht!" — „Die kommen auch immer zu spät!" — Endlich hörte man wirklich das lauter und lauter werdende Getrappel der Herbeigesehnten. — „Heraustreten! An die Gewehre!" — „Gewehr in die Hand!" — Nun noch eine Weile Wartens, bis die neuen Posten aufgezogen sind; und dann „Gewehr umhängen! — Rechts um! — Ohne Tritt, Marsch!" — Heimwärts gieng es wieder in's Cantonnement. Eine Viertelstunde drauf hallte durch die Straßen von Groslay der Massencantus:

O Napoleon, du Schustergeselle,
Du saßest so fest auf deinem Thron.
etc.

oder irgend ein anderes schönes Lied.

Neuntes Kapitel.

Tagesordnung im Cantonnement.

Ein culturhistorisch merkwürdiges, in seiner Art einziges Bild bot während der Belagerung unser Groslay dar, wie überhaupt alle von ihren Bewohnern verlassenen, von den deutschen Cernierungstruppen als Standquartier besetzten Ortschaften um Paris herum. Man denke sich ein stadtähnliches Dorf, nur, aber nur von Soldaten bewohnt. Nicht spielende Kinder, keine geschäftigen Weiber, keine städtisch oder ländlich gekleideten Civilisten promenieren oder eilen durch die Straßen, sitzen in den Hausthüren oder schauen aus den Fenstern; am Brunnen keine geschwätzig lachenden Dirnen und Burschen; kein Kaufmann am Ladentisch, kein Weber am Webstuhl, keine Köchin in der Küche, in der Schule weder Schulmeister noch Schulkinder, in der Mairie kein Bürgermeister. Die bunte Mannigfaltigkeit verschiedener Stände, Berufsklassen, Lebensalter, Geschlechter, durch welche sonst die Einwohnerschaft einer menschlichen Ansiedelung zu einem farbenreichen, vielfach nüancierten Bilde wird, völlig verschwunden. Und statt dessen nur Uniformen. Jede Funktion, die in einer menschlichen Gemeinschaft versehen werden muß, vom Stiefelputzen und Stubenreinigen, Straßenkehren, Hufbeschlag, Schneidern, Schustern, Pferdeputzen, Schlachten, Kochen, Backen und Waschen bis zum ärztlichen, richterlichen, administrativen, polizeilichen Beruf, versehen von — Soldaten. Was etwa müssig spazieren geht oder reitet, was am Brunnen Wasser, vom Felde Kartoffeln holt, was auf dem Markt und an der Kirche herumsteht und sich Neuigkeiten erzählt, was die

Häuser anstreicht oder mit Plakaten beklebt, was hinaus über Feld fährt oder müssig zum Fenster herausschaut, was am Spiegel stehend sich die Haare kämmt und Toilette macht, was drüben in der Schmiede mit wuchtigem Hammer den Amboß erklingen läßt, was im Hofe drunten Tiegel und Teller abspült, was am Schreibtisch arbeitet oder die Stiefel besohlt, was am Sonntag in der Kirche singt, betet und die Predigt hört, was einsam für sich grübelt und träumt, oder in Gesellschaft lacht und Musik macht, was bei einer Flasche Wein oder einer Tasse Kaffee die Zeitung liest, was die Briefe austrägt, was im Polsterstuhl gelangweilt und gähnend die Beine von sich streckt oder, mit Geschäften überhäuft, emsig arbeitet, — ist der Soldat. Und über dieser ganzen Masse müßiger oder arbeitender Menschen schwebt ewig die strenge Möglichkeit, im nächsten Moment durch ein Allarmsignal consigniert, aus aller vielfachen Beschäftigung herausgerissen, in's Gefecht zu rücken. Das Geräusch der Tagesarbeit wird hie und da übertönt vom Geknatter des Gewehrfeuers, vom dumpfen Dröhnen der Kanonen, ohne daß sich Jemand dadurch stören ließe. An den Ausgängen des Ortes aber stehen überall aufmerksame Posten bei ihrem Schilderhaus, die Front nach dem Feind hin. — So sah es in unserem Standquartier aus.

Frühmorgens, in dieser Winterszeit schon lange vor Sonnenaufgang, bläst der Hornist auf der Dorfwache die lang ausgezognen, dreimal wiederholten Töne der Reveille. Manchen Schläfer, der, erst am Abend vorher von Vorposten gekommen, im sicheren Vertraun auf den folgenden Ruhetag sich dem Schlummer überlassen hat, vermag das mahnende Signal nicht zu wecken. Wäre es Generalmarsch,

— ja dann führe er freilich schnell aus dem Schlafe auf und in die Uniform hinein. Die Gewohnheit des Dienstes und das Bewußtsein der Pflicht beherrscht den Soldaten bei Tag und bei Nacht, durchdringt auch den Schleier der im Traum geschlossenen Sinne. Die Reveille aber weckt nicht jeden; nur den, dem es gilt. Während nun jene noch ruhen, wird es auf den Straßen schon lebendig. Eine mannigfaltige, immer regsamer werdende Thätigkeit entwickelt sich drunten. Wasser und Holz wird geholt, der Karren wird angeschirrt, auf dem der Fourier zur Proviantcolonne zurückfahren soll, um für Menschen und Tiere Vorrat zu holen; im Schlachthaus wird die blökende Hammelherde geschlachtet und zerlegt; jetzt zieht eine Abteilung zur Arbeit Commandierter, in zwei Glieder geordnet, mit Hacken und Spaten über der Schulter zum Dorf hinaus, um zu graben und zu schanzen; die Revierkranken werden vom Unteroffizier du jour zum Arzt geführt; Cavallerieordonnanzen, die Mappe umgehängt, sprengen durch die Straßen vom Divisions- zum Brigade- und Regiments-Bureau, um Befehle zu überbringen; einzeln holen sich die Leute von ihrem Corporal die tägliche Lebensmittellieferung, Fleisch, Kaffee, Brot, Salz, Reis, Erbswurst in ein Taschentuch zusammengebunden. Jetzt treten ein paar Compagnieen zusammen; ihr Anzug wird vom Vorgesetzten mit prüfendem Blick gemustert und beurteilt; dann marschieren sie auf ihren speciellen Exercierplatz oder zur Schießübung hinaus. Wer aber heut Ruhetag hat, macht erst in aller Gemächlichkeit seine Toilette, trinkt dann mit seinen Quartiergenossen Kaffee und erkundigt sich, ob seine Compagnie oder er zu irgendwelchem Dienst commandiert ist. Und dann geht jeder an seine

privaten Geschäfte und Obliegenheiten. Der gemeine Mann beginnt die häuslichen Hantierungen; er schält die Kartoffeln, wäscht das Fleisch und setzt beides im Kamin ans Feuer rc. Wer der gebildeten Zunft angehört, sucht sich geistig zu beschäftigen; er schreibt Briefe, liest Zeitungen oder besucht befreundete Kameraden, um in gemütlichem Gespräch politische, militärische, wissenschaftliche oder sonstige Themata zu erörtern. Eine Wohlthat war's, daß die allzeit prompte Feldpost uns ziemlich regelmäßig mit den Tagesblättern, auf die man abonniert war, versorgte. Nationalzeitung, Kölnische, Post, Kreuz- und Nordd. Allgem. Zeitung, einige Provinzialblätter, ja auch die Leipziger und Stuttgarter Illustrierte Zeitung kamen immer 4 bis 5 Tage nach ihrem Erscheinen in unsere Hände und versorgten uns mit der Kenntnis dessen, was in der Ferne und in unserer unmittelbaren Nähe, in der großen Politik und auf dem Kriegsschauplatz vorgegangen war.

Um 1 Uhr wurde gewöhnlich zu Mittag gegessen. In unserer Familie nämlich, die aus M., mir und unseren treuen Füsilieren K. und St. bestand. Zum häuslichen Comfort waren alle erreichbaren Mittel herbeigezogen. Teller, Messer und Gabeln, geschliffene Weingläser groß und klein stellte unser trefflicher Pole K. in guter Symmetrie auf den Tisch, der in Ermangelung einer damastenen Decke mit einem aus Stains mitgebrachten Stück Wachstuch bedeckt war. Wenn wir abgegessen hatten, zündeten wir uns die Cigarre an und discutierten noch einige Zeit die neuesten Nachrichten oder häusliche oder militärische Angelegenheiten. Nachmittags folgte ein Schläfchen, wenn dies der Kanonendonner zuließ. Dann ein langweiliger Appell. Hierauf Spazierengehen.

Der Abend aber war, wenn nichts Absonderliches dazwischenkam, die wahre Zeit der Erholung, der Geselligkeit.

Tages Arbeit, Abends Gäste.

Viel Arbeit habe ich persönlich und haben viele mir gleich situierte Kriegskameraden und Leidensgefährten zwar nicht gehabt. Wenigstens nicht dienstliche. Wohl aber Mangel an angemessener Beschäftigung. Nichts ermattender, abspannender, niederschlagender als jener erzwungene Müssiggang, zumal im Verein mit dem drückenden Bewußtsein der Unabsehbarkeit dieses trostlosen Zustands. Und dann noch, wenn man sich über das individuelle Unbehagen erhob, die patriotischen Beängstigungen über den schließlichen Ausgang dieses furchtbaren Krieges, oder gar metaphysische Gedankenperspektiven! Genug, dem zu melancholischem Brüten und Grübeln geneigten Hypochonder war den lieben, langen Tag über reichliche Gelegenheit zur einsamen Selbstquälerei geboten. Da kam nun der Abend, mit ihm die Geselligkeit; man atmete auf.

Zu einem anregenden geselligen Verkehr waren in meinem Regiment (dem allein einige hundert Einjährige und Campagne-Freiwillige angehörten) alle Elemente da. Studenten und Doctoren sämmtlicher Facultäten, junge Kaufleute, Beamte, Gutsbesitzer, Kapitalisten, kurz alle Kategorien der gebildeten Gesellschaft fanden sich unter der Fahne zu Freud und Leid mit einander vereinigt. Freilich kam es auf dem Casino, dem häufigsten Schauplatz abendlicher Zusammenkünfte, selten zu einem geregelten und vernünftigen Gedankenaustausch. Das drohende Damoklesschwert, die fortwährende Nähe der Gefahr trieb (wie das so zu geschehen pflegt) mehr zu einem ausgelassenen, lärmenden, gedankenlosen Ge-

nusse des Augenblicks an. Musik auf einem kleinen Harmonium, Gesang bei der dampfenden Glühweinbowle, häufig equivoken Inhalts, Berichte über Heldenthaten im Reiche der Ἀφροδιτη πανδημος*), Kartenspiel und andere Allotria bildeten den Hauptbestandteil der Unterhaltung. Manchen Abend hallten die Straßen von Groslay von diesem lustigen Lärm mindestens so laut wieder, als die der heitersten Universitätsstadt im Vaterlande. Ich fühlte mich wie mancher Andere in diesem Treiben nicht recht heimisch und behaglich. Denn mag man sich auch genug jugendliche Harmlosigkeit bewahrt haben, um solche Allotria an sich lächelnd zu dulden, wenn nicht selber mitgenießend zu goutieren, so klang Unsereinem doch immer durch das burleske Scherzo das tiefernste Maestoso der allgemeinen Weltlage und zunächst unserer Situation zu vernehmlich hindurch, als daß man nicht die Disharmonie hätte empfinden sollen. Am Kraterrand eines noch thätigen Vulkans ist nicht der passende Ort zu einem Picknick. Mir kamen dabei (— verzeiht es, liebe Kameraden! —) die Worte in den Sinn, mit denen Mephistopheles seinen Gefährten bei der Zechgesellschaft in Auerbachs Keller einführt.

Dies empfindend bereiteten sich einige Gleichgesinnte mit mir zuweilen den Genuß kleiner Abendgesellschaften in engerem Kreise. Auf meiner oder M.'s Stube, öfter beim Dr. H. oder anderen Auserkornen wurde unter möglichst sauberer und netter Ausstattung ein kleiner Imbiß aufgetragen, zu dem das heimatliche Feldpostpaket den Thee und verschiedene Sorten kalter Küche geliefert hatte, während

*) Venus vulgivaga.

der Marketender mit Rum, Zucker und anderen Ingredienzien zu Hilfe kam. In solchem Privatkreis vergaß man dann, von anregendem Gespräch gefesselt, zeitweilig alles Leid und gieng erwärmt, befriedigt und versöhnt nach Hause, um vielleicht in der Stille der Nacht, durch heftiges Schießen geweckt, wieder in die gewöhnliche aschgraue Stimmung zurückzufallen.

Zehntes Kapitel.
Die Marketender.

Ein Heer ist bekanntlich ein großer Organismus. Es besteht, wie der Organismus des Individuums, aus einem teleologisch wohlgegliederten System von zweckentsprechend ineinander greifenden, sich gegenseitig ergänzenden und dienenden Bestandteilen, deren jeder im Interesse des Ganzen seine eigentümliche Aufgabe erfüllt, seine specifische Function ausübt. Der Heeresorganismus hat seinen Verstand, der alle Unternehmungen vorausdenkt: den Generalstab; seinen Gesammtwillen, der das Beschlossene ausführt: das Obercommando; sein sensibles und motorisches Nervensystem, welches sich vom Gehirn als Centrum aus in die Glieder hinein verästelt: die durch Pflichtgefühl und streng-militärisches Subordinationsbewußtsein miteinander verwachsene Hierarchie der verschiedenen Chargen, vom General hinunter bis zum Gefreiten; seine Muskeln und Knochen: die große Masse der gemeinen Mannschaft aller Waffengattungen; seine Sinnesorgane, die das Nützliche und Gefährliche be-

merken: die zahllosen Ohren und Augen aller Posten und Patrouillen; seinen Magen, der den Nahrungsstoff aufnimmt und assimiliert, um ihn zur Erhaltung und Regeneration aller einzelnen Teile verwendbar zu machen: die Kriegskasse und das Proviantmagazin; er hat sein Gefäß- und Adersystem mit Blutumlauf, 2c. 2c. 2c.

Ein nicht unwesentliches Ernährungsorgan der marschierenden oder lagernden Heeresmasse im Krieg sind die Marketender. Eigentlich gehören sie jedoch nicht zum Organismus selber; sie sind nur ein Appendix, schmiegen sich dem Heereskörper an wie die Kleidungsstücke, in deren Taschen man manchen Vorrat mit auf die Reise nimmt. Allerlei Reisebedürfnisse, die man unterwegs schwer haben kann, besonders wenn man nur grobe, widerwillige, feindselige Wirtsleute findet, steckt man vor der Abreise zu sich oder läßt sie sich auch wohl nachschicken. Diese Function versehen bei dem Heer in Feindesland zum guten Teil die Marketender. Sie sind eine zwar nicht geradezu unentbehrliche, aber doch höchst wünschenswerte Menschenklasse. Ungerecht, falsch, einseitig würde es sein, sie mit den Parasiten des Organismus in Vergleich zu bringen, obwohl allerdings in gewisser Hinsicht diese Analogie nicht fernliegt.

Jede Compagnie hatte in der Regel ihren eigenen Marketender. Von ihm bezog man eine ganze Anzahl kleiner Alltagsrequisiten, wie Cognac (überhaupt Branntwein, der im Krieg, besonders in einer Wintercampagne, so gut wie unentbehrlich ist), Cigarren, Tabak, Lichte, Streichhölzchen, Briefbogen, Couverts, Schreibfedern, Taschenmesser, Tabakspfeifen, Käse, Butter, Speck. Dazu dann mancherlei zwar entbehrliche, aber doch willkommene Luxus-

artikel, wie Chocolade, Zucker, sardines-à-l'huile (die in Frankreich sehr verbreitet sind), Caviar, Gänse und anderes Geflügel, französische und vaterländische Würste und Schinken, sowie andere extraordinäre Gaumengenüsse. Die Preise erschienen teilweise sehr hoch angesetzt; es kostete z. B. ein Briefcouvert 6 Pfennige, eine Cigarre (schlimmster Sorte) 1 Silbergroschen, 1/4 Pfund mäßige Tischbutter 5 Sgr., eine Tafel (= 1/2 Pfd.) Chocolade 12—15 Sgr. 2c. Indessen darf man nicht vorschnell und unbillig urteilen. Es muß in den Preis hineingerechnet werden eine Menge von Mühsalen und Gefahren bei der Beschaffung jener Artikel, ein außerordentliches Risico an Capital, Bequemlichkeit und Lebenssicherheit; sodann weite Requisitionsreisen, nicht nur in der Nähe, nach St. Germain, Chantilly, Meaux, nein weit zurück, bis an die Grenze. Ja einzelne Marketender sind selbst nach Berlin gereist, um von dort frisch ausgestattet wieder zu den Vorposten von Paris zu kommen. In Groslay hatte man diesen nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft mehrere von den leerstehenden Läden als Verkaufs- oder Schanklocale überlassen. Fast zu jeder Tageszeit, namentlich aber Abends, waren diese gefüllt. Der echte deutsche Mann will nun einmal seinen Kneipabend haben; und so saßen denn besonders die Einjährig-Freiwilligen, mit ihren zum Teil akademischen Reminiscenzen, Abends reihenweise am Marketendertisch, entweder das Cotelette, den Gänsebraten und sonstige Leckerbissen bearbeitend, oder rauchend und schwatzend beim immer neugefüllten Glase Glühwein. Ab und zu gab es auch ein Faß Bier anzustechen. Und bei diesem vaterländischen Getränk giengen denn die Herzen am weitesten auf. Abends 9 Uhr war

Feierabend und Polizeistunde. Dann wurden die Straßen leer, und bald erloschen die Lichter.

Übrigens erhielten im späteren Verlauf der Belagerung unsere deutschen Marketender Concurrenten. Allmählich kehrten immer Mehrere von den blaubekittelten Einwohnern des Orts aus ihrem bisherigen Versteck in ihre rechtmäßige Heimat zurück. Sie wurden bei anständig-ruhigem Benehmen geduldet. Mit ihnen kamen zugleich französische Marketender, deren Preise niedriger waren, und niedriger sein konnten, als die der deutschen. Auf einem kleinen Karren, vom Esel gezogen, fuhren sie langsam durch die Straßen und riefen ihre Waare aus; anfangs nur in französischer Sprache; doch lernten sie auch einzelne deutsche Wörter. „Quaise! Boute!“ rief es unten, und die Kauflustigen eilten herbei. Die Verständigung unserer Füsiliere mit den französischen Verkäufern bot keine große Schwierigkeit. Bei concreten Dingen genügt ja die Geberdensprache und Pantomime. Und was die Münze anlangt, so rechneten Jene zwar nach ihrem System, nahmen aber unsere Geldsorte gern an. Douze sous = 5 Silbergroschen.

Uns fiel die sehr singende Art des Ausrufs dieser Franzosen auf. Er hatte förmliche Melodieen; und das kam dem gemeinen Mann äußerst komisch vor. So zog öfter ein Ehepaar mit seinem Eselwagen durch Groslay, wobei die Frau fortwährend rief oder sang:



So oft sie mit diesem Gesang durch die lange Hauptstraße

von Groslay hinfuhren, thaten sich der Reihe nach die Fenster auf, und laut lachende oder nachspottende Soldatenköpfe schauten herunter. Auch gab das Wort „fromage“ vermöge seiner teilweisen Homophonie mit gewissen Vocabeln der deutschen Sprache zum Nachhöhnen reichlichen Anlaß.

Elftes Kapitel.

Nachtgedanken.

Die Einsamkeit einer schlaflosen Nacht, indem sie dem Auge das aufregend geschäftige Treiben, die bunte, zerstreuende Mannigfaltigkeit des hellen Tages entzieht, lenkt den Geist auf sich selbst zurück, ladet ihn ein zu contemplativer Vertiefung. Aus dem lautlosen Schweigen und der überall verbreiteten Dunkelheit treten wenige, vereinzelte Sinneseindrücke schärfer hervor, während unsere Gedanken ungebunden, von der Gegenwart losgelöst, zum Entlegenen hinüberschweifen und das Nächstliegende mit dem Unendlichen verknüpfen. Zugleich entfalten sich da droben zahllose, aus unnahbaren Fernen herüberfunkelnde Weltsysteme; der erhabene Gedanke des grenzenlosen Alls kommt uns zum Bewußtsein. Er stimmt uns ernst und feierlich; und

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Oft habe ich das empfunden, wenn draußen auf

Vorposten die glückliche Mehrzahl der Kameraden in festem Schlummer hingestreckt lag, den ich vergeblich suchte. Ich saß am Feuer, schürte die Flammen, warf ein Scheit hinein, blickte über die Schläfer dort hin und dachte an die mancherlei Schicksale und Lebensläufe, die hier zusammenliefen, um vielleicht gemeinsam für den edelsten Zweck, die Verteidigung und siegreiche Erhaltung unseres Volkstumes, gewaltsam durchschnitten zu werden. Jener Schläfer dort, im Wachen ein munterer Gesell, hatte seine Mühle in Sachsen und seine Braut verlassen; hier lag ein feiner, kunstsinniger Student neben ihm; dort ein polnischer Bauer, dessen zwei Brüder schon gefallen waren; er noch die einzige Hoffnung seiner Mutter. Im Schlummer, der ihnen jetzt jedem seine liebsten Bilder durch die Seele führt, dem sein Liebchen, jenem seine Mutter, diesem seine Kunst und Wissenschaft, liegen sie alle so gleichartig nebeneinander. Sorglos ihrem Traume hingegeben, während draußen so nahe Tod und Verderben ihrer harrt.

„Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück unerbeten, unerfleht, am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonieen, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein.“ —

Oder ich gieng hinaus; an der Postenkette entlang. Da stehen die Treuen und Wachsamen, auf welche vertrauend Jene drinnen sich ohne Furcht vor Feindestücke dem Schlaf hingeben. „Halt! Werda!“ — Ich gebe mich zu erkennen und gehe weiter. Drüben die Forts leuchten mit elektrischem Licht und signalisieren mit bunten Laternen;

aus der Ferne ab und zu ein Kanonenschuß; dort fallen schnell hintereinander ein paar Gewehrschüsse; Hornsignale der Franzosen; der Mont Valérien wetterleuchtet; das dumpfe, rythmische Geräusch einer die Nacht durch arbeitenden Fabrikdampfmaschine dringt von St. Denis herüber. Dort liegt in Nacht und Nebel das große Babylon; Millionen Herzen darin hassen, verwünschen uns. Hier Freund, dort Feind. Und über beiden in schweigender Majestät das unbegreifliche, ewige All. Jupiter glänzt im Westen; das Siebengestirn steht schräg über unserem Groslay. Dieselben Sterne funkeln auf uns hernieder, zu denen die Lieben in der Heimat hoffend emporblicken. Und während von Haß, Neid, Rachsucht, sorgender Liebe, Bangen und Sehnsucht diese Menschenwelt hienieden erregt wird, eilt unser Erdball, gleichgültig gegen all das Getriebe, ein verschwindendes Atom in der Fülle der Welten, nach ewigen Gesetzen rastlos auf seiner Bahn durch's Unendliche.

Zwölftes Kapitel.

Hymnus.

Aus dunklen, silbergeränderten Wolken
Taucht auf der Mond, der blasse Nachtgeist,
Umwallt vom flimmernden Sternenmantel.
Er wirft das Gewand in stolzen Falten
Sich über die Schulter
Und weht mir in's Antlitz
Kühl und vornehm.

Mit fremd, gleichgültiger Hoheit
Blickt er herab auf die traumumfangenen
Schlummernden Menschen
Und auf die spärlichen Nachtdurchwacher.
Der matte Strahl des stolzen Blickes
Trifft auch mich flüchtig, gleitet vorüber,
Und nun verschwindet er hinter den Wolken,
Als wollt' er sagen:
„Genug schon habt ihr, ewig zankendes, nimmer zufriednes,
Hochmutverblendetes, eintaglebiges
Irdisches Menschengesindel dort unten,
Wenn ich nur so im Vorübergeh'n
Einen verächtlichen Blick euch gönne."

Freund du dort oben,
Sei mir nicht stolz! — Auf deinen Bahnen
Lenkt dich der ewig unerforschliche
Ratschluß der Gottheit,
Wie mich auf meinen Pfaden hienieden.
Wir kennen die Regel,
Der du gehorchst.
Du aber kennst nicht
Das tiefe, wunderbare Geheimnis,
Das in der fühlenden Menschenbrust
Göttlich lenkend sich offenbart.
Sei mir nicht stolz! —

Da teilt sich wieder der Wolkenvorhang
Und höhnisch schaut
Hervor aus zerflattertem Silbergewölk
Das kalte, blasse Mondenantlitz,
Just anzuseh'n wie das süffisante,
Malitiöse Gesicht
Eines gelahrten Magisters,
Das aus zierlich gesteifter Krause
Nasrümpfend hervorblickt.

Und Worte hör' ich klanglos, herzlos,
Orakelhaft,
Geistergleich, wie die Stimme des wehenden Windes,
Also:

„Der Menschheit Höhen sind Meereswellen,
Die vor des Äolus Laune
Jetzt auf sich bäumen,
Jetzt niederwallen,
Jetzt an des Schicksals starrer Felswand
In tausend Tropfen schäumend zerspritzen
Und jetzt in spiegelnder Glätte
Ruhig vergleiten.
Wilder Orkan, rasende Leidenschaft
Wühlt in den Fluten, türmet die Wogen
Zischend, rauschend, tosend und donnernd.
Und der schauende Mann auf hohem Strandfels,
Mühsam sich stemmend gegen des Sturmwinds
Ihn umheulende Übergewalt,
Meint, das sei eine Weltkatastrophe,
Wähnt, in den Wurzeln des Oceans,
Ja in den Eingeweiden des Erdballs
Wühle Empörung, wilder Zorn
Wider des Himmels gewaltige Mächte.

„Doch wir weisen Gestirne sind älter,
Kennen das besser.
Wissen, daß all dies leichte,
Oberflächliche Wellengekräusel
Bald geschlichtet, gezähmt,
Spiegelnd vergleitet.
Schauen wir doch das irdische Schauspiel
Aus ruhiger Ferne, seit grauer Urzeit.
Streifte mein Blick doch über den Erdball
Viele Äonen, ehe der Menschheit
Emsig unruhiges, schaffendes, sorgendes,
Hochmutbethörtes, haderzerrißnes,

Bauend, zerstörendes,
Eitles Gewimmel
Aus vergessenen Urgeschlechtern
Allmählich erwachend entsprang.
Sah ich doch Rom sich erheben und stürzen,
Rom und Jerusalem,
Fällt mein nächtlicher Blick doch
Auf zerbröckelte Mauerreste,
Umgesunkne, zerbrochne Säulen,
Moosbewachs'ne, epheuumrankte
Trümmersteine,
Wo sich einst hob ein stolzer Prachtbau,
Tempel, Paläste,
Die ich entsteh'n sah
Drunten im glühenden Sand Ägyptens,
Dort auf Athens hochragender Burg,
Oder, umwachsen von wucherndem Urwald,
Drüben im Reiche Montezumas.
Königsgeschlechter, Throne, Nationen,
Tausendjährige Weltenreiche
Tauchten auf und sanken unter
In der Zeiten rollendem Strom.
Keine Spur der vergangnen Größe
Find' ich an Stätten, die mein Blick traf,
Ehe das ward, was längst verschwunden,
Dessen verklungene Kunde
Zu euch Heutigen nicht gelangt ist.

„Merke, du eitles, selbstzufriednes, hochmutbethörtes,
Höchst kurzlebiges Menschengeschlecht,
Dessen Gedanken nicht weiter reichen,
Als auf gestern und etwan auf morgen!
Wie der unachtsame Schritt des Wandrers
Im Vorbeigeh'n den Bau zertritt,
Den Ameisen mühselig errichtet,
Wie des Winters Odem den Tropfen erstarrt

Den Millionen winziger Wesen
Eben noch lustig durchwimmelten, —
Also wirst du mit deinen winzigen,
Groß sich dünkenden Thaten, Gedanken
Untergeh'n.
In Staub zerfallen, vom Rost des Alters,
Vom Hauch der Verwesung
Zerfressen, verweht ist dein Angedenken,
Wenn einst, wie heute, wie vor Äonen,
Wir weisen Gestirne nach ewiger Regel
In göttlicher Unabänderlichkeit
Die Sphären durchgleiten,
Unendliche Räume,
Unendliche Zeiten
Mit unsres Gesangs
Ewiger Harmonie,
Wunderbaren Accorden erfüllend." —

Verhallt sind die höhnischen Geisterworte,
Sie haben verscheucht den Wolkenschleier,
Und weit in feierlich ernster Pracht
Glänzt droben enthüllt ein offnes Geheimnis,
Auf dunklem Sammetgrund
In Demantlettern
Die funkelnde Hieroglyphenschrift
Des heiligen Rätsels der Welt.
„Komm' her und entziffre!"

Schweige, Spötter! Du hast
Recht und Unrecht.
Ja wir hienieden, wir erdgebornes,
Gedankenstolzes, zweifelgequältes
Pygmäengeschlecht,
Kennen ihn nicht, den Schriftgelehrten,
Der das Rätsel da droben löst,
Plagen uns kümmerlich, um dieses irdische
Eintagsdasein leidlich zu fristen,

Immer schaffend, um weiter zu leben; immer lebend, um weiter zu schaffen;
Nahrung suchend, den Hunger zu stillen; hungerstillend, um Nahrung zu suchen;
Zeit unsres Lebens in zielloser Kreisbahn
Umgetrieben,
Immer in gleichem Frohnring gehetzt
Vom Mangel zum Streben, von da zum Genießen,
Vom Genuß zum Mangel und wieder zum Streben,
Und so unaufhörlich.
Ja wir lassen von kindischem Ehrgeiz
Immer uns locken zu flimmerndem Glanz,
Wie die Mücke zum Kerzenlicht,
Oder wie Ikaros zu des Helios
Strahlend unnahbarem Viergespann.
Ja, wir zerfleischen in Bruderkämpfen
Nimmer belehrt uns immer von Neuem,
Um den nichtigen Siegespreis
Blutigen, thränenbefeuchteten Lorbeers,
Den der kommende Tag entblättert.
Ja, wir bauen uns Kartenhäuser,
Königreiche, Gedankensysteme,
Die ein Windhauch kläglich uns umbläst.
Ja, wir gründen, als wär's für die Ewigkeit,
Immer noch babylonische Türme;
Wälzen rastlos im Schweiße des Angesichts
Immer bergan des Sisyphos Stein,
Schöpfen im Danaidensiebe
Unermüdlich, immer vergeblich,
Unverbesserlich.

Aber, mein Freund, du siehst nur
Außen die Schale,
Kennst nicht den ewigen Kern,
Hörst in den Tiefen der Menschenbrust
Nicht die tröstende, ernst ermahnende,

Nie beschwichtigte,
Göttliche Offenbarungsstimme:
„Raste nicht! Ermatte nimmer!
Übe die Kraft, die thatenlustig
Deine Glieder beseelt, im Herzen dir zuckt;
Folge dem Drange, der dich aufwärts
Unerkennbarem Ziele zutreibt.
Wehre dem Bösen, zernichte das Unrecht,
Ob es auch siegt, verzage du nimmer!
Kämpfe von Neuem, du mußt es bezwingen!
Wäre nicht Kampf, wo wäre denn Sieg?
Wüchse die herrliche Frucht dir entgegen
Mühlos erreichbar,
Wozu wäre dir Kraft gegeben?
Glaube! Vertraue! Und ob dein Auge
Weiter nicht reicht, als bis auf morgen, —
Glaube! Nicht unvernünftig, zwecklos
Ist dein Leben, Streben und Kämpfen;
Nicht vergeblich der Lauf der Welt.
Auf den Trümmern der Gegenwart
Gründet die Nachwelt bessere Bauten;
Aus der zehrenden Flamme steigt
Jung der Phönix.
Vorwärts! Aufwärts!
Nimmer gerastet! Nimmer geruht!" —

Und heiliges Schweigen gibt mir als Antwort
Der unermeßliche Weltraum;
Leise nur hör' ich
Surren der Parzen nie rastende Spindel;
Zum Untergang neigt sich der Mond;
Gravitätisch in altehrwürdiger Ordnung
Dreht sich das Weltall um seine Achse;
Im Osten dämmert's;
Und die geschäftige Menschheit,
Teils schlummererquickt,

Teils auch übernächtig fröstelnd,
Bereitet sich zu neuer Arbeit
Am kommenden Morgen.

Dreizehntes Kapitel.
Epigraphisches und Ornamentales.

Nicht alle poetischen Ergüsse und künstlerischen Erzeugnisse der Vorpostenmuse trugen den düsteren Charakter des vorstehend Mitgeteilten. Humor, der edle Ritter mit der lachenden Thräne im Schild, wagte sich doch recht häufig in unsere gefährlichen Positionen vor, warf in die Gespräche am Wachtfeuer heitere Witzesfunken und verewigte sich in Wandmalereien und Inschriften allerart an den Gartenmauern und Stubenwänden, die uns gegen die Ungunst der Witterung, gegen den Blick und die Kugeln der Feinde Deckung gewährten. Einiges davon sah ich selber entstehen; Anderes fand ich bereits fertig vor. Als man eines Tages in Montmagny einen Topf mit schwarzer Farbe nebst mächtigem Pinsel unter allerlei Hausrat und Gerümpel aufgestöbert hatte, bemächtigte sich derselben ein Freiwilliger und malte an die Wand des gegenüberstehenden Hauses in Riesengröße mit grotesken Pinselstrichen die Portraits von Napoleon, Eugenie und Lulu; darüber als Inschrift die (von den Franzosen uns so oft zugerufenen) Worte: „Malheur pour nous, pour vous et pour tous!“ Malend stand er unter der ihm neugierig zusehenden Schar,

wie Salvator Rosa unter den Räubern. Als wir das nächste Mal dieselbe Stellung bezogen, hatte inzwischen Jemand mit wahrhaft künstlerischem Griffel und im allergrößesten Format den Marschall Mac-Mahon daneben gezeichnet. Bald folgten Gambetta, mehrere schmucke Füsiliere u. s. w.; Mancher, vom rohsten Naturzeichner bis zum routinierten Virtuosen, gab seinen weiteren Beitrag; und so sammelte sich allmählich eine ziemlich gemischte Gesellschaft an der Wand, eine ganze Gallerie von Charakterköpfen, Carikaturen und Portraits.

Natürlich fand man auch Gedichte von sehr verschiedenem Wert vor.

Im vordersten Hause auf dem rechten Flügel von Montmagny stand an einem in die Mauer geschlagenen Guckloch ein Beobachtungsposten. Dem dort Wachenden war in seiner Einsamkeit reichliche Muße zum Gedankenausspinnen gegönnt. Daselbst waren folgende Verse an die Wand geschrieben:

Zunächst eine contemplative Versenkung in die Situation:

Betracht', o Mensch, durch diese Lucke
Paris unter der Käseglocke.*)
Mobilgardist und Franctireur
Des Morgens suchen pommes de terre.
Bei Tag und Nacht macht der Franzose
Mit Trommeln und Blasen viel Getose.
Auch hat er häufig einen Affen.**)
Er schreit und singt; die Hunde klaffen.

---

*) Bezieht sich ohne Zweifel auf ein paar Bilder im Kladderadatsch, worauf hier Moltke, dort Bismarck an einem Tisch sitzend den erstaunten Großmächten Europas die cernierten Festungen Metz, Paris 2c., mit Glasglocken überdeckt, vorwiesen.

**) Affe = Rausch.

Dann das simple Eingeständnis:

Als Gardefüsilier
Hab' ich verewigt mir
An dieser Bodenthür.
N. N.

Ferner folgende vernünftige Selbstbeschwichtigung eines nach der Heimat sehnsüchtigen Reservisten:

Doch wir woll'n nicht länger klagen,
Denn wir sehn's ja selber ein,
Daß wir müssen Paris erst haben;
Eher können wir nicht entlassen sein.

Endlich eine kritische Reflexion über diese Art der Verewigung selber:

Aus diesem Haus
Schaut' ich hinaus
Und dachte bei mir:
„Was treibst du hier?"
Schreibst in Feindes Land
Gedichte an die Wand!

Natürlich fehlte es auch nicht an Obscönitäten in Bild und Wort. Ohne dies geht es ja einmal nicht ab, wie Derjenige weiß, der die Mauern von Pompeji studiert hat. Häufig sah man ferner unseren humoristischen Nationalheiligen, den Kladderadatsch, wohlgetroffen abconterfeit; darunter seine treuen Vasallen, Müller und Schulze, nebst authentischem Protokoll des von ihnen hier geführten Gedankenaustausches. Deutsche Kriegsdepeschen waren angeklebt neben alten Plakaten der französischen Republik. Besonders angeheimelt aber fühlte ich mich, als mir in Stains ein Namen entgegenglänzte, den jeder deutsche Tourist so wie den Bädeker kennt, der an jeder Felswand, jedem alten Burggemäuer in der sächsischen Schweiz wie im Harz,

am Rhein und in Thüringen, wie in Böhmen, Schlesien und in den deutschen Alpen wiederkehrt. An der dem Feind zugekehrten Seite eines größeren Gebäudes stand nämlich dicht unter einem ungeheuren Granatloch mit colossaler Lapidarschrift:

KIESELAK.

Zur Ornamentik darf ja wohl ein eigentümlicher Mummenschanz gerechnet werden, den unsere Füsiliere und Grenadiere hie und da an den Verteidigungsanstalten angebracht hatten, ohne daß gegen diesen unvorschriftsmäßigen Schmuck Einwand erhoben worden wäre. Auf mehr als einer nämlich von den zahlreichen Barrikaden, durch welche die Straßenecken und Eingänge unserer Vorpostendörfer gesperrt wurden, sah man soldatenähnlich aufgeputzte Strohmänner stehen, während der lebendige Posten wohlgedeckt dahinterstand. Zuweilen schoß der Franzose auf diese Puppen. Neben derlei Vogelscheuchen gab es Attrapen noch andrer Art. Hie und da hatte man künstliche Geschütze construiert, bestehend aus einem langen Ofenrohr auf einem Schubkarrenfragment oder dergleichen als Laffette. Drohend wiesen sie dem Feind ihre ungefährliche Mündung. Vielleicht war dieser harmlose Scherz ein ironischer Hinweis auf unsere durch Abwesenheit glänzende Belagerungsartillerie, welcher der rastlos schanzende, ewig schießende Feind da drüben ein so reichliches Feld der Thätigkeit darbot. Außerdem war manche Barrikade mit nicht krepierten Granaten ausgeschmückt. Es mußte einmal officiell vor dem unvorsichtigen Umgang mit diesem gefährlichen Spielzeug gewarnt werden.

Vierzehntes Kapitel.
Vorpostenfauna.

Außer den uniformierten Individuen der Ordnung Zweihänder (bimana), Gattung homo sapiens, und den einem Teil von ihnen unzertrennlich associierten Exemplaren der Ordnung Einhufer (solidungula), Gattung equus caballus, Spielart equus bellator, habe ich auf Vorposten nur wenige Species des animalischen Reichs entdeckt. Bei unserem Einzug boten die verlassenen Wohnstätten der Menschen und Tiere den Anblick einer unheimlichen Einöde dar. Das Geflügel und Vieh war nebst seinen Herren teils nach der Metropole hinein, teils abseits verschwunden. Und im Laufe der Belagerung waren diese Stätten so wenig anziehend und so eifersüchtig von uns bewacht, daß sich in jener Leblosigkeit um uns nichts änderte. Die wilden Vögel fehlten bis auf vereinzelte Dohlen, die hie und da auf den Feldern sich Nahrung suchten und ab und zu, von sausenden und platzenden Sprenggeschossen oder von unerwartetem Flintenfeuer aufgescheucht, schreiend und krächzend Reißaus nahmen. Von vierfüßigen Wirbeltieren fand man nur jenes nicht sowohl dem Menschen, als dem Haus treu anhängliche Geschöpf, die Katze. Sie ist glebae adscriptus. — Besonders in Stains, wo zahlreiche, im Stich gelassene Kaufläden und Warenlager der épiciers, Kaffeehäuser und Fabriken dem Mäusegeschlecht als willkommener Tummelplatz dienten, fanden sich äußerst zahlreiche Katzen vor. Sie zeigten gleich anfangs durchaus keine nationalen Antipathieen gegen uns, krochen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, redeten uns in der wohlbekannten vaterländischen Katzensprache an,

gaben ihre Bereitwilligkeit kund, mit uns Lager und Essen zu teilen, und ließen sich von dem Liebhaber ihres Geschlechts ohne Protest fangen, um auf sein liebkosendes Streicheln ein behagliches Schnurren als Antwort zu geben. Die armen Tierchen! Gern gab man ihnen, was man entbehren konnte. Ihre verräterische, unpatriotische Zuneigung zu den Prussiens wuchs zusehends, je mehr der verborgene Speisevorrat im Keller ab- und die Winterkälte zunahm. Und wenn die Mannschaft in ihren Massenquartieren schlafend ausgestreckt lag, dann irrten sie dazwischen herum, beschnoberten die Brotbeutel oder nahmen am warmen Kamin Platz. So lagen wir z. B. in der Nacht vom 9. auf den 10. November en masse in dem großen Billardsaal einer Restauration von Stains. Nachmittags waren mehrere Granaten im Hintergebäude geplatzt, daß das ganze Haus von der furchtbaren Explosion erzitterte. Abends schnarchte Alles sorglos, bis auf wenige Kartenspieler und mich. Da kam, während es draußen schneite und regnete, ein Dutzend jener geschwänzten Gäste vorsichtig zur Thür herein und stellte — possierlich anzusehen! —, sehr behutsam über die Gliedmaßen der Schläfer steigend, eine Recognoscierungspatrouille an. Als am nächsten Nachmittag die Stunde der Ablösung schlug, fiel es unserem Compagnietrommler ein, daß in Groslay Mangel an Katzen herrsche. Und da er von keinem Gewehr belästigt war, so fieng er 8—9 Stück, packte sie bon gré mal gré in einen großen, leeren Kaffeesack, um sie mit hinüberzunehmen. Beim Nachhausemarsch fieng jedoch die eingesperrte Gesellschaft im Sack ein so gräuliches Concert an, daß unser Tambour, auf seinen Entführungs- und Acclimatisationsversuch Verzicht leistend, die

Gefangenen wieder entließ, welche denn eilig schnurstracks ihrer geliebten Heimat wieder zusprangen.

Eine andere Rolle spielte der Hund, namentlich ein Hund, der uns einmal einen recht argen Possen anthat. Oftmals nämlich hörten wir von Montmagny aus nächtliches Gebell. Es kam von Villetaneuse herüber. Als nun einst eine unserer Patrouillen in der Finsternis nach Villetaneuse hineinschlich, kam sie unbehelligt bis in die Nähe der hellerleuchteten Kirche; die feindliche Feldwache lag darin; sie hatte keinen Posten ausgestellt, und man wäre deshalb unbemerkt weiter vorgedrungen, wenn nicht plötzlich — der Hund gebellt hätte. Auf dieses Allarmzeichen öffnete sich die Kirchenthür, und der Franzose schoß heraus. Der Hund hatte Posten gestanden. Lange war dieser berüchtigte Hund von Villetaneuse in aller Mund. Er war uns ein Dorn im Auge. Auch ich habe ihn einmal gesehen, wie er um die Barrikade herumstrich. Später gieng eine Patrouille ausschließlich zu dem Zweck hinüber, ihn zu fahen. Und das Kunststück ist gelungen. Man hörte nachher kein Gebell wieder. —

Von gewissen Arten wirbelloser Geschöpfe, die, wie der Hund, große Anhänglichkeit an den Menschen beweisen, jedoch minder angenehme Lebensgefährten sind, schweige ich am liebsten. Sie sind ein unvermeidliches Übel, doch kann man sich durch energische und immer wiederholte Reinigungen und Waschungen einigermaßen gegen sie schützen. Eines Tages hieß es im Parolebefehl: „Es ist vorgekommen, daß einige Leute der *ten Compagnie bei ihrer Aufnahme in's Lazaret Ungeziefer hatten. Infolge hiervon wird streng befohlen, daß jeden Abend die Ablösung auf Vor-

posten das zum Lager benutzte Stroh entfernen und das Lokal ausfegen und reinigen soll.“

Fünfzehntes Kapitel.

Reflexionen und Bemerkungen.

Wie Musik klingt das selige Wort „Friede“. Es bedeutet: Menschenliebe, Harmonie, Leben, Gedeihen, Recht, Freiheit, Fortschritt zum Besseren. Wie Rabengekrächz mißtönt das Wort „Krieg“. Es bedeutet: Unmenschlichkeit, Haß, Brudermord, schreiende Dissonanz, Tod, Verderben, Zerstörung, brutale Gewalt, Knechtung, Rückfall in die rohe Urbarbarei. — Wehe dem Ruchlosen, der dies widerliche Scheusal aus seinem ewig lauernden Scheinschlummer weckt. Ihn mögen die Erinnyen zerfleischen!

* * *

Und dennoch preisen Dichter und Redner den Krieg. Dennoch staunen ihn die Massen an. Weshalb? Weil in ihm per accidens die edelsten Leidenschaften entrüstet zu gigantischer Höhe aufflammen. So ist auch ein edel-schönes Weib im Zorn am schönsten.

* * *

Ist der Naturzustand der Menschheit Frieden oder Krieg? Wenn ein Ausgesetzter, schlechthin einsam Aufgewachsener, zum ersten Mal einen Seinesgleichen erblickt,

was wird er thun, — ihm in die Arme fallen oder ihn fliehen, respective angreifen? Rousseau meint Jenes, Hobbes Dieses. Erfahrung und Überlegung geben dem Pessimisten Recht. Der Empiriker blicke nur auf die noch uncivilisierten Naturvölker der Gegenwart, wie Indianer und Neger, mit ihrer Blutrache, ihrem unausgesetzten Stammes- und Familienkrieg, ihrer scheußlichen Scalpierwut, ihrem sich gegenseitig in die Sclaverei Verkaufen. Er sehe zurück nach Griechenland und Rom oder in's Mittelalter mit Faustrecht und fortwährenden Fehden. Der Theoretiker erwäge, daß der natürliche Egoismus jeden zum Concurrenten und Feind gerade seiner Gattungsgenossen macht. Bellum omnium contra omnes, wohin man sieht und wie man die Sache auch überlegt. Der Kluge und Starke siegt, herrscht und macht sich breit, der Schwache und Dumme unterliegt, muß sich ducken und gehorchen. Macht geht vor Recht. Spinoza meint, Macht ist Recht und umgekehrt. Der Hund, nicht der Mensch, ist von Natur Philanthrop.

* * *

Seine höchst seltsame Schrift „Zum ewigen Frieden" beginnt Kant mit der ironischen Bemerkung: Ein holländischer Gastwirt habe auf sein Wirtshausschild jene Worte „Pax perpetua" als Inschrift gesetzt; darunter aber war ein mit Grabkreuzen bedeckter Kirchhof gemalt. Es bleibt dahingestellt, ob der Schalk hiermit sagen wollte, erst im Tod finde die liebe Seele Ruh', oder es werde hienieden kein Friede herrschen, so lange noch Menschen leben. Hieran wurde ich neulich erinnert, als ich in einem

älteren Zeitungsblatt folgendes bittere Epigramm angeführt fand, worin der in England lebende Flüchtling Chevalier de Chatelain die Napoleonische Wirtschaft persiffliert:

Les Français ont la liberté, —
Oui, la liberté — de se taire;
Ils ont aussi l'égalité, —
Mais devant la loi militaire;
Et quant à la fraternité,
Je vous le dis, en vérité,
Ils en goûtent la volupté
  Au cimetière,
Où pêle-mêle on les enterre.

* * *

Die Franzosen sind das Volk der Extreme. Ihnen mangelt der Sinn für jene μεσοτης, jene aurea mediocritas, in welcher Aristoteles die Tugend erblickt. Kaum sind sie der Zuchtrute des Tyrannen entronnen, so verwechseln sie Freiheit mit Anarchie. Egalité ist ihnen communistische Plünderung der Reichen; Eigentum ist Diebstahl. Und Fraternité besteht darin, daß die Soldaten darüber abstimmen, ob sie dem Befehl ihres Generals Folge leisten oder ihn todtschießen sollen.

* * *

Soviel ich mich entsinne, gibt Kant in seiner obenerwähnten Schrift (die übrigens praktisch ein Utopie, theoretisch eine Tautologie involviert) als „Präliminarbedingung des ewigen Friedens" an: „Staaten, die miteinander in Krieg verwickelt sind, dürfen sich nicht ehrloser Waffen bedienen, d. h. solcher, wodurch selbst nach dem in Aussicht stehenden Friedensschluß gegenseitiges Vertrauen unmöglich

gemacht wird, z. B. Meuchelmord, Giftmischerei, Bruch des Ehrenworts.“ Es ist doch, als wäre dieser Paragraph gegen unsere heutigen Feinde gemünzt. Vergleiche die Buschklepperei der „Franctireurs“, die Verstümmlung und Ermordung wehrlos daliegender Verwundeter, die Ehrenwort-brüchigen Officiere ꝛc. ꝛc.

* * *

Ein anderer Kantischer Weltfriedensartikel verlangt allgemeine Hospitalität. Jede Nation soll dem friedlichen Privatmann jeder anderen Aufenthalt bei sich gestatten. Hiermit vergleiche man die unerhörte, schmähliche Austreibung der Deutschen beim Beginn des Kriegs.

* * *

Unsere moderne Kriegführung, die an die Stelle der männlichen Faust die niederträchtige Höllenmaschine setzt, die mit Pulver und Blei den Gegner sich so lange und so weit als möglich vom Leibe zu halten sucht, ist sie nicht vielmehr eine methodische, raffinierte Feigheit, als eine Bühne der Tapferkeit? Man verzeihe dies Paradoxon!

* * *

Weshalb haben wir Deutschen diesmal keinen Tyrtäus, wie in den Freiheitskriegen? Weil der Feind diesmal zu schnell über den Haufen geworfen wurde.

* * *

Der Patriotismus der Franzosen ist halb Größenwahn, halb Götzendienst; der der Deutschen halb Schwär-

merei, halb Pflichtgefühl. Der Franzos hält sich für unfehlbar, der Deutsche mißtraut sich. Jener hält eine Niederlage seiner Nation für unmöglich und kann sie sich nur durch „Verrat“ erklären. Dieser erstaunt über seine eigenen Siege, er glaubt kaum, so Großes selber geleistet zu haben, und dankt seinem Gott dafür. Frankreich ist von den anderen Nationen Jahrhunderte lang verhätschelt, Deutschland mißachtet, übervorteilt, mißhandelt. Jenem fehlt so gut wie ganz Das, was dieses im Übermaß übt, — Selbstkritik.

* * *

Wieder einmal fanatisiert sich Frankreich für die Republik. Kein Volk scheint für diese Staatsform unfähiger, als die Franzosen. „La république c'est la vertu“ ruft Montesquieu aus. Republik ist nur da möglich, wo monarchische Gewalt unnötig ist, wo der Mensch sich selbst regieren d. h. sich freiwillig dem Gesetz subordinieren kann, wo er aus eigenem moralischen Antrieb das Eigentum und die Person seines Mitbürgers als heilig und unantastbar behandelt, das bestehende Recht aus Achtung vor der Gesellschaft anerkennt. Das sind nicht freie Männer, die, wie die Roten in Paris, jeder staatlichen Ordnung, allem Gesetz, allem persönlichen Recht und Eigentum in frechster Weise den Krieg erklären; das sind ungezogene, ungebärdige Buben, denen die Zuchtrute gebührt. Kant setzt die Freiheit gleich der Autonomie. Wer sich nicht selbst beherrschen kann, den muß ein Anderer beherrschen. Wer nicht den kategorischen Imperativ des strengen Pflichtgefühls im Leibe hat, der gehört unter den Stock des Polizeidieners. Eine

Republik verlangt Männer wie Franklin, Washington, Lincoln. Was solche Buben wie Rochefort und Flourens wollen, ist Anarchie, nicht Republik. Frei heißt bei dieser Sorte der Mann, der sich an garkein Gesetz kehrt, der alle Schranken überspringt. Das wäre in Permanenz erklärtes Faustrecht; Rückfall aus dem status civilis in den status naturalis; das wäre Schrecken ohne Ende, dem man nur ein Ende mit Schrecken wünschen kann. In den wüsten Gedanken dieser Verführer und ihrer Verführten löst sich alle staatliche Ordnung auf; jeder will commandieren; an Stelle des moralischen Jochs der Gesetze tritt die rohe, nackte Gräuel- und Schreckensherrschaft, und dem Terrorismus des Pöbels setzt dann wieder einmal der Gewaltstreich eines klugen und energischen Tyrannen sein Ziel. Dieser ist dann Gesellschaftsretter. Unendlich viel erträglicher ist die Herrschaft eines Tyrannen, als die vieler Tyrannen. Rousseau erzählt: Si nous avons un prince, disait Pline à Trajan, c'est afin qu'il nous préserve d'avoir un maître.

* * *

La république est à la veille de sa ruine, si tôt que quelqu'un peut penser qu'il est beau de ne pas obéir aux lois.

L'obéissance à la loi qu'on s'est proscrite est liberté.

Il n'y a que la force de l'état qui fasse la liberté de ses membres.

La liberté suit toujours le sort des lois, elle régne ou périt avec elles.

C'est à la loi seule que les hommes doivent la justice et la liberté.

J. J.

* * *

Wer den Communismus praktisch durchführen will, dem liegt es ob, entweder alle Dummköpfe in Genies zu verwandeln, oder umgekehrt. Diese intellectuelle égalité wäre Vorbedingung. Denn Verstand ist Geld.

* * *

Einreißen ist leichter als Aufbauen. Wer sich an's Zerstören gewöhnt, der verlernt das Bauen. In Frankreich verdrängt eine Revolution die andere, ein Staatsstreich den anderen. Ob diese Nation zu einem vernünftigen Staatswesen überhaupt noch fähig ist, wird immer zweifelhafter. Ist ein genügender Hebel da, sagt Rousseau, so kann man mit einem Fingerdruck die Welt aus den Fugen heben; aber sie zu tragen, dazu sind Herkulesschultern nötig.

* * *

Wenn man es mit ansieht, wie der verrückte, souveräne Pöbel dieser Allerweltsstadt seine besten Männer, wie Trochu, persönlich beschimpfen und mißhandeln darf, dann kommt einem das ganze Nest wie ein im Aufruhr begriffenes Irrenhaus vor. Die tollwütigen Narren haben die Zwangsjacke zerrissen und fallen über den Arzt her.

* * *

Schade um so viel glänzende, vortreffliche Eigenschaften des französischen Volksgenies! Sie werden durch

ebensoviel Fehler verdunkelt oder fratzenhaft entstellt. Da demonstriert der Eine mit geistreichster Dialektik und vollendeter Rhetorik — einen Unsinn. Dort erzählt ein Anderer im gewandtesten Styl, mit poetischem Feuer — eine Lüge. Und seine Landsleute sind enthusiasmiert für den schlagend demonstrierten Unsinn, für die herrliche Lüge. Hier der tiefe Grenzgraben zwischen uns und unseren sanguinischen Nachbarn! Gesunde Vernunft und Wahrheitssinn, diese Tugenden des Kopfes und des Gemüts werden für uns durch alle Grazie und Eleganz nicht ersetzt. Was ist Grazie ohne Tugend? Eine schöngebildete, broncierte Statue aus — wurmstichigem Holz. Sie muß in Staub zerfallen.

* * *

„Spottgeburt aus Dreck und Feuer" — so nannte neulich Jemand bei uns das heutige Frankreich. Eine arge Übertreibung! Aber sie ist unter den heutigen Verhältnissen begreiflich.

* * *

Und trotzdem! Eins haben sie immer noch vor uns voraus. In Einem Punkte haben wir ihnen nachzueifern. Alle Lüge und Renommage, alle sittliche Verkommenheit, Narrethei und Schurkerei, alle unmenschlichen Schandthaten, ja die furchtbare Blamage, der vernichtende Fluch der Lächerlichkeit, dem sie durch klägliche Leistungen nach erstaunlichen Worten gleich im Anfange des Kriegs anheimgefallen sind, — das Alles und mehr noch wird bis zu einem gewissen Grade wieder gut gemacht durch die verzweifelte Zähigkeit ihres Nationalbewußtseins, durch den fanatischen Patriotismus, mit dem sie unterliegend sich bis

auf's Äußerste zur Wehr setzen. Mag man diesen Widerstand zwecklos, erfolglos, wahnwitzig schelten, — er entspringt aus einer großen Triebfeder. Wie sah es bei uns anno 1806 aus? Wie wäre es diesmal gegangen, wenn der Erbfeind so klug gewesen wäre, seinen Worten mit der That vorauszueilen, anstatt umgekehrt, — wenn er urplötzlich in Süddeutschland eingebrochen wäre? Hätten wir, hätten unsere Brüder im Süden sich so gesträubt und gewehrt wie der zum Tode verwundete Tiger? — Ich will nicht antworten. Aber — gebe Gott, daß unser Volkstum so erstarke, wie das der Franzosen!

* * *

Sie waren uns politisch um mehrere Jahrhunderte voraus. Wir sind jetzt in der Ascension, sie in der Decandence.

* * *

Man sollte einmal eine Blütenlese französischer Phrasen zusammenstellen, die der Wahrheit und Vernunft in's Angesicht schlagen, z. B. aus älterer Zeit: „l'Empire c'est la paix“ oder „Frankreich marschiert an der Spitze der Civilisation“; und aus neuester Zeit:

„Deutschland hat den Sieg, Frankreich den Ruhm.“

Victor Hugo.

„Metz mag capitulieren; die französische Republik capituliert nie.“

Gambetta.

* * *

Wie von einer wundersamen, ungeheuerlichen Mär, wie von den Nibelungen und Kreuzfahrern, wie von den Achäern vor Troja wird einst das Volk erzählen von der Belagerung und den Kämpfen um Paris. Der Epheu grauer Erinnerung wird Das umranken, vom mythischen Dämmer der Heldensage wird Das verklärt, vom gelehrten Spinnengewebe der Geschichtsschreibung wird Das bedeckt werden, was ich jetzt hier leibhaftig, wirklich, gegenwärtig miterlebe, mitmachen helfe. — Seltsam! Wie schwindet doch der Reiz des Großen, wenn man es in der Nähe sieht, wenn man den Schleier des Gerüchts und der Tradition zerreißt! Hier sitze ich in Hemdsärmeln, vor mir ein Stück in Speck gebratener Hammelsleber und eine Flasche Cognac; draußen ist abscheuliches Schnee- und Schmutzwetter; K. sitzt mir gegenüber und flickt eine Naht an meiner Uniform; auf das Schießen drüben hört man nicht mehr, es ist alltäglich. Diese Wirklichkeit ist so unendlich prosaisch, daß mir die dereinstige Apotheose höchst lächerlich vorkommt, ungemein lächerlich!

* * *

Wie mag wohl in Wirklichkeit Wallensteins Lager ausgesehen haben? Setze ich eine Proportion an, worin nach der Analogie des Verhältnisses zwischen heutiger Cultur und damaliger von Dem, was um mich ist und vorgeht, darauf geschlossen wird, wie Das war, was Schiller so unvergleichlich dargestellt hat, dann muß es — entsetzlich gewesen sein!

* * *

Die guten Poeten und die braven Historiker! — was für Illusionen verbreiten sie doch! Das spärliche Register dessen, was eben registriert wird und registriert werden kann, die kümmerliche Hülse von Jahreszahlen, Daten und Namen, das abstracte Skelett der amtlichen Berichte, officiellen Actenstücke und Depeschen, die zum guten Teil erfundenen Erzählungen der Chroniken- und Zeitungsschreiber, — das haben sie zur Basis, das ist der Wahrheitskern; im Übrigen Phantasieen aus der Studierstube; beim Poeten etwas ungebundener, beim Historiker etwas vorsichtiger, behutsamer, pedantischer.

* * *

Was ist Geschichte? — David Hume sagt: Das, wovon man annimmt, glaubt, sich einbildet, daß es geschehen sei. Wahrheit an der Geschichte, im ernsten, strengen Sinne Wahrheit ist eben nur eine trockene Tabelle von Namen und Zahlen; alles Plus, was teils der Geschichtsschreiber, teils sein Leser hinzuthut, also das eigentliche Fleisch und Blut um jenes elende Skelett, das menschlich Anmutende, Interessante zwischen jenen Namen und Zahlen, die concreten Gestaltungen, Stimmungs- und Situationsbilder, 2c. — ist Phantasie, nicht Wahrheit.

Rousseau erklärt, die Kunst des Geschichtsschreibers sei „die Kunst, unter mehreren Lügen die wahrscheinlichste auszuwählen“. Das geht wohl zu weit. Aber etwas Richtiges ist daran.

* * *

Im September 1792 schrieb der Moniteur: „Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n’en sor-

tiront pas." Heute kräht der Hahn noch lauter: „Les Prussiens pourront venir jusqu'à Paris, mais ils n'entreront pas." Glücklicher Weise darf man wohl ohne großen Fehler den Ansatz machen: das Preußen von heute verhält sich zu dem von 1792 umgekehrt wie die heutige République Française zur damaligen. Was ist diese heutige Republik für eine erbärmliche Caricatur der alten! Damals die echten, ehrlichen Mordgesellen, die braven Septembriseurs; heute die jämmerlichen Maulhelden. Damals Guillotine und Consequenz, heute weder Dies noch Das. Jene köpften resolut ihren König, diese lassen sich zwanzig Jahre lang von ihrem Cäsar nasführen und maßregeln; der Preuße muß kommen und ihn abfangen. Man vergleiche den Gecken Rochefort mit Robespierre, und Gambetta mit Carnot! Carnot hatte sich den Namen verdient: „l'organisateur de la victoire", Gambetta heißt: „l'organisateur de la défaite".

* * *

Engländer und Italiener lassen uns unseren Namen; jenen sind wir German, diesen Tedeschi. Der Franzos nennt uns Allemands; also fälschlich pars pro toto. Was zeigt sich hierin? Ignoranz und Arroganz. Auch das ein Symptom!

* * *

Die Eventualität einer Cernierung und Belagerung von Paris erschien wohl, bevor durch Thatsachen ihre Möglichkeit erwiesen war, bei Freund und Feind als ein abenteuerliches, unausführbares Unternehmen. In dieser, wie in so mancher Hinsicht hat der Krieg alle Voraussetzungen

widerlegt. So bekam ich neulich durch günstigen Zufall die Revue Contemporaine vom 15. August. Darin steht ein von Léonce Dupont unterzeichneter Aufsatz, ein treues Abbild der furchtbaren Überraschung und Enttäuschung nach Weißenburg, Wörth und Saarbrücken. Es wird berichtet, wie man damals sofort Hals über Kopf alle Vorbereitungen für eine etwaige Belagerung der Stadt traf: „On arme les forts avec les canons de la marine; on couche des pièces de siége dans le gazon des glacis. Des milliers de travailleurs pris dans tous les métiers s'emploient à ce labeur patriotique. De leur côté les autorités municipales se munissent d'approvisionnements, afin que Paris, dont la consommation est exclusive, ne soit point livré à une de ces famines cruelles qui sont toujours le meilleur auxiliaire des assiégeants."

Aber alle diese Vorbereitungen hält der Verfasser des Artikels für unnütz und überflüssig. Man muß ihm hierin glauben, obwohl im Allgemeinen bei einem Franzosen nie sicher zu unterscheiden ist, was er selbst für wahr hält, was er Anderen vorflunkern möchte. Es heißt: Nous ne mettons point le siège de Paris dans le programme de nos malheurs. L'étendue même de la ville et son interminable contour est un préservatif contre toute tentative de ce genre. Nous aimons à croire que, lorsqu'elle arriverait devant Paris pour le cerner, l'armée allemande ne serait assez nombreuse ni assez vaillante (sic!). En 1814 et en 1815, quand ils ont pénétré chez nous, les Prussiens n'é-

taient point seuls; ils avaient avec eux l'Europe tout entière. Cette fois, l'Europe, si elle intervenait, les arrêterait dans leur marche victorieuse.

Übrigens verbittet er sich die Einmischung Europas. Frankreich soll mit Preußen sein Duell allein ausfechten. — Stolzer Spanier!

* * *

Später werden uns Strategen von Beruf die Belagerung von Paris erklären. Sie erscheint auf den ersten Blick als ein Rätsel. Denn bisher war es, soviel ich weiß, allgemeines Axiom, daß der Belagerer dem Belagerten an Zahl mindestens gleich, ja um ein Erkleckliches überlegen sein müsse. Vor ein paar Monaten erinnere ich mich, im Siècle eine Belagerung von Paris etwa der Quadratur des Cirkels gleichgestellt gesehen zu haben; denn es würden dazu ungefähr eine Million Cernierungstruppen nötig sein. Nun liegen wir aber schon über acht Wochen mit 200,000 Mann um die ganze, ungeheure Linie der Forts herum; drinnen dagegen sind, wie man von feindlicher Seite selbst behauptet, auf engerem Raum 500,000 Bewaffnete (von denen allerdings etwa nur 180,000 an Linientruppen und Mobilgarden zum Kampf in offenem Feld tauglich sein dürften). Welches Mißverhältnis! Wie konnte man es wagen, den ungeheuren Cernierungsring mit so wenig Kräften zu ziehen? Wie konnte man hoffen, daß er undurchdringlich sein werde? Und er ist es thatsächlich bis jetzt gewesen. — Detaillierte Antwort hierauf besitze ich nicht. Auch — ist noch nicht aller Tage Abend. Nur Dreierlei scheint

mir schon jetzt als wesentlicher Erklärungsgrund einzuleuchten. Erstens nämlich gehört zu jedem Gefecht, wie z. B. dem Ausfall und Durchbruchsversuch einer belagerten Truppe, vor Allem eine Gefechtsaufstellung. In diese zu rücken kostet aber Raum und Zeit. Nun haben die zum Gefecht in offenem Feld verwendbaren Verteidiger von Paris in beiden Beziehungen eigentlich keinen Vorteil vor uns. Denn was den Raum anbelangt, so ist bei unserer engen Cernierung zwischen der Linie unserer Vorpostendörfer (wie le Bourget, Dugny, Stains, Pierrefitte, Montmagny 2c. 2c.) und der feindlichen Stellung nicht genug Platz zur Entfaltung bedeutender Massen. Der Feind ist von uns eingezwängt, und um die zu einer großen Schlacht nötigen Truppenmassen zu entfalten, müßte er uns schon eine ganze Anzahl unserer Vorpostendörfer genommen haben. Erst dann wäre der nötige Spielraum da. Wollte er ohne das auf dem verhältnismäßig schmalen Terrainstreifen zwischen der Linie der Forts und unserer Belagerungslinie große Massen anhäufen, so wäre das bloß unbehilfliches Kanonenfutter für unsere allezeit prompte Feldartillerie und das Schnellfeuer unserer hinter Mauern, Barrikaden und in Schützengräben gedeckt liegenden Infanterie. Also der Spielraum fehlt. Und was die Zeit betrifft, so ist es sehr fraglich, ob wir in unseren zerstreuten Stellungen zur Concentration auf einem bedrohten Punkt mehr oder weniger Zeit brauchen, als der Feind zum Debouchieren aus seiner engen, concentrierten, zusammengehäuften Stellung drinnen, zur Entfaltung seiner Streitkräfte. Folglich ist in dieser ersten, räumlich-zeitlichen, sozusagen rein mathematischen Beziehung vielleicht auf keiner Seite ein Vorteil. Zweitens sind wir bei einem

Ausfall die Angegriffenen und in gedeckter Stellung, also im Vorteil, wenn auch bei plötzlichem, überraschendem Ansturm vor der bedeutenden Überzahl ein Dorf unserer vordersten Linien geräumt werden muß (wie das z. B. mit dem nachher wiedergenommenen le Bourget geschah). Unsere Taktiker werden in dem sehr coupierten, also günstigen Terrain auf fast allen Seiten rings um die Stadt für Infanterie und Feldbatterien ohne Zweifel die vortrefflichsten Verteidigungspositionen gefunden und noch möglichst befestigt haben. Bei Montmagny ist z. B. unsere Stellung vorzüglich, und von den dominierenden Höhen von Montmorency unsere Feldartillerie für einen sich entfaltenden und anrückenden Feind vernichtend. Auf den südlichen Höhen von Clamart 2c. wird unsere Situation noch günstiger sein. Drittens: die Zuverlässigkeit, Pflichttreue und Intelligenz unserer Leute, die Wachsamkeit und Combinationsgabe unserer Observatoren steht wohl der des Feindes mindestens gleich. Was will man mehr?

Das klingt Alles höchst einfach, plausibel und selbstverständlich. Es war eben das Ei des Columbus. Und dann — Audacem fortuna adjuvat!

Der Generalstabsbericht wird Weiteres später aufweisen.

* * *

Es gab eine Zeit, da wurde Frankreich bei uns bewundert und nachgeahmt; das war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; man denke nur an Friedrich den Großen oder Wieland. Die Franzosen waren damals unsere litterarischen Vorbilder. Wieder gab es eine Zeit, da wurde mit Frankreich geliebäugelt, coquettiert und sympathisiert; das

war im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, in der Periode der Julirevolution und des jungen Deutschland. Damals waren die Franzosen unser politisches Vorbild. In beiderlei Beziehung haben wir diesem geistreichen Volk bedeutende Anregungen zu verdanken. In beiderlei Rücksicht ist ihm jedoch durch England bei uns der Rang streitig gemacht, wenn nicht abgelaufen worden. Kommt Frankreich nach diesem Kriege erst wieder zur Vernunft und Besinnung, so bricht hoffentlich eine Zeit an, wo man sich gegenseitig versteht, achtet und schätzt. Doch ist das noch fraglich. Vielleicht sind die Franzosen bei jenem fortschreitenden Versumpfungs- und Degenerationsprozeß angelangt, der manche andere romanische Nation ergriffen und von der Bühne der Welt entfernt hat. Dann wäre unsere Wagschale im Steigen, und es käme eine Zeit der Verachtung.

* * *

Man vermißt in Frankreich so sehr das Gemütliche, den Ton der Herzlichkeit, sei's auch aus rauher Kehle. Alles ist stolz, selbstzufrieden, aalglatt; und mit ihrer sonoren Stimme, in ihrer abgeschliffenen, präcisen, scharf accentuierten, allzeit fertigen Weltsprache wissen diese Leute nur entweder zu prahlen oder zu zanken, oder stereotype Galanterieen zu sagen, oder zu lamentieren.

Wie fremdartig sahen uns die französischen Dörfer in Lothringen und der Champagne aus! Welcher Gegensatz zu den deutschen Dörfern! Man gehe nach Westfalen, an den Rhein oder nach Schwaben; nach Thüringen, Sachsen oder nach Pommern. Überall bei uns, trotz so mancher provinziellen Verschiedenheit in Landschaft, Bodenbeschaffenheit, Bauart 2c.,

überall breitet sich ein Hauch des gemütlichen Behagens über die ländliche Ansiedelung; aus grünen Büschen lauscht der Kirchturm traulich hervor, lebendige Hecken fassen das Gärtchen ein, worin Kinder und Katzen spielen. Und dagegen diese französischen Dörfer! Alles von Stein; flache Dächer, baumlos, trocken, inmitten schattenloser Weinberge, die mit Steinmauern ein- und abgeschlossen sind. Keine Obstbäume, sondern luxuriöses Spalierobst an den heißen Mauern. Und wenn man mit den Einwohnern in Berührung kommt, entweder trockenes Schweigen und düstere Blicke, oder zungenfertiges Geplapper, begleitet von nervöser Gesticulation. —

Und doch wird man auch wieder von manchem kleinen Zuge uneigennütziger Gefälligkeit, humaner Dienstwilligkeit überrascht und erfreut; fühlt sich angenehm enttäuscht, versöhnt und angeheimelt, indem auch beim fanatischen Feinde der allgemein menschliche Verwandtschaftssinn zum Durchbruch kommt. Wenn wir so auf langen, anstrengenden Märschen Dorf um Dorf rastlos passierten, in Schweiß gebadet; die trockene, von brennendem Durst gepeinigte Zunge am erhitzten Gaumen klebte; kein Tropfen mehr in der Feldflasche war, während doch Niemand aus den vorwärts eilenden Gliedern des Bataillons austreten durfte, um Wasser zu holen, da rief man wohl den gaffend an der Straße stehenden Dorfbewohnern mit bittender Geberde zu: „de l'au! de l'eau!“ Und immer fanden sich mitleidige Seelen, die zum Brunnen eilten und dem durstenden Prussien den kühlen Trunk in eiligem Laufe nachbrachten; und der Gelabte dankte mit herzlichem Kopfnicken oder „Merci bien!“ — Das war doch schön! —

Besonders heimisch fühlte ich mich einst in einem kleinen Bergnest des Argonner Waldes. Es heißt Osches und liegt nahe bei Verdun. Diese Festung war damals noch in den Händen des Feindes, weshalb wir aus Vorsicht eine kleine Postenlinie ausstellten. Bei starkem Regen waren wir von St. Mihiel über Souilly hier herauf marschiert. Ich war mit einem Fähndrich und zwei Gemeinen beim Maire einquartiert, einem intelligenten und wohlwollenden Mann mit Frau und zwei kleinen Kindern. Müd und durchnäßt saßen wir am lodernden Kamin. Die Kinderchen waren so zuthunlich und lieb. Sie unterhielten sich so freundlich, lachten herzlich über die drolligen Späße des einen Füsiliers, holten auch ihr Kätzchen herein. Und die Eltern freuten sich. Das war so gar gemütlich da droben in der kleinen Familienstube in dem einsamen Gebirgsnest bei strömendem Regen. — — Menschheit! Menschheit! Warum hassest und bekriegst du dich? Wie gut könntest du's haben, wenn du das Gebot der Liebe befolgtest, das dir Christus als einziges gegeben hat!

* * *

Wie Mancher hat doch Pulver gerochen, ohne es erfunden zu haben. Wenn man die Bravaden gewisser junger Herrchen mit anhört, denen der Krieg als Metier, nicht als notwendiges Übel erscheint, und die sich für große Helden halten, weil eine Granate um ein Haar ihren Spatzenschädel mitgenommen hätte, man müßte verzweifeln, wenn man nicht lächeln müßte.

* * *

Wer ein Herz für die Sache der Menschheit hat, der denkt über das heutige Nationalitätsprincip hinaus, welches ja freilich eine Staffel auf dem steilen Weg zum Ziele ist. Dies Princip war ein gewaltiger Fortschritt über das dynastische hinaus, sowie das dynastische ein Fortschritt über den Feudalismus hinaus war. Am Ende muß aber doch das Nationalitätsprincip dem kosmopolitischen Platz machen. Das liebe, heil'ge, röm'sche Reich — (Gott hab' es selig!) — mit seinem Faustrecht und dem gräulichen Unfug ritterlicher Privatfehden hat dem wackeren Bundestag mit seinen wohlweisen Austrägalgerichten Platz gemacht. Was Deutschland durchgemacht hat, muß die Menschheit auch noch durchmachen. In der That darf man nicht daran verzweifeln, daß die politische Asymptote der Weltgeschichte doch der ewige Friede ist. Zwar werden uns weder Elihu Burritts Ölblätter, noch Cobdens Theorie der moralischen Eroberungen, noch der Genfer Friedenscongreß weit fördern, dessen guter Präsident Garibaldi jetzt eifrig bemüht ist, diesen Krieg in die Länge zu ziehen. Aber es gibt reale Mächte, die zu jenem Ziele hindrängen. Wenn nicht aus Moralität, so doch aus Klugheit, wenn nicht vom Gewissen getrieben, dann vom Eigennutz muß die Menschheit einmal das barbarische Ausgleichungsmittel des Krieges abschaffen. Möchten immerhin der Jammer, das Blut und die Thränen so vieler Tausende, ja Hunderttausende hartherzig ignoriert oder vom eitlen Glanze des Ruhmes überstrahlt werden, so denke man doch an die Masse von Capital, Credit und Arbeitskräften, die jeder Krieg verschlingt und zerstört. Sollten die Menschen nicht endlich einmal zu klug werden, um Krieg anzufangen? In

diesem Falle hätte ich nichts dagegen einzuwenden, daß der Zweck die Mittel heiligt.

* * *

Ich habe eine Reihe politischer Epigramme abgefaßt. Einige davon mögen hier mitgeteilt werden.

An Victor Hugo.

Heilig nennst du Paris? Ei, welch ein gefährliches Omen!
*Ἴλιος ἱρή**) — sie fiel; Roma, Jerusalem auch.

Gambetta.

Vitrix causa diis placuit, sed victa Catoni.
Schießt ihr den letzten mir todt, schiff' ich nach England mich ein.

Ranke und Thiers.**)

„Sagen Sie, werter Collega, mit wem führt Preußen den Krieg jetzt?"
Frug Herrn Ranke Thiers. „„Heute? Mit Louis quatorze.""

Moltke.

Reden ist Silber und Schweigen ist Gold. Was aber ist Denken?
Denkend Handeln? Das ist — Freunde, — das ist Diamant.

---

*) Das heilige Troja.

**) Dies Bonmot soll nach Zeitungsberichten echt sein. Auf seiner europäischen Supplikantenrundreise kam Herr Thiers auch nach Wien und stieg dort in demselben Gasthof ab, wo L. v. Ranke, der sich archivarischer Studien halber in der Donaustadt aufhielt, schon wohnte. Der französische Historiker stellte sich dem deutschen vor, und obige Worte wurden von ihnen gewechselt.

Bismarck.

Ja, wir irrten uns alle! Da schafft der märkische Junker
Wirklich mit Eisen und Blut, was wir besungen, beturnt.

Das einige Deutschland.

Was ihr Väter geträumt, wir Söhne schauen's leibhaftig.
Land der Gesinnung, du wirst endlich zum Lande der That!

König Wilhelm.

Greiser, ehrwürdiger Held, Dich hat der Cäsar beleidigt,
Uns die Nation. Zum Dank holen wir Kaiser und Reich.

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Groslay, den 29. November.

Es hat etwas gegeben! Vielleicht liegt die Peripetie hinter uns; vielleicht war Das der große Ausfall, der uns schon lange, schon seit Abbruch der Thiers'schen Verhandlungen versprochen ist. Doch ich will ruhig erzählen.

Von gestern Abend bis heute sind wir in Montmagny auf Vorposten gewesen, und zwar auf dem Berge links in einer seltsamen unterirdischen Baracke wie Troglodyten zusammengekauert und eingepfercht. Wir hatten angenehme Gesellschaft. Ein sehr netter, feiner, gebildeter Oberjäger, der nebst seiner Jägerpatrouille in unserem dunklen Souterrain mit Platz genommen hatte, gab allerlei Jagd- und Wilddiebsabenteuer, sowie die interessante Beschreibung der

Lebensweise mancher Tiere des Waldes, Feldes und Wassers zum Besten. Auch lieferten die Zeitungen reichlichen Unterhaltungsstoff. Die Nacht über schlief ich fest, in meine dicke wollene Decke ganz eingewickelt, am Boden. Morgens kam Jemand von draußen herein mit der Nachricht, heftiges Geschützfeuer in der Entfernung sei im Gang. Wir eilten hinaus auf den freien schönen Aussichtspunkt am Bombenhäuschen und horchten auf. Es war eine furchtbare Kanonade gegen Süden die (wohl nur in Folge der sich ändernden Windrichtung) näher zu kommen schien; jenes ununterbrochen donnernde Rollen, worin die einzelnen Schüsse ununterscheidbar verschmelzen; von Metz und Sedan her den Unserigen wohl bekannt. Da man es sich nicht zu deuten wußte und mir ein längst erhoffter Brief von der Feldpost eingehändigt ward, stieg ich wieder in die Höhle hinunter. Bei wiederholtem Herauskommen und Lauschen hatte der Kanonendonner nicht abgenommen, bis er endlich Nachmittags allmählich verstummte. Wir stimmten darin überein, daß wohl Trochu, mehr der Ostentation und Etiquette halber, als mit ernstlicher Absicht, gleichsam um mit Anstand die Flagge streichen und in heroischer Positur capitulieren zu können, eine Ausfallskomödie veranstaltet habe. In dieser tröstlichen Hoffnung marschierten wir heimwärts.

30. November.

Die ganze Hölle scheint losgelassen! Das saust und heult durch die Luft, das kracht und platzt Schlag auf Schlag hier und da und dort, ringsum. Die Erde bebt unter fortwährenden Explosionen. Sämmtliche Forts und Schanzen feuern wie toll und rasend. Wenn man auf die

Höhe steigt, so sieht man alle Befestigungen in weiße Rauchwolken gehüllt, aus denen unaufhörlich gelbrote Blitze hervorzucken. Die Granaten schlagen überall ein. Hier um Groslay hat man allein ein paar Hundert gezählt. Und in den Intervallen hört man auf Vorposten nah und fern das Kleingewehrfeuer knattern. Gleich frühmorgens, als uns der infernalische Lärm unsanft aufgeweckt und hinausgelockt hatte, brachten Mehrere freudestrahlend die Nachricht, unser Bombardement habe begonnen. Lebhaft und freudigst erregt, daß dem Feinde nun endlich heimgezahlt werde, sah man sich von hohen Punkten mit Ferngläsern um. Aber es war wieder nichts! Zugleich blieb bei uns Alles in Ruhe; kein Allarm; kein besonderer Befehl; die gewohnte Tagesordnung nur unter ungewöhnlich lauter Begleitung. —

Abends ist's wieder still geworden. Auch hat bei uns das Geschieße nicht viel Schaden verursacht. Eine Granate schlug unter anderem durch das Haus, worin unsere Regimentsmusik liegt, als diese gerade mit der Einübung eines neuen Marsches beschäftigt war. Das durch beide Wände brechende Ungetüm zerriß gewaltsam die Melodie.

Was soll das bedeuten? Kein Mensch hat eine Antwort.

Vom 3. bis 9. December.

Wieder ein neuer Monat! Wo werden wir Weihnachten feiern?

Die Kanonade vom 30ten rührte von einem mehrfachen Ausfall gegen die Maasarmee her. Auf einer ziemlich langen Linie, die ganze Ost- und Nordostfront entlang, ist gekämpft worden. Namentlich waren die Württemberger und Sachsen engagiert. Die gegen Stains anrückenden

Bataillone ließ man nahe herankommen und trieb sie mit einigen Salven und Schnellfeuer zurück, wofür sich der Feind mit einem gewaltigen Geschoßhagel aus schwerem Geschütz rächte. In Epinay soll er eingedrungen und vom 4. Armeecorps wieder hinausgetrieben sein. Im Ganzen war der Ausfall der Affaire für uns günstig, wenn auch Württemberger und Sachsen ein paar vorgeschobene Positionen aufgeben mußten.

Mittlerweile habe ich die schlimmste Nacht vor Paris erlebt; es war die vom 1ten zum 2ten. Mit Beginn dieses Monats ist nämlich die härteste Winterkälte hereingebrochen, ungewöhnlich hart in diesem Himmelsstrich. Am 1ten blies ein ganz eisiger Nordostwind; der Schnee, der Berg und Thal bedeckt, knirschte hartgefroren unter dem Fußtritt; die Baumzweige waren mit weißen Krystallen zierlich überzuckert; Rauhreif. Da wir nun gerade an diesem eiskalten Tage wieder vor sollten, so zog ich mir unter der Uniform zwei wollene Hemden und zwei Unterhosen an. Für die Posten wurden ungeheuere Schafpelzmäntel mitgenommen. Wir bezogen die Feldwache Nr. 3 in einer höchst dürftigen Baracke, die, an den Verhau und Schützengraben am Bergabhang gelehnt, leider gerade gegen Norden hin fast ganz offen steht. Als wir Abends am Bestimmungsort angelangt waren, führte ich, während die Mehrzahl der Mannschaft ihre Gewehre zusammensetzte und in der Baracke Platz nahm, sogleich eine nach Villetaneuse bestimmte Patrouille fort. Die Nacht war eisigkalt und mondhell (erstes Viertel); auf der glänzenden Schneefläche konnte man weit sehen. Aus unserem Schützengraben und der bereiften, gefrorenen Hecke trat ich mit meinen Leuten hinaus auf's freie, helle Schnee-

feld, gieng mit ihnen an der Hecke hinunter bis zur Landstraße, auf der wir uns dann vorsichtig, zwei rechts, zwei links, an das feindliche Dorf heranschlichen. Viel hätte die Vorsicht freilich bei diesem Abenteuer nicht genützt, wenn die vordersten Häuser besetzt gewesen wären; denn auf dem mondhellen Schneepfad mußten unsere dunklen Gestalten ein vortreffliches Zielobject sein. Unbehelligt kamen wir an's Dorf und sahen in die ersten Gebäude hinein. Alles öde, still und dunkel; kein Laut, keine Regung. Nur trieb sich an der Barrikade etwas Zweifelhaftes herum, was wir als Hund erkannten. Der Franzose lag hinten im Schloß und wärmte sich am Feuer. Mit dieser Gewißheit führte ich meine Leute zurück, an unserer Postenlinie entlang bis zur rechten Flügelfeldwache, und dann zu unserer Stellung zurück. Der kalte Wind war eisig, mein Bart steif gefroren. In Mantel und Decke bis über die Ohren eingehüllt, suchte ich mir in der dunklen Baracke einen Platz zum Schlafen. Aber vergeblich! Wo ich auch zwischen den Gliedern der Schläfer herumtastete, nirgends war ein leeres Fleckchen aufzufinden. Notgedrungen nahm ich, ziemlich im Freien, auf einem Stuhle Platz, zündete ein Stümpfchen Talglicht an und las Zeitungen, wobei mir die steifen Hände vor Frost zitterten, die Ohren schmerzten, und die eisig kalten Füße fortwährend bewegt sein wollten. Ich saß so recht mitten im Nordostwind. Wie tief der Thermometer gestanden haben mag, weiß ich nicht; aber mir kam es so vor, als hätte ich bis dahin noch nie die Empfindung des Frostschauers gekannt. Feuer durfte heute hier nicht angezündet werden. Einzuschlafen vermochte ich trotz der Müdigkeit nicht, teils wegen der sitzenden Stellung, teils wegen der furchtbaren

Kälte. Den Posten vor Gewehr nachzuahmen, der immerwährend im Trab hin und her lief, war ich zu matt. Ein Däne schien mir beneidenswert, der, mit der Cognacflasche im Arm, auf dem Schnee hingestreckt wie ein Bär schnarchte. Uud so saß ich denn die endlos lange, eisige Winternacht hindurch, buchstäblich vor Frost am ganzen Leibe zitternd, ohne ein Auge zuzuthun, unter dem funkelnden Sternenhimmel und rauchte eine Cigarre nach der andern. Zeitlebens werde ich an diese Nacht denken, die mir den lebhaftesten Begriff von den Freuden einer eingefrorenen Polarexpedition gegeben hat! — Puh! — Als der Morgen endlich graute, wurden etliche kleine Eisenöfen aus dem Dorfe herbeigeschafft, die, bis zum Rotglühen erhitzt, der sich darum drängenden Schar Wärme zustrahlten. Zugleich begann aber mit Tagesanbruch wieder eine ganz fürchterliche Kanonade. Sie dauerte ohne Unterbrechung bis Nachmittags 3 Uhr fort. Wie man hört, haben an diesem Tage die Württemberger und Sachsen sich die geräumten Dörfer wiedergeholt. Ein Analogon zu le Bourget.

Alle Tage Frost, Nebel und Schnee. Mich plagt heftiger Rheumatismus in den Knieen und ein unsterblicher Schnupfen. Man erwärmt sich mit steifem Grog.

Am 4ten gab's eine kleine Expedition. Das Bataillon marschierte morgens nach St. Brice hinüber, während die dortige Besatzung sich weiter östlich zog. Die Ursache dieser Linksschiebung lag am Tage. Man hatte, in Erwartung eines erneuten Ausfalls im Südosten, an der Marne erheblichere Streitkräfte concentriert und deshalb unser Gardecorps auf eine längere Strecke dünn auseinandergezogen. Abends bezogen wir die Vorposten in Pierrefitte. Dort

diente unserer Feldwache ein Stall als Obdach, ein paar hundert Schritte von den feindlichen Posten am Eisenbahndamm. Am Feuer unter Dach und Fach konnte man sich behaglich wärmen. Hinten im Garten ragte aus frisch aufgeworfenem, gefrorenem Hügel ein rohes Grabkreuz für zwei kürzlich erschossene Soldaten. Die französischen Posten sah man auf der Schneefläche frierend hin und wieder laufen. — Durch die letzte Kanonade ist Pierrefitte schrecklich demoliert. Die schönen, eleganten Villen in den hübschen Parks schauerlich durchlöchert und zerrissen. Abgeschlagene Baumäste liegen im Schnee herum. Besonders dauerte mich das vordem allerliebste Palais eines hier ansässigen englischen Kunstfreundes, welches außer einer fashionablen, gewählten Goldschnittbibliothek viel wertvolle Gemälde enthielt. Ein prächtiges Madonnenbild italienischer Abkunft war von einem Sprenggeschoß mitten durch die Brust gebohrt und elend zerfetzt. Traurige Ruinen! Auch durch das Dach unseres Feldwachtasyls waren mehrere Granaten gegangen; die Splitter und Scherben lagen am Boden umher.

Am 5ten Abends marschierten wir wieder nach St. Brice, und von da in unser altes Standquartier Groslay zurück. Der erwartete Ausfall ist unterblieben. Unsere hiesigen Quartiere hatten wärend unserer eintägigen Abwesenheit unerbetene Gäste gesehen. Die mit uns in Groslay cantonnierende Feldartillerie hatte sie recognosciert und allerlei Brauchbares (wie Matratzen, Kochtöpfe, Messer und Gabeln, Wein, Holz, Spiegel, Stühle und Tische 2c.) entführt. Durch angestellte Recherchen konnte natürlich bei Weitem nicht Alles wiederentdeckt und reclamiert werden, und so sieht's denn zu Hause etwas kahler aus als vorher.

Das Wetter ist fortwährend frostig und neblig. Den ganzen Tag über muß man ungeheure Holzknüppel, wahre Kloben und Blöcke, den Flammen des Kamins überantworten, ohne daß es eine behagliche Temperatur im Zimmer geben will. Und in der Nacht habe ich, obwohl in zwei Hemden und fast ganz angekleidet, unter Decke und Mantel tüchtig gefroren, während die Kanonade draußen mit geringer Feuerpause fortdauert.

Vom 7ten zum 8ten waren wir wieder in Montmagny, rechts im Repli. Wohlgeborgen von dem schützenden Obdach wurde Skat gespielt. Gegen die Kälte war genügender Schutz. Es fehlte, da wir im Hause eines Tischlers lagen, nicht an viel gutem, trockenem Nutzholz für die allzeit lodernde Flamme. Draußen auf der Straße unterhielt sich eine muntere Schar von Füsilieren, in zwei Parteien geteilt, mit einer kleinen Schneeballschlacht, während die gröberen Bälle der feindlichen Artillerie größere Bogen hoch darüber beschrieben. In der Nacht hatten unsere Posten drüben von der Stadt herüber das Mitrailleusengeknarr gehört; auch verworrenes Geschrei von Weibern und Kindern in weiter Ferne wollte man vernommen haben. Sollte etwa eine neue Revolte, ein Hunger- und Kälteaufruhr ausgebrochen sein?

Wir erhalten die Nachricht von dem Siege Manteuffels bei Amiens und von der Niederwerfung der Loire-Armee durch Friedrich Karl. Orleans ist genommen. Das muß entscheiden!

*　*　*

Indem nun hiermit jede Hoffnung der Pariser auf Entsatz, die allerdings eine Zeit lang nicht ohne zureichenden Grund gestattet gewesen war, definitiv zerstört schien, glaubten wir den Anfang des Endes gekommen. Ohne beträchtlichen Succurs von außen war ja doch für die Belagerten keine Aussicht auf Erfolg, da, wie schon so manche Affaire bewies, unser Ring für die Pariser Streitmacht undurchdringlich blieb. Um so größer ward unsere Erbitterung über die Faiseurs dieser wahnwitzigen Verteidigung, als sie, weit entfernt von vernünftigem Einlenken, ihre völlig verunglückten Durchbruchsversuche in Proclamationen voll des hohlsten, verlogensten Pathos für „Siege“ auszugeben sich entblödeten. Der Unwille und Grimm über diese vollkommen unnütze und durch das Mittel frecher Lüge allein ermöglichte Verlängerung unserer Mühsale und der bei dem harten Winterfrost doppelt aufreibenden permanenten Kampfbereitschaft machte sich in den heftigsten Verwünschungen gegen Gambetta, Trochu und ihre Spießgesellen Luft. Sagten uns doch Deserteurs, daß man schließlich auch bei ihnen der Sache recht herzlich satt sei. Und sollten doch die französischen Linienoffiziere in einem Anfall von bitterem, sarkastischen Humor die alte Redensart „Travailler pour le roi de Prusse“ zeitgemäß umgewandelt haben in „Travailler pour la canaille de Paris“.

In diesem Mißmut ahnten wir nicht, wie nah' uns eine gründliche Abwechslung bevorstand.

Siebzehntes Kapitel.

Die Walkyren.

Eine Vision.

Gewonnen die Schlacht;
Verstummt nun endlich
Der tosende Kampflärm.
Heimwärts zieh'n nach heißem Ringen
Die müden Streiter
Mit ernstem Gesang.
Im Nachtwind flattern die siegesstolzen
Zerfetzten Fahnen.

Über die blutgetränkte Wahlstatt
Blickt noch einmal die scheidende Sonne,
Schmerzgerötet,
Das weinende Mutterauge der Welt
Mit goldnen, thränenfeuchten Wimpern.
Und es trifft ihr Scheideblick
Voll unaussprechlicher Wehmut
Auf die bleichen Wangen todter Helden
Und auf stöhnend Sterbende.
Nun dunkelt's; es schließt sich das Auge der Welt.
Noch ein leises Ächzen; dann Grabesstille.

Jetzt kommt die Nacht
Langsam und feierlich
Im schwarzen Trauergewand geschritten;
Sie neigt sich und breitet mit sorgender Hand
Die weißen Nebel, den Leichenschleier
Über das blutige Mordgefild,
Über die blassen Leichen.
Und die Winde erbrausen und singen
In wildem Chor
Ein jammerndes Klagelied
Voll tiefen, ungeheuren Schmerzes:

„Todt! Todt!
Für immer dahin!
Aus der Blüte des Lebens blutig gerissen!
Nimmer erblickst Du die greisen Eltern,
Die Deiner harren in ferner Heimat,
Sorgengebeugt,
Kummerbleich,
Zitternden Hauptes,
Gebete murmelnd.
Nimmer umfängst Du das liebende Weib.
Sie vernimmt erstarrend die Schreckenskunde.
Und in wahnsinnigem Schmerz aufschreiend
Rauft sie das Haar
Und wirft sich verzweifelnd,
An den Göttern irre,
Über die schutzlos weinenden Kleinen. —
Zerrissen das Glück!
Zerrissen das Leben!
Todt! Todt!“

Hörst Du's? Doch sieh!
Da ballt sich's über der Fläche,
Gestaltet und regt sich,
Und aus dem dampfenden Nebelstreifen
Wachsen empor
Wunderbare Hünengestalten,
Luftgebilde,
Gewaltige Jungfrau'n, schauerlich schön,
Stolzen Hauptes,
In grauer Rüstung und wehendem Mantel,
Gefolgt von geflügelten Riesenrossen
Mit flatternden Mähnen;
Sie schreiten lautlos und geisterbleich
Mit langen Schleppen über das Schlachtfeld.
Das sind die Walkyren!

Sie neigen sich hier und neigen sich dort
Zu den blassen, blutigen Leichen nieder,
Umfassen wärmend die starren Glieder,
Küssen die marmorkalte Stirn,
Hauchen an die gebrochnen Augen
Und reden die Todten an.
Hörst Du sie sagen? Hörst Du sie singen
In längst verschollnen, uralten Lauten
Beschwörungslieder,
Zaubergewaltig?

„Auf! Auf!
Erwache! Sei munter!
Du mannlicher Held,
Du todter Sieger.
Den edelsten Tod bist Du gestorben.
Bist nun erlöst vom Erdenleben,
Da Du's verachtet.
Bist ledig der Qual und ärmlichen Sorge
Um's tägliche Brot, um nichtige Ehren.
Erwache wieder in meinen Armen
Zu wahrem Leben!
Ich führ' Dich empor zu seligen Geistern,
Die Deiner schon harren in himmlischem Raum,
Den ewig verjüngenden Labebecher
Sel'gen Vergessens
Dir darzubieten,
Von dessen Genuß Du erquickt, begeistert,
Not, Tod, Neid, Streit
Und irdische Plage
Vergessen wirst.
Erwache! Sei munter!
Auf! Auf!“

Und unter dem göttlich belebenden Hauch
Am Busen der Jungfrau
Beginnt zu schlagen das Herz des Todten;

Die verstummten Lippen
Regen sich wieder, tief aufseufzend;
Die starren, gebrochnen Todtenaugen
Sie werden lebendig
Und schauen verwundert fragend, so erdenfremd
Um sich,
Empor zu der Lebenbringerin,
Die ihn umfangen hält
An ihrem Herzen.
Sie aber hebt ihn mit Riesenstärke,
Hüllt ihn ein wie ein Kind
In des weiten Mantels schützenden Falten
Und schwingt sich auf's Roß.
Das göttlich edle Tier bäumt sich empor,
Stolz aufwiehernd und jauchzend.

Und es rauschen die Schwingen,
Und mutig schnaubend
Steigen empor in gigantischem Sprung,
In brausendem Flug die Geisterrosse
Mit ihren Reitern
Auf und davon! —
Wohin?

Sieh! Hoch im Norden lodert's feurig,
In dunkler Glut eine Strahlenkrone
Weithin über den Himmelsbogen,
Gleichwie von ungeheurem Weltbrand.
Dorthin eilen sie,
Nach Walhalla.

Achtzehntes Kapitel.
Ein Streifzug in die Picardie.

Wie so manches Epos und Drama seine Episode aufzuweisen hat, der es vielleicht nicht den geringsten Teil seines Reizes verdankt, so auch unser monatelanges Stillliegen vor Lutetia. Zwar dürfte schwer zu entscheiden sein, ob dieses militärische Patiencespiel mehr zur epischen oder zur dramatischen Gattung hingehört; oder gar vielleicht zur lyrischen. (Fast spüre ich eine paradoxe Neigung zur letzten Annahme; und mancher Leidensgefährte, der mit mir das gleiche Martyrium durchgekostet hat, wird wohl lächelnd seine Beistimmung nicht versagen.) Gleichviel! Auch wir hatten unsere Episode. Und das war eine Wohlthat!

Obgleich diese nun dem geneigten Leser bei Weitem nicht so reizend und verlockend erscheinen wird als jene klassische, die Homer dem göttlichen Dulder auf der gemütlichen Phäakeninsel bereitet hat, oder die romantische, von der wir Tassos ritterlichen Helden in den verführerischen Zaubergärten der Armida umstrickt sehen, so war sie doch für uns Acteurs — (fast hätte ich gesagt „uns göttliche Dulder“!) — eine wahre Erfrischung. Sie unterbrach die tödtlich abspannende Passivität, das wahrhaft unerträgliche Einerlei; sie regte Geist und Gemüt für einige Zeit angenehm auf durch gespannte Erwartung und vielerlei neue, interessante Eindrücke; sie gab Schwung und Elasticität, deren wir dann so benötigt sein sollten, um in dem nur zu bald wiederbeginnenden Martyrium bis an's Ende auszuharren. Eben deshalb sei es mir erlaubt, mit einiger Behaglichkeit

bei den Einzelheiten dieser kleinen Expedition zu verweilen und zunächst, unter Dispens von einer bekannten Regel der epischen Kunst, völlig ab ovo zu beginnen.

So erhöre mich denn, o Muse!

Vom 12. zum 13. December lagen wir in der unterirdischen Feldwache droben beim „Moulin de Pierrefitte“. Während draußen eine unangenehme Mischung aus Regen und Schnee vom grauen Himmel herabfiel, die sich auf dem kalten Erdboden alsbald in Glatteis verwandelte, suchten wir drinnen im Halbdunkel uns den lieben, langen Tag möglichst abzukürzen mit Essen und Trinken, Kartenspiel, Lectüre veralteter Zeitungsblätter &c. Als endlich der Abend und mit ihm die Ablösung ankam, dankte man Gott, hatte aber noch einen beschwerlichen Marsch bis in's trauliche Cantonnementsquartier Groslay. Denn der von Glatteis bedeckte Bergabhang machte rutschen und gleiten; man stützte sich auf Gewehr und Säbel wie bei einer Gletscherwanderung auf den Alpstock, und Mancher kam mit der Mutter Erde in ziemlich unsanfte Berührungen. Ermüdet und doch froh zogen wir in Groslay ein; denn uns standen der Regel nach bis zur nächsten Feldwacht drei Tage der Ruhe bevor. Nach dem Auseinandertreten, indeß die Meisten sich in ihr Quartier zum häuslichen Herd, zum Nachtessen oder sofort in Morpheus Arme begaben, nahm ich meinen zierlichen und liebenswürdigen Freund G. am Arm und führte ihn zu dem besten Marketender des Orts, der uns gegen hohe Bezahlung mit dem seltenen Leckerbissen einer gebratenen Gans und dem nicht ungewohnten Trank des Glühweins regalierte. Hernach begab ich mich in mein Quartier, warf mich satt und müde auf mein hartes Lager,

zog mir den Mantel über den Kopf und war fast momentan fest eingeschlafen.

Ich lag gerade im tiefsten, gesündesten Schlummer; da, mitten in der Nacht, wird an meine Thür gedonnert, die ich, da das Schloß fehlte, vor Schlafengehen mit Stühlen und Tischen zu verbarrikadieren pflegte. Das erstmalige Andonnern hatte mich nicht zu ermuntern vermocht. Sofort folgte ein zweites; die Thür wurde aufgedrückt und mit furchtbarem Gepolter stürzte meine Stubenbarrikade über den Haufen. Das half! Ich fuhr auf und hörte im Erwachen den lauten, hastigen Zuruf: „Halb 7 Uhr steht das Regiment marschfertig am östlichen Dorfeingang. Alles wird eingepackt und mitgenommen. Es geht fort von hier!“ — Angenehme Überraschung das! Um die wohlverdiente Nachtruhe war's gethan. Ich zündete mir schnell das Licht an, warf einen Blick auf die Uhr und — Gottlob! — es war erst zwei; also immer noch fünf Stunden bis zum Abmarsch. Gleichwohl stand ich sofort auf, um mich über Ursach, Ziel und Zweck eines so unerwarteten, plötzlichen Aufbruchs zu unterrichten, und vervollständigte schleunigst meine Toilette, was nicht viel Zeit in Anspruch nahm, da ich bei der rauhen Jahreszeit und der mangelhaften Wärmeentwicklung meines Kamins fast ganz angekleidet schlief. Auf dem Bataillonsbureau erfuhr ich, daß wir in Gemeinschaft noch anderer Truppenteile bestimmt seien, gegen eine feindliche Abteilung, bestehend aus Regulären und Franctireurs (ein versprengtes Detachement der geschlagenen französischen „Nord-Armee“), auszuziehen; es könne 14 Tage bis 3 Wochen dauern. Juchhe! Alle Verdrießlichkeit über die gestörte Nachtruhe

war verschwunden; da kam doch endlich einmal ein Intermezzo!

Mir wurden noch ein paar Feldpostpackete eingehändigt, das eine mit vorzüglichen Göttinger Würsten, das andere mit warmer, wollener Leibwäsche. Dankbar gedachte ich der Lieben in der Heimat. Freilich war damit mein Gepäck vermehrt; und da man alle seine sieben Sachen mit sich schleppen sollte, so verschenkte ich schnell einige ältere Wäsche an die beiden für mich kochenden und putzenden Füsiliere, zog zwei Unterbeinkleider und zwei Hemden übereinander an und pfropfte dann das Übrigbleibende, so gut es eben gieng, in den Tornister hinein. Ich wusch mich; es wurde Kaffee gekocht und getrunken. Und dann blieben immer noch ein paar Stunden Schlaf übrig.

Pünktlich, wie immer, zur bestimmten Zeit stand das Regiment am befohlenen Platze. Es war noch finster; das gestrige Glatteis war aufgethaut und hatte den lehmigen Erdboden in tiefen Schlamm verwandelt. In diesem bis über die Knöchel watend, marschierten wir, schwer bepackt und doch mit fröhlichem Gesang, dem Morgen entgegen, ohne zu wissen, wohin uns das Schicksal führen würde.

Wir passierten die Dörfer St. Brice, Sarzelles, Gonesse teils auf kothigem Feldweg, teils auf der gepflasterten, großen Route impériale, und machten dann auf freiem Feld, im ganz durchnäßten, aufgeweichten Ackergrund ein erstes Rendezvous oder Halt. Seltsam! Genau auf derselben Stelle wurden die Gewehrpyramiden zusammengestellt, wo wir 3 Monate vorher zum ersten Male Paris erblickt hatten. Da lag es wieder vor uns ausgebreitet, das wohlbekannte Panorama; diesmal in der Hülle eines grauen

Regen- und Nebelschleiers; dort links auf der Höhe die Forts Romainville, Noisy, Rosny, von denen ab und zu ein dumpfer Kanonenschuß herüberhallte, dann St. Denis mit seiner Kathedrale, darüber hinaus das ferne, verschwommene Häusermeer, aus dem die Kuppel des Pantheon kaum erkenntlich emporragte, weiter rechts der Montmartre mit dem Observationsturm. Mit welchen Hoffnungen waren wir damals hierhergezogen! Und wie froh, trotz des noch immer nicht errungenen Erfolgs, zogen wir jetzt wieder ab. Nur das bedauerten wir, daß nach so langem Dulden, Kämpfen und Leiden die Übergabe der stolzen Stadt, die denn doch endlich einmal erfolgen mußte, und zu der wir redlich unseren geringen Anteil beigetragen hatten, nun wohl in unserer Abwesenheit erfolgen würde. — Während man sein Frühstück aus dem Tornister und der Feldflasche genoß und ich speciell mir meine Göttinger Wurst schmecken ließ, erscholl plötzlich eine eigentümliche Musik. Zwei humoristische Mitglieder unserer Regimentskapelle waren die Urheber der sonderbaren Töne. Auf der Pickelflöte blies der Eine die Melodie, auf der Posaune der Andere die Begleitung; diese ungewöhnliche Combination des tiefsten, gewichtigsten Basses mit dem höchsten, schrillsten Discant, bei gänzlichem Mangel aller vermittelnden Zwischenstimmen, übte einen unwiderstehlichen Kitzel auf das Zwerchfell aus. Eine bezwingende Komik lag darin. Und so wurden denn die braven Musikanten von der sie dicht umdrängenden Menge mit reichlichem Gelächter und Applaus belohnt. Sie mußten ihre Märsche und Tänze wiederholen und spülten sich gern mit dem dargebotenen Cognac die trocken geblasenen Lippen und Kehlen ab. Unterdessen giengen bei der

lagernden und herumstehenden Soldatenmenge die mannigfaltigsten, zum Teil abenteuerlichsten Gerüchte über unsere Bestimmung von Mund zu Mund. Dr. H. kam lachend mit der Nachricht auf mich zu, ein afrikanischer Häuptling, genannt „der weiße Elephant“, sei im Anzug, stehe mit seiner Horde nur wenige Meilen entfernt, und nun zögen wir auf Elephantenjagd. Andere meinten, Franctireurs hätten sich sehr zahlreich in einem Eisenbahntunnel versteckt, darin sollten wir sie abfangen. Aus all dem Gewirr von Gerüchten gieng jedenfalls die allgemeine Meinung hervor, daß wir bald wieder die blauen Bohnen würden pfeifen hören; und dann erfuhr ich aus zuverlässiger Quelle, daß das Ziel unseres heutigen Marsches Dammartin sei, eine kleine, malerisch an einen bedeutenden Bergrücken gelehnte Stadt, die vier Meilen (einige dreißig Kilometer) von St. Denis entfernt liegt, und wo ein großes Proviantmagazin stationiert war. Vier Meilen mit Sack und Pack, auf schlammigem Wege, mit zwei Unterhosen und zwei Hemden auf dem Leibe, — das ist viel! Zumal nach langem Stillliegen. Beim Weitermarsch rannen uns denn auch bald die hellen Schweißtropfen vom erhitzten Angesicht; der Durst meldete sich immer zudringlicher, und nicht nur Erhitzung, Anstrengung, Ausdünstung, sondern vielleicht noch mehr der vorangegangene Genuß der salzigen Wurst und des Cognacs, sowie das fortwährende Cigarrenrauchen steigerten ihn bei mir endlich zu unerträglicher Pein. Einzelne Leute wurden nach einigen Stunden so matt und schlaff, daß sie, hinter der Colonne zurückbleibend, sich's im Chausseegraben bequem machten. Ich schleppte mich nur noch maschinenmäßig vorwärts und lechzte und schmachtete

nach einem Tropfen Wasser. Endlich wurde ein zweites Halt gemacht; leider jedoch an einer Stelle, wo weit und breit kein Wasser, kein nach gewöhnlichen Begriffen trinkbares Wasser wenigstens, zu spüren war. Cognac, überhaupt Branntwein vermag den brennenden Durst nicht zu löschen; im Gegenteil! er widerte mich an, so daß ich die mir mitleidig dargebotenen Feldflaschen zurückwies. Aber Not bricht Eisen. Wie Hunger der beste Koch, so ist Durst der beste Mundschenk. Der verschmachtende Wanderer in der glühenden Sahara schlürft mit Wollust das ekelhafte, laue Magenwasser des geschlachteten Kameels. Uns gieng's hier ähnlich. „Ἄριστον μὲν ὕδωρ!"*) dachte ich mit Pindar und trank Chausseewasser. Ein nicht minder durstiger, aber weniger ermatteter Kamerad nämlich schöpfte mit einer blechernen Tasse aus einer schmutzigen Pfütze, und ich erquickte mich an dieser widerwärtigen Flüssigkeit. Anderen gieng es ebenso. Nie im Leben hat mich ein Trunk so gelabt wie dies etwas salzige Fluidum, in welchem ich Ammoniak und Pferdeäpfel durchzuschmecken glaubte. Es erschien mir in diesem Augenblick wie göttlicher Nektar.

Der Marsch gieng weiter. Meine Stiefel, obwohl seit Wochen regelmäßig eingeölt, waren von dem sie umspülenden Wasser geborsten; dieses drang bei jedem Schritt hinein und kühlte mir angenehm die heißen, brennenden Sohlen. Endlich langten wir am Ziele an, hielten erst vor Dammartin, dann drinnen in der Stadt, plünderten die Obstgärten, soweit sich noch veraltete Birnen oder Äpfel vorfanden, aßen zu Mittag und zogen dann auf den Bahn-

*) Wasser ist das Beste.

hof, um von dort aus unverweilt per Dampf unserem unbekannten Bestimmungsort zugeführt zu werden. Denn es galt offenbar, eilig am Platze zu sein.

Wir haben unterwegs oft Gelegenheit gehabt, die wahrhaft unglaubliche Verblendung der französischen Nation zu belächeln. Schon in Dammartin, so nahe bei Paris, glaubte die sanguinische Einwohnerschaft steif und fest, wir Prussiens seien vor der Metropole auf's Haupt geschlagen und in vollem Rückzug begriffen. „A Berlin! A Berlin!“ riefen uns die Blaukittel und ihre Weiber triumphierend zu, und wir zuckten die Achsel. Kein Wunder, wenn unser Soldat auf eine solche Bevölkerung mit Ironie und Verachtung hinuntersah.

Auf dem Bahnhof in Dammartin bestiegen wir, nach Verladung der Bagage- und Sanitätskarren, und nachdem manche vor Ermattung Zurückgebliebene sich wiedergesammelt hatten, den bereitstehenden Zug; die Mannschaft dicht zusammengedrängt und sehr unbequem in Güterwagen, die Offiziere etwas bequemer in Coupés 1ter, 2ter und 3ter Klasse. Alle Eisenbahnwaggons französisch, die Locomotive nebst Führer und Heizer deutsch. Jetzt hörte ich auch mit Bestimmtheit, daß wir zunächst nach Soissons transportiert würden. Und nach langsamer, vorsichtiger Fahrt langten wir denn auch tief in der Nacht auf dem Bahnhof dieser kleinen Festung an, die, schon längst durch ein kurzes und energisches Bombardement zur Übergabe gezwungen, von einer aus Landwehrtruppen bestehenden Besatzung bewacht wurde. Wir marschierten über die dumpf tönende Zugbrücke durch den hallenden Walltunnel in die von Gaslaternen reichlich erleuchtete Stadt hinein und empfiengen

auf der Mairie unsere Quartierbillets; M. und ich mit unseren zwei Getreuen fanden sehr bald, nach einigen von Einwohnern bereitwillig beantworteten Fragen, unser Quartier, wo ich mich sofort, nachdem die Waffen ab und die Stiefel in die Ecke geworfen waren, auf eine gute Springfedermatratze hinstreckte und nach diesem so anstrengenden Tage eine ungestörte Nacht hindurch den erquickendsten Schlummer genoß.

Die menschliche Natur ist doch in einem jungen und gesunden Leibe von merkwürdiger Elasticität. Sie schnellt nach unglaublichem Druck sofort zu ihrer früheren Höhe wieder empor. Ich habe mich in diesem Kriege viel leistungsfähiger gefunden, als ich mir in der bequemen Trägheit meines gewohnten Stubenlebens gedacht hatte. So fühlte ich mich denn auch, als es der bereits hoch am Himmel stehenden Sonne gelungen war, mich aufzuwecken, gesund und wohl wie ein Fisch im Wasser. Meine Wirtsleute, ein altes Ehepaar mit einer jungen, drallen Demoiselle, die das von seinen geflüchteten Eigentümern leer zurückgelassene Haus zu bewachen hatten, bereiteten trefflichen Kaffee, erkundigten sich mit ängstlicher Neugier nach der Ursache unserer Hierherkunft und schilderten dann, — ihre Erzählung häufig mit dem gewöhnlichen Ausruf „Malheur! Grand Malheur!“ unterbrechend, — die Schrecknisse des Bombardements, wozu sie einige preußische Granatsplitter vorwiesen. Der alte Mann hatte schon das Bombardement von anno 1814 erlebt und erzählte mir, daß im Nachbarhause zwei junge Frauen und ein Kind von einer platzenden Bombe getödtet worden seien. Unterm Gespräch haftete mein Blick wiederholt auf der gegenüberstehenden Wand. Dort hieng eine

französische Karte des Kriegsschauplatzes, gedruckt in Paris in diesem Jahre. Man sah darauf von Frankreich — gar nichts, dagegen von Deutschland die ganze westliche Hälfte, inclusive Berlin. Ich wies auf diese Karte hin und sah etwas spöttisch drein. Die guten Leutchen sagten aber ganz ruhig: „das sei eben le théatre de la guerre". Sie verstanden weder meinen Spott noch ihre Karte.

Den Tag über hatten wir Ruhe; und mein erster Ausgang war eine Promenade, um die Stadt in Augenschein zu nehmen.

Soissons liegt sehr hübsch in dem von anmutigen Hügeln eingefaßten Thal der Aisne. Der von Paris herführende Schienenstrang gabelt sich hier in einen nach Reims und einen nach Laon hinführenden Eisenbahnzweig. Von den stark zerschossenen Wällen aus betrachtete ich mit Genuß die liebliche Landschaft, die mich an das Saalthal in der Gegend von Naumburg und Kösen erinnerte; dort drüben lagen die Höhen, von wo aus unsere Belagerungsbatterieen Tod und Verderben bringend herübergeblitzt hatten. Auch forschte ich vergeblich nach dem Schlachtfeld, auf dem einst Karl Martell den Aquitanier besiegt hat. Das historische Gedächtnis der großen Volksmassen ist doch sehr kurz; nur Lokalgeschichtliches haftet darin; und namentlich bei der so sehr vergeßlichen französischen Nation reicht es nicht weit zurück; im Allgemeinen etwa bis zur großen Revolution. Freilich diese Nation lebt schneller und erlebt mehr als wir; scheint doch fast zu befürchten, daß sie sich bald überlebt hat; daher eben vergißt sie leichter und lernt nichts.

Privathäuser und öffentliche Gebäude der auch im

Inneren anmutigen Stadt waren vielfach stark von unseren Granaten mitgenommen; namentlich in der Nähe der in die Umwallung geschossenen Bresche. So sah ich die unheimlich öden Ruinen des ausgebrannten Lazarets. Aus den leeren Mauern ragte noch die verkohlte Fahnenstange empor, an der ein schwarzer Fetzen im Wind flatterte, der traurige Überrest der Flagge. Stark gelitten hatte leider auch das sogenannte „Arsenal", dicht an der Bresche, ein ehemaliges Klostergebäude mit zwei herrlichen gotischen Türmen, von denen der eine sonderbarer Weise um ein Erkleckliches niedriger ist als der andere, obwohl er als dessen Pendant oder Zwilling gedacht und angelegt ist. Ich sprach darüber mit G., der dort zeichnete. Diese bizarre Höhendifferenz nebst sonstigen Anzeichen läßt darauf schließen, daß beide Türme nicht gleichzeitig erbaut worden sind. Welches aber ist der ältere? Der höhere oder der niedrigere? Ich glaube ersterer. Und weshalb baute man den anderen nicht eben so hoch? Etwa aus Geldmangel? Ich stieg in die Türme. Zertrümmerte Steinarabesken lagen dort mit preußischen Granatsplittern untermengt überall umher bis in die höchsten Etagen der schönen Spitztürme hinauf, deren feine, durchbrochene Arbeit an das Freiburger Münster gemahnt. Unten im Arsenalhof wimmelte es von Soldaten, die zwischen wohlgeschichteten Haufen französischer Kugeln neben erobertem Geschütz damit beschäftigt waren, von einer aufgefahrenen Proviantwagenburg Lebensmittel abzuladen und fortzutragen. Weniger als dies „Arsenal" war die imposante Kathedrale beschädigt. Nur einige hübsch glatt und sauber durch die festen Sandsteinquader geschlagene Löcher bemerkte ich hoch oben an der Façade. Der Schaden wird leicht auszubessern

sein. Die Kathedrale ist ein mächtiger, ernster gothischer Bau mit jenem abgestumpften Thurmpaar, das ich schon oft in Frankreich wiederkehren gesehen hatte, so an dem herrlichen Dom in Reims, dem in Toul, und vor allem an der Nôtre-Dame in Paris. Die Gothik ist bekanntlich nach neueren exact-historischen Forschungen ein französisches Product, nicht, wie Goethe in seiner liebenswürdigen Jugendschrift annahm, die specifisch „deutsche" Baukunst. Professor Lübke hat sich einmal den Spaß gemacht, im stricten Widerspruch zu den Träumen der Romantiker den paradox klingenden Satz aufzustellen: Aus dem Herüberwandern des gothischen Styls von Frankreich, seiner Geburtsstätte, nach Deutschland ersehe man, daß schon vor fünf Jahrhunderten unsere Vorfahren der französischen Mode gehorcht hätten. Und noch befremdender ist sein Versuch, die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieses angeblich deutschen Baustyls aus entsprechenden Zügen des französischen Naturells abzuleiten. Mag es nun immerhin richtig sein, daß wir diese ehrwürdige Baumode den Franzosen zu verdanken haben, wie heutzutage frivole Moden, so gestehe ich doch offen ein, daß mir die glatten, der Spitze ermangelnden Türme der französischen Gothik, im Gegensatz zu den zugespitzten Türmen deutscher Dome, unangenehm auffielen. Diese Abstumpfung, dies plötzlich oben Glattabgeschnittensein wirkt auf das Auge fatal, erscheint ihm wie eine Inconsequenz, wenn nicht Unbeharrlichkeit und Mangel an Geduld des Bauführers. Der ganze gothische Spitzenbau strebt nach oben, vom Erdboden hinauf; hier ist nun dies Streben abgebrochen, man weiß garnicht warum; er verlangt Verjüngung und Zuspitzung; hier ist das Verlangte

ohne Grund verweigert; seine Pyramidenform ist gleichzeitig eine Anticipation der Erhöhung in's Unendliche, eine künstliche Nachhülfe für eine endlose Perspective nach oben: hier fehlen dem Turm die Spitze, dem ganzen Bau die Pointe. — Die deutsche Gothik ist daher consequenter.

Mit einigen Kameraden besuchte ich mehrere der zahlreichen Cafés von Soissons. Alle wimmelten von preußischen Soldaten. Man erfreute sich dort an schlechtem Champagner und gutem Bier; letzteres war ein lang schon entbehrter Labetrunk. Mit der Wirtin des einen Locals ließ ich mich, als ich am Schenktisch bezahlte, in ein politisches Gespräch ein. Sie beklagte sich über das Bombardement, die Quartierlast, die Contributionen und Requisitionen, dann auch über unsere Annexionsgelüste. Ich sagte ihr: „Madame, c'est la guerre. Nous ne sommes pas la partie provocatrice. C'est une défense légitime, qui nous engage à venir. Enfin, nous sommes les vainqueurs!“ Sie erwiderte mit sauersüßem Lächeln: „Oui, Monsieur, vous êtes les vainqueurs jusqu'à présent. Mais — —“ Den Rest schenkte ich ihr.

Nachmittags spielte unsere Regimentsmusik öffentlich auf dem Marktplatz, der, von hohen Gebäuden umschlossen, eine sehr gute Akustik darbot. Eine zahlreiche Zuhörermenge, aus preußischen Soldaten und französischen Civilisten bunt gemischt, lauschte der vortrefflichen Aufführung verschiedener Stücke, namentlich Ouvertüren und Märsche. Als der beste Trommelvirtuos des Regiments mit einem leise beginnenden, dann immer mächtiger anwachsenden, nicht enden wollenden Solowirbel den Dessauermarsch einleitete, rief mir ein benachbarter Blousenmann mit freudig blitzenden

Augen zu: „Ah! c'est brave! c'est ravissant!“ Auch eine moralische Eroberung also! Eine ganz zündende, elektrisierende Wirkung aber sah man, als zum Schluß die Marseillaise intoniert und untadelhaft abgespielt wurde. Das ganze französische Publicum, Mann und Weib, Greis und Kind, geriet, wie mit einem Zauberstabe berührt, in Ekstase; einige waren wie vom St. Veitstanz ergriffen. Und ein paar Gamins sangen mit gellender Stimme, lebhaftester Gesticulation und einer Mimik, in der sich Feindseligkeit gegen uns und Freude über unsere Musik seltsam mischten, die racheschnaubende Strophe:

Quoi! ces cohortes étrangères
Feraient la loi dans nos foyers?
Quoi! des phalanges mercenaires
Terrasseraient nos fiers guerriers?
Tout est soldat pour vous combattre;
S'ils tombent nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux
Contre vous tout prêts à se battre! . .
Aux armes, citoyens! etc. etc.

Wie sich die Zeiten ändern! Und wie stereotype Gesinnungen hinter der Geschichte nicht mitzuhinken im Stande sind! Heute paßt das Alles so garnicht mehr.

Noch den nächsten Vormittag hatten wir in Soissons Ruhe; dann gieng's weiter nordwärts. Die Stadt war von Soldaten überfüllt. Denn nicht allein wir kamen zu der regelmäßigen Besatzung hinzu. Es war noch ein zweites Infanterieregiment eingerückt, ein posensches. Außerdem einige Husarenschwadronen und zwei Batterieen Feldartillerie. Diese ganze combinierte Brigade, unter dem Oberbefehl des Obersten meines Regiments, sollte den Feind

aufsuchen. Wir bildeten diesmal die Avantgarde, und am Mittag sollten wir abmarschieren. Ich hatte mich mit Proviant versehen, Cigarren gekauft, meine geräumige französische Feldflasche füllen lassen (diesmal, durch Erfahrung belehrt, nicht mit Cognac, sondern mit säuerlichem Rotwein, der den Durst am besten stillt); an Stelle meiner zerplatzten Privatstiefel hatte ich mir ein Par sehr bequeme Commißstiefel angezogen, nachdem vorher die Füße mit Hirschtalg wohl eingesalbt worden waren; und so konnte ich mit Gemütsruhe dem bevorstehenden Marsch entgegensehen, der übrigens nicht so weit und anstrengend war als der erste.

Mittags 12 Uhr zogen wir mit klingendem Spiel, von einer ruhigen Menschenmenge mit stummer Neugier angegafft, zum Städtchen hinaus, in dem wir gern noch etwas länger auf der Bärenhaut gelegen hätten. Aber so geht's dem Soldaten im Krieg:

Er hat auf Erden kein bleibend Quartier.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Es läßt ihm Ruhe an keinem Ort.

Wir stiegen die kahlen Höhen des nördlichen Thalrandes hinan. Unsere Husaren waren schon als Eclaireurs vorausgeritten; hinter dem Bataillon folgte der Wagenzug, dahinter Artillerie u. s. w. Oben von der Höhe noch einen Rück- und Hinabblick auf die so reizend im Wiesenthal am sich schlängelnden Aisnefluß daliegende Festung. Und dann Adieu! Das Bisherige entschwand uns, wir marschierten auf dem etwas wellenförmigen, anfangs baumlos-langweiligen Plateau schweigend, rauchend, dann und wann uns durch einen Trunk aus der Feldflasche erquickend, vorwärts. Immer auf der hie und da gepflasterten, zuweilen dann

wieder kotig-nassen Landstraße passierten wir Terny. Es kam etwas Wald. Vom Feinde nichts zu hören und zu sehen. Nachher gelangten wir an eine weite Bodenfalte, die immer enger tiefer ward und sich zu einer bewaldeten, düsteren Schlucht, einem Engpaß, zusammenzog. In diese stiegen wir hinunter. Die Schlucht mündete in ein weites, von einem Nebenflüßchen der Oise durchströmtes Thal; und schon von fern her sah man durch die Schlucht hin auf der steilen Höhe des jenseitigen Thalrandes hoch und kühn ein altes Schloß und Städtchen thronen. Dies war Coucy. — Wer erinnert sich nicht an den Castellan von Coucy, jenen sentimentalen Minnesinger, der uns durch Uhlands rührende Romanze so nahgebracht ist, der, von heißer Liebe zu der schönen, sittsam strengen Gattin seines Herrn verzehrt, in's heil'ge Land zieht und dort, die Todeswunde in der Brust, dem treuen Knappen anbefiehlt, sein Herz in goldener Urne heimzutragen.

Wie der Castellan von Coucy
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Faiel
Er zum erstenmal erblickte!

Seit demselben Augenblicke
Drang durch alle seine Lieder,
Unter allen Weisen, stets
Jener erste Herzschlag wieder. — —

Hier, an dieser romantischen Stelle der Picardie, geweiht vom Andenken des Dichters, sollten wir wieder Rast machen.

Coucy liegt gleichweit etwa von den beiden Festungen Laon und Soissons. Der Marsch war kurz, nur 17 Kilo-

meter weit. Ein Bataillon zog den Zickzackweg des schroffen Bergkegels hinan, auf dem das Städtchen, von Wall und Mauer umgeben, sehr malerisch daliegt; seine Lage ist der von Dornburg an der Saale sehr ähnlich. Hoch oben stand aber schon lange Kopf an Kopf die Einwohnerschaft auf den Wällen, um unserem Heranmarsch zuzuschauen. Mein Bataillon kam nicht hinauf, sondern marschierte weiter vor, um den Bergkegel herum; es sollte ganz und gar in Feldwachen aufgelöst eine lange Postenkette ausstellen, da man stündlich Fühlung mit dem Feind zu bekommen erwartete. Im Vorbeimarsch waren alle Blicke nach oben gerichtet; wir bewunderten die ungeheuren runden Türme des romantischen Kastells, welches mich an die gewaltigen Ruinen der Festung Neuffen auf der schwäbischen Alb erinnerte.

Schon dämmerte der Abend im Thale, als meine Compagnie in einem kleinen Gehöft am nördlichen Abhange des Schloßbergkegels Halt machte. In der Schenke dort wurden die Feldflaschen neu gefüllt und ich warf dem wunderhübschen, schwarzäugigen Schenkmädel eine Kußhand zu, worauf sie mit einem zierlichen Knix und höflichem „Merci Monsieur!“ antwortete. Nach kurzer Rast sowie nach Erteilung näherer Instructionen gieng ich mit dem Schützenzug vor bis an den Saum eines kleinen Waldabschnittes. Dort etablierten wir einige Feldwachen; Posten wurden an alle Fahr- und Fußwege gestellt, Patrouille auf Patrouille in sämmtliche umliegenden Dörfer, ziemlich weit, vorgeschickt. Sie mußten die ganze Nacht durch gehen, denn wir vermuteten, wie schon erwähnt, unseren Gegner in der Nähe. Inzwischen hatte ich auch Genaueres über letzteren in Er-

fahrung gebracht; eine feindliche Abteilung, in der Stärke von etwa 8000 Mann aller Truppengattungen, hatte vor wenigen Tagen eine unserer Feldeisenbahn- und Telegraphen-Abteilungen überrumpelt und gefangen genommen, hatte sich dann gegen die von uns besetzte Festung la Fère vorgewagt und schien, immer weiter vordringend, den von uns bereits pacificierten Teil der Picardie wieder revoltieren zu wollen. Auf sie sollten wir Jagd machen. Täglich, stündlich erwarteten wir sie; nie zeigten sie sich; immer waren sie entschlüpft. Und das erklärt sich leicht bei der Art von Volks- und Guerillakampf, in die der Krieg ausgeartet war. Durch an sich unverdächtiges Glockengeläut und nächtliche Feuerfanale wurde unser Herannahen von Ort zu Ort, über Berg und Thal vorausgemeldet. Wer am Morgen noch mit Käppi und Chassepot einherstrich, konnte am Mittag, sowie eine erhebliche Colonne von Weitem sichtbar ward, in Blouse und Civilmütze als friedlicher Bürger oder Landmann erscheinen. Und so kämpften wir gleichsam mit einem unsichtbaren Feinde, der vor und hinter uns nach Gutdünken aus dem Boden wuchs, sich vermehrte und wieder untertauchte, nur gegen eine erhebliche Minderzahl plötzlich aus dem Hinterhalt hervorbrechen oder vor der Mehrzahl spurlos verschwinden konnte, ohne daß man im Stande war, seiner habhaft zu werden. Eine ganz infame Afterart des Krieges! Sie hätte uns unheimlich werden müssen, wenn wir den Feind nicht zu gründlich verachten gelernt hätten. Solches Lumpenpack singt die Marseillaise!

Die Mannschaften meiner Feldwache lagen eng aneinander gedrängt in einem Jägerhäuschen, das sich am Waldrand im Gebüsch verbarg. Die verschlossene Thür

hatte mit Axt und Gewehrkolben erbrochen werden müssen. An der Wand des Stübchens hieng noch ein geladenes Doppelgewehr und ein Käppi von der bekannten französischen Façon. Vielleicht hatte der unbekannte Bewohner dieser Waidmannseinsiedelei noch vor Kurzem als Franctireur auf Prussiens gepürscht, während ihn jetzt der Civilanzug und die Waffenlosigkeit für uns unantastbar machen mochte.

Die Nacht vergieng ohne außerordentlichen Zwischenfall. Unsere Patrouillen kamen sämmtlich mit der Meldung „Nichts Verdächtiges!“ zurück. Sie hatten unangefochten Wald und Feld durchstreift, die Dörfer abgesucht, waren auch wohl, zur Erholung und um Erkundigungen einzuziehen, hie und da in einer Schenke eingekehrt, wo die noch spät zechende, aufgeregte Bevölkerung zwar mit Blick und Rede, nirgends aber mit der That ihren Haß kundzugeben gewagt hatte.

Nach einigen Stunden festen Schlafs in der drückenden Montur und auf hartem, mit wenig Stroh bedecktem Boden wurden wir bei Tagesanbruch abgelöst, oder vielmehr zurückbeordert. Heute marschierte das andere Infanterieregiment als Vorhut voran. Deshalb blieben uns ein paar Stunden Zeit, um uns zu waschen und mit dem stärkenden Trank heißen, schwarzen Kaffees aufzufrischen. Hernach traten wir neubelebt zum Marsche an, der in nordwestlicher Richtung auf Chauny zu gieng. Wir passierten größere und kleinere Ortschaften, in denen die Bevölkerung überall bloß stumme Neugier zeigte, dann einen beträchtlichen Wald, und langten Mittags in Chauny an. Dies ist eine nicht unansehnliche, reiche Fabrikstadt; es liegt an der Eisenbahn und dem schönen Schifffahrtscanal, der die Gewässer der

Oise mit denen der Sambre verbindet. Die Fabrikarbeiterbevölkerung, hier wie überall auffässig und krawallsüchtig, empfieng uns keineswegs mit offenen Armen. Giftigen Blicks sahen uns die Leute an, als das Regiment mit klingendem Spiel, unter den Tönen der „Wacht am Rhein", in die engen Straßen der Stadt einzog; so giftig, als ob sie die „Viehseuche erfunden hätten" (um mit Heine zu reden). Aus einem der Fenster, die mit Zuschauern aller Art besetzt waren und aus denen der blinkende Strom unserer Pickelhauben gewiß recht stattlich anzusehen war, flog sogar eine Kartoffel herunter. Sie war auf unsere Fahne gezielt, zu der ich commandiert war, traf aber nicht; wir gaben diesem harmlosen Feindseligkeitsact keine weitere Folge. Ballt nur die Faust in der Tasche! Das bleibt Euch unbenommen! Auf dem Platz vor der Mairie wurde Halt gemacht, die Wagencolonne fuhr auf, Posten wurden rings herum aufgestellt und dann die einzelnen Compagnieen entlassen. Alle Maßregeln wurden getroffen, um dem Feinde in und außerhalb der Stadt jederzeit kräftig entgegentreten zu können. Den Tag über durfte sich's die Mannschaft im Bürgerquartier und den zahlreichen Cafés der Stadt nach Belieben bequem machen und wohl sein lassen. Während der Nacht dagegen war Alles in Massenquartieren zusammengezogen, die Gewehre geladen; und es mußte, wie auf Vorposten, in vollständigem Anzug und mit umgeschnalltem Säbel geschlafen werden.

Eine unzweifelhafte Gährung hatte die Einwohnerschaft ergriffen. Gruppenweise stand deren männlicher Teil auf den Straßen und in den Cafés umher; Ouvriers in blauer Blouse und feingekleidete Herren. Sie zischelten sich

in die Ohren und maßen uns im Vorbeigehen von oben bis unten mit bitterbösem Blick. Soviel ich aus ihrem Gespräch entnehmen konnte, mußte das von uns aufgesuchte Detachement nicht weit sein und war vielleicht erst kurz vor unserem Einmarsch verschwunden. Auch sprach man triumphierend von einer uns sehr nachteiligen Neuigkeit. Welche dies war, wurde mir bald klar, als ich in einem Café das neueste Zeitungsblatt, eine Nummer des Gaulois, in die Hand nahm. Da stand nämlich in fetter Riesenschrift „La prise de Ham“. Die Überrumpelung einiger preußischer Telegraphenbeamten und Eisenbahningenieure war in einem spaltenlangen Artikel behandelt und aus der Mücke ein Elephant gemacht. Vielleicht hatte auch unser Commando sich über die Bedeutung der Sache getäuscht; mehr und mehr erinnerte mich unser Streifzug an die Maus, welche der Berg gebiert. Dies sollte sich schneller bestätigen, als wir uns träumen ließen.

Weder bei Tag noch bei Nacht kam es zu einem nennenswerten Zusammenstoß mit der Einwohnerschaft. Nur einen Heißsporn, einen robust gebauten Herrn in eleganter Toilette habe ich provocierend und aggressiv auftreten sehen. Er wollte unsere auf dem Markt aufgefahrene Wagencolonne durchschreiten, und als ihn der Posten zurückwies, warf er ihm sein kurzes Tabakpfeifchen vor die Brust, wofür er mit einem unsanften Kolbenstoß belohnt und arretiert wurde. Gegen die Arrestation sträubte er sich mit Händen und Füßen, und mehrere Mann mußten den Wütenden mit Gewalt nach der Wache schleppen. Bei dieser Scene lief das Publikum unter dem Ausruf „On se batte!“ von allen Seiten zusammen. Aber es hatte dabei sein Bewenden. Der

Renitente wurde eingesperrt, und das Publicum zerstreute sich lebhaft gesticulierend ohne Einmischungsversuch. Viel Spaß machte mir folgender kleine Auftritt. In ein Café, wo die Unserigen unbewaffnet an einem Tisch, die Franzosen an einem anderen sich niedergelassen hatten, trat ein stämmiger Füsilier mit Sack und Pack, die Flinte in der Hand, herein, um sich Cognac geben zu lassen. Er erregte, ich weiß nicht weshalb, die besondere Aufmerksamkeit der Franzosen; und ein Mann in mittleren Jahren fieng mit ihm eine Unterhaltung an, die, meist pantomimisch geführt, sich auf die Theorie des Bajonettkampfes bezog. Der Franzose hatte das Gewehr des Preußen in die Hand genommen und demonstrierte, mit den unglaublichsten Verrenkungen und Sprüngen bald avancierend bald retirierend, sich duckend und wieder emporschnellend, unserem Füsilier, wie man sich im Kampfe Mann gegen Mann zu betragen habe. An Ausrufungen und lautschallendem Fußaufstampfen fehlte es auch nicht. Der blonde, blauäugige Füsilier, ein Westfale, sah mit kühlem Lächeln den Seiltänzersprüngen des Anderen zu. Je mehr dieser sich anstrengte, um so kühler wurde sein Lächeln. Endlich nahm er die Flinte zurück, kehrte sie um, holte aus und führte mit dem Kolben einen kurzen, schnell gehemmten Schlag in die Luft. Im Nu fuhr der Franzos zurück, und schallendes Gelächter sprach das Urteil über diesen Scheinkampf aus.

Minder feindselig als die Blousenmänner betrachteten uns übrigens die jungen, gar nicht häßlichen Damen der Stadt. Und ein allerliebster blonder Lockenkopf, mit dem ich mich Nachmittags im Bürgerquartier lange und angelegentlichst unterhielt, würde sich — (wenn es die Um-

stände nur erlaubt hätten) — am Ende wohl entschlossen haben, mit nach Deutschland zu gehen. Als ich am andern Morgen, nachdem die Nacht bei meinem Zuge im Allarmquartier zugebracht war, zum Frühstück wieder einfand, fragte sie mitleidig lächelnd: „Weshalb ich mir's denn nicht bequemer gemacht hätte? Ein gutes Federbett habe für mich bereit gestanden.“ —

Schon eine Woche waren wir nun, ohne auf den Feind zu treffen, unterwegs. Inzwischen schien man an maßgebender Stelle unsere Aufgabe als gelöst zu betrachten; oder ein neuer Befehl war von Paris her angelangt. Genug, unerwartet schnell kam der Aufbruch von Chauny; so unerwartet, daß ich leider nicht mehr im Stande war, die hier dargebotene, schon längst herbeigesehnte Gelegenheit zu einem warmen Bade noch zu benutzen. Der Marsch gieng auf die Festung la Fère zu, durch Wälder, dann auf eine bedeutende Hochebene, mit weiter Aussicht in das Oisethal. Gegen Abend und in der Nähe des Ziels sollten wir das schönste Naturbild, den wunderbarsten Beleuchtungseffect genießen, der mir je vorgekommen ist. Drunten dehnte sich eine unabsehbare, flache Landschaft aus; die Gewässer der Oise weit aus ihren Ufern ausgetreten, seeartig in der Ebene verbreitet; nach dem fernen Horizont hin allmählich im duftigen, grauen Nebel verschwimmend, die mannigfaltigsten Gegenstände, wie Pappelalleen, Wälder, Kirchtürme und einzelne zerstreute Gehöfte. Und über dieser weiten Wasser- und Nebellandschaft welch ein Himmel! Von der Glut der untergehenden Sonne waren bedeutende Wolkenschichten bis hoch über den Zenith hinauf rot, brennendrot durchleuchtet. Und diese glühende, glänzende Pracht des Himmels wurde

streifenweise von den Wassenspiegeln drunten zurückgestrahlt. Droben das brennende Firmament, drunten die blaue, dämmernde, verschleierte Wasser- und Nebellandschaft, hie und da die himmlische Glut abbildend; — ein einfacher, grandioser Contrast, ein wunderbares Abendbild ohne Gleichen! Jeder empfand das; und oft wendete man, obwohl ermüdet und immer im Marsche zu bleiben genötigt, sich rückwärts nach Westen, um das überwältigend schöne Naturphänomen staunend zu bewundern. Wer es doch hätte festhalten und mitnehmen können!

Es war schon dunkel, als wir am Bahnhof in la Fère Halt machten. Eiligst, ohne Aufenthalt, bestieg mein Bataillon einen bereitstehenden Eisenbahnzug und wurde in ununterbrochener Fahrt, aber, weil auf der directen Linie ein Tunnel gesprengt war, auf dem weiten Umweg über Reims und Soissons nach Gonesse zurücktransportiert. Am 20ten spät Abends langten wir dort an und marschierten sofort ein paar Stunden lang in finsterer Nacht nach der alten Interimsheimat, Groslay; betrübt über die allzukurze Dauer eines militärischen Spaziergangs, auf dem wir zwar keine Lorbeeren gepflückt, aber doch uns trefflich unterhalten hatten. Der Grund unserer so schleunigen Zurückbeorderung sollte uns recht bald und eindringlich klar werden.

Neunzehntes Kapitel.
Weihnachten.

Groslay, den 21. December.

Da wären wir denn wieder am alten Fleck, in der alten Misère! Die Pariser lassen sich's nicht nehmen, den Kelch bis zur Hefe auszuleeren; und so zwingen sie auch uns dazu.

Vor unserer Expedition hatte man sich allmählich in das hiesige Sein und Treiben so eingelebt, daß Groslay uns zur zweiten Heimat geworden war. Wie beruhigt und zufrieden sah man doch immer auf das traute Dörfchen in seinem heimlichen Grunde hinüber, wenn man von Pierrefitte, Stains, St. Brice oder sonst woher heimwärts marschierte. Und jetzt, — wie öde, leer und unheimlich kamen uns die wohlbekannten Straßen und Häuser vor, als wir gestern Nacht, müde und schläfrig nach der vierundzwanzigstündigen Eisenbahnfahrt und dem mühseligen Marsch von Gonesse herüber, hier wieder einzogen. Das macht der Contrast. Wir haben in der letzten Woche viel Städte und Menschen, wir haben die Welt gesehen. Wie konnte da das menschenleere Dorf uns anheimeln? Zudem: l'absent a toujours tort. Andere Bataillone haben in der Zwischenzeit unsere Quartiere innegehabt und nach Belieben geschaltet. Nun finden wir Alles in der Unordnung; die Hälfte oder mehr von Dem, womit man sich vormals seine Wohnung ausstaffiert hatte und woran das häusliche Behagen hieng, ist verschwunden. Wir empfinden Ähnliches wie ein zurückgekehrter Auswanderer, der, nach jahrelanger Abwesenheit aus fernen Weltteilen heimkommend, Alles verändert findet

und die wohlbekannten Stätten wehmütig kaum wiedererkennt. Als M. und ich mit unseren zwei Getreuen die alte, oft betretene Treppe hinauftappten, standen die Thüren geöffnet; wir zündeten Licht an, und — siehe da! Matratzen, Stühle, Tische, Geschirr und sonstiger Hausrat, an dessen Gebrauch man sich seit Monaten gewöhnt hatte, war fort; fast nur die vier kahlen Wände und das leere Bettgestell starrten uns entgegen. Nach dem ersten unbehaglichen Staunen gieng's dann aber sofort an die Arbeit zu schleunigem Wiederersatz. Mit Laternen leuchteten wir in den leeren dunklen Häusern umher und requirierten das Allernötigste, Unentbehrlichste; vor Allem neue Matratzen zum erträglichen Nachtlager. Leer standen viele Quartiere deshalb, weil die interimische Besatzung von Groslay schon abgezogen war, während die beiden übrigen Bataillone unseres Regiments noch jetzt nicht hier eingetroffen sind.

Heut ist nun Alles geschäftig, sich neu einzurichten, Vermißtes zu ersetzen, zu ordnen und zu schmücken. Meubles, Trink-, Eß- und Koch-Geschirr sind in genügender Anzahl zusammengebracht, an Stelle meiner schon früher zerbrochenen, jetzt ganz fehlenden Fensterscheibe sind Brettchen aufgenagelt, die Überbleibsel unserer Holz- und Kartoffelvorräte werden zusammengeschichtet, und für neuen Vorrat sorgt man. Unter solcher Beschäftigung gewöhnt man sich wieder an die alte Umgebung, begrüßt auch die paar französischen Civileinwohner des Orts, die, nach und nach von der allgemeinen Flucht zurückgekehrt, mit uns seit Wochen und Monaten in ein mehr oder weniger cordiales Verhältnis getreten waren. Diese guten Leute zeigen sich aufrichtig erfreut. Denn wir giengen sehr glimpflich mit ihnen

um und es war bestes Einvernehmen. So kam mir mit dargebotener Hand und sehr freundlichem „Bonjour, monsieur le . . .“ der Winzer Martin entgegen, dessen Frau mir öfters die Wäsche gewaschen hat, während er uns mit trefflicher Butter versorgte. Übrigens finden sich jetzt immer Mehr von den entflohenen Einwohnern ein, teils um sich mit Weib und Kind dauernd neben uns anzusiedeln, teils um auf dem Karren so viel als möglich von ihrer fahrenden Habe in ihr gegenwärtiges Asyl abzuholen. Man gestattet gern Beides, soweit sich das mit unserem Interesse vereinigen läßt. Der Maire muß die Leute recognoscieren.

Die alte Kanonade, deren man seit einer Woche entwöhnt war, läßt sich wieder stark hören; sie war heute lebhaft gegen Südosten zu, von wo auch häufiges Gewehrgeknatter herüberkam.

Heut Abend geht's wieder nach Montmagny. Es ist bitter kalt. Zum Glück kommen wir diesmal in's Repli.

Den 23. December, spät Abends.

Das sind aufgeregte Tage! Besonders der heutige!

Während wir vorgestern hier in aller Gemächlichkeit unsere Quartiere in Stand setzten und Abends nach Montmagny zogen, während gestern eine in unseren Regionen sichtbare partielle Sonnenfinsternis von beträchtlichem Umfang teils wegen des nebligen Wetters, teils wegen anderwärtiger Gedankenrichtung unbeachtet vorübergieng, hat der Feind einen großen Ausfall gegen die Sachsen und unser Corps gemacht. In unserer Front waren wieder le Bourget und Stains das Hauptobject seiner Begierde. Sein Fiasco ist jedoch vollständig. Unsere vortreffliche Feldartillerie und

das gutgezielte Schnellfeuer der Infanterie trieben ihn sehr bald zurück; und mehrere hundert Mann, darunter besonders Marinefußvolk, die sich zu weit vorgewagt hatten, sind gefangen zurücktransportiert.

Wir erfuhren das Alles erst heute, als wir gleichfalls mit fertigem Gewehr bei formidabler Kälte im freien Felde standen, um den Franzosen einen möglichst warmen Empfang zu bereiten. Jetzt wissen wir auch ganz genau den Grund der so unerwünschten und unerwarteten Abkürzung unserer Expedition nach dem Norden. Man hat diesen erneuten Versuch des Feindes auf unserer Seite merkwürdig sicher vorausgesehen.

Vorige Nacht, nachdem man, müde und durchgefroren von Vorposten heimkehrend, sich bei dem lodernden Kamin in Erwartung eines Ruhetages dem Schlummer hingegeben hatte, wurde das Bataillon plötzlich allarmiert. Es trat in aller Frühe vor dem östlichen Ausgang des Orts zusammen. „Wohin geht's?" — „„In's Gefecht."" — „Aber wo?" — „„Bei le Bourget."" — Gut denn! Es war noch völlig Nacht, eine eisige Frostnacht; die Temperatur mag wohl auf mindestens 10° Réaumur unter Null gestanden haben; der Schnee knirschte; die Sterne funkelten. Man hatte sich die Ohren mit Kapuzen, mit wollenen Mützen unter dem Helm oder den ordonnanzmäßigen Tuchstreifen („Ohrenklappen") möglichst geschützt. Der Marsch gieng schweigsam durch Garges und Bonneuil hinüber auf die Chaussee, die durch le Bourget nach dem Fort d'Aubervilliers führt. Bei dem Pont Iblon, einer kleinen Brücke über den sumpfigen, fest zugefrorenen Bach la Morée, sammelte sich eine combinierte Brigade, zusammengesetzt aus

Bataillonen der verschiedensten Garderegimenter. Wir nahmen dort à cheval der Chaussée Stellung und setzten zunächst die Gewehre zusammen, während dicht vor uns eine Batterie Feldartillerie abgeprotzt und schußfertig in Position stand. Der helle Wintertag war angebrochen; man frühstückte und lief auf der Landstraße hin und her; es nimmt mich Wunder, daß der Feind uns nicht schon da ein paar warme Grüße herübergesandt hat, denn St. Denis mit seiner Kathedrale und den drohenden Wällen lag nahe genug da drüben, und unsere dunklen Massen und bewegten Gestalten mußten dem Feind in der weißen Schnee- und Eislandschaft auf's Deutlichste wahrnehmbar sein. Nach einiger Zeit kam auf der Straße von Gonesse her eine Ordonnanz gesprengt und überbrachte einen Befehl; die Bataillone wurden auseinandergezogen, und meines sowie ein Bataillon vom 2. Garderegiment marschierte an dem gefrorenen Wasser entlang nach Dugny hinüber, wo wir im Park unter hohen, weißbereiften Bäumen in Angriffscolonne die Gewehre zusammensetzten. Da vorläufig der erwartete Angriff ausblieb, so machte man sich's bequem. Bald loderten und qualmten an der Parkmauer die Feuer. Kaffee und sonstiges erwärmendes Getränk wurde zubereitet, und man war bemüht, sich die Zeit und die Kälte möglichst zu vertreiben. Ein sogenanntes Observatorium, ein Pavillon an der Südseite des Parks mit leidlicher Rundsicht, wurde besucht. Man sah dort auf feindlicher Seite sich mehrere Abteilungen hin und her bewegten; ob bloß zur Demonstration oder in irgendwelcher ernstlichen Absicht, blieb unklar. Der Feind hat zwischen und vor den Forts d'Aubervilliers, de l'Est und Double Couronne eine Anzahl leichter Schanzen aufgeworfen, sie

mit schwerem und Feld-Geschütz armiert und durch Laufgräben miteinander verbunden, so daß er uns zu Angriff und Abwehr viel näher steht als anfangs. Da nichts weiter geschah und der Frost in der That empfindlich war, schlüpfte ich in Gesellschaft von Dr. H. und G. in einen hellen, warmen Kuhstall, wo schon vor uns eine ganze Anzahl Zuflucht gesucht hatten. Mittags wurde dort Erbswurst gekocht und genossen, worauf man in einen angenehmen Nachmittagsschlummer sank. Auf einmal weckte uns eine furchtbare Detonation; eine Granate war in der Nähe eingeschlagen; und zugleich ertönte draußen das Commando: „An die Gewehre!“ Alles stürzte hinaus; beide Bataillone traten eilig zusammen, und nun — kam ein wahres Höllenwetter über uns! Der Feind sendete einen Hagel von schwerem Marinegeschoß herüber, der rings herum allerorten einschlug, sauste, krachte und heulte. Das infernalische Geräusch eines solchen artilleristischen Hagelwetters ist unbeschreiblich. Wer es einmal erlebt hat, der wird es nie vergessen; es steht ihm deutlich vor der Seele, und dennoch sieht er sich außer Stand, eine zutreffende Schilderung davon zu geben. Denn es vereint in sich (von dem moralischen Einfluß ganz zu schweigen) eine Combination akustischer und optischer Eindrücke des allerheftigsten Grades und der abnormsten Art, zu denen die allgemein bekannte Natur keineswegs durchweg passende Analoga darbietet. Man hört jede Granate durch die Luft herkommen mit einem eigentümlichen, wegen der Rotation des Geschosses nicht gleichmäßigen, sondern intermittierenden Geräusch, welches in kürzester Zeit mächtig anschwillt. Ich weiß nicht, ob man's ein Pfeifen, ein Zischen, ein Heulen, Surren oder

Sausen nennen soll; zuweilen erinnerte es mich an Pferdegewieher, zuweilen an Schwärmer und Raketen. Denke man sich etwa ein in den Zeitraum kaum einer Sekunde zusammengedrängtes Crescendo: sch — **sch** — **sch** — **sch**! Dann im Nu einen blendenden Blitz, da oder dort, und furchtbaren Explosionsknall, Luft und Erde erschütternd, dem dann sogleich ein verworren grimmiges Heulen folgt, hervorgerufen von den mit größter Gewalt umhergeschleuderten Sprengstücken des krepierten Ungetüms; man glaubt die zerschmetternde Wucht der unsichtbar durch die Luft fliegenden Eisenstücke unmittelbar sinnlich zu empfinden. Sowie sich das Heranzischen des Ungetüms hören läßt, sucht fast Jeder durch eine plötzliche Bewegung, ein sich Bücken, ein zur Seite Springen u. dgl. m. instinctiv auszuweichen. So verschiedenartig bei verschiedenen Individuen diese Vermeidungsbewegungen sind, sie haben das Gemeinsame, daß der Mann nach erfolgter Explosion sofort wieder in der früheren Stellung an seinem Platze steht. Es offenbart sich darin gleichsam die Elasticität der Bataillone, wobei Pflicht- und Ehrgefühl, nebst anderen Motiven, als Trieb- und Springfedern wirksam sind. In der That halte ich diese Bewegungen mehr für Reflexbewegungen, als für willkürliche Handlungen; unwillkürlich sind sie, wie das Blinken des Augenlides beim plötzlichen Heranfliegen einer Mücke; wie das Augenlid zuckt, um das edle Organ zu schützen, so zuckt oder blinkt — (sit venia verbo!) — im Granatfeuer der ganze Leib, um das ganze Leben zu schützen. Es gehört positive Willensanstrengung dazu, jene Bewegung zu unterdrücken. Auch die Pferde werden unruhig, bäumen sich, stampfen, springen zur Seite, schlagen aus und wiehern

wild auf. Übrigens hat diese Vermeidungsbewegung eigentlich garkeinen vernünftigen Zweck; denn man weiß schlechterdings nicht, wo das unsichtbare vernichtende Schicksal einschlagen wird, ob dicht vor den eigenen Füßen oder zwanzig Schritt davon. Nur das hat einen Sinn, daß man sich sofort platt auf den Boden hinwirft, indem hiedurch zwar nicht die Granate selbst vermieden werden kann, wohl aber eventuell ihre umhergeschleuderten, nach oben fliegenden Sprengstücke. — Ein Hagel dieser höllischen Ungeheuer also (Sechsundneunzigpfünder) kam über uns. Einige schlugen in die nächsten Häuser, andere fuhren krachend durch die Eisdecke in's Wasser und warfen mit eigentümlich hellem Knall platzend eine Springflut in die Höhe. Durch die Baumkronen über uns heulte und knallte es, Äste brachen herunter; rechts, links, allerorten Blitz und Knall. Ich hatte Gelegenheit, das verschiedene Benehmen der Leute, das der Übrigen und mein eigenes, in dieser kritischen Lage zu beobachten. M. hatte sich mit untergeschlagenen Armen stoisch an einen dicken Baum gelehnt und sah still zur Erde nieder. Was mich betrifft, so war ich nicht ängstlich aufgeregt und unruhig; ein tiefer Ernst hatte sich meiner bemächtigt, nur ein schneller Gedanke an die Heimat, dann sank das Leben hinter mir unter und ich gieng ganz in der Wahrnehmung des Augenblicklich-Gegenwärtigen auf; ich war darauf gefaßt, jeden Moment zermalmt zu werden; aufgerichtet sah ich immer nach der Seite hinüber, von wo die Geschosse kamen, und sowie sich jenes mark- und beindurchdringende, satanische Zischen vernehmen ließ, duckte ich mich schnell in die Kniee kauernd zusammen, um nach erfolgter Explosion alsbald wieder kerzengrad emporzuschnellen. Andere warfen

sich auf den Boden hin; noch Andere liefen gebückten Kopfs ein paar Schritte auf die Seite und nachher wieder auf ihren Platz zurück. Der Bataillonscommandeur dagegen ritt sehr kaltblütig vor der Front auf und ab, duckte sich niemals und streichelte und klopfte seinem unruhigen Pferde besänftigend den Hals. Jetzt erscholl das Commando: „Stillgestanden! — Das Gewehr über! — Mit Sectionen vom rechten Flügel ab zweimal linksschwenkt — Marsch! — Gerade aus!“ — Das Commando fesselte sofort Alles und lenkte wie mit unsichtbaren Fäden die Glieder des Einzelnen und des Bataillons. Immer noch von Granaten umheult und umkracht, marschierte das Bataillon in langgestreckter Sectionscolonne von Dugny nach Garges; dann auf weitem Umweg hierher zurück. Von den Höhen aus sah man die Forts wie in eine wogende Gewitterwolke gehüllt, in der es unaufhörlich nach allen Seiten hin blitzte. Die feindliche Infanterie hat keinen ernstlichen Angriff gemacht, nur leichtes Geknatter. Auf unserer Seite sind in dem Ungewitter bloß ein paar Mann leicht getroffen von Granatsplittern. Ganz müde und durchgefroren sind wir vor einer Stunde hier angelangt.

Gute Nacht, ihr Lieben in der Heimat!

Am heiligen Christfest.

Du lieber Himmel, was ist das für ein Weihnachtsfest! „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ Einen Tag auf Vorposten, den andern bei eisiger Kälte im Granatfeuer, den dritten wieder bei gleich arktischer Temperatur von früh bis Abends im freien Felde gefechtsbereit; die Nacht über kein Auge zuthun können, teils wegen des enormen Kano-

nierens, teils weil man im Zimmer vor Frost schauert. „Das ertrage, wem's gefällt!“ Das erträgt, wer's muß und kann. Leporello, Leporello, du bist beneidenswert!

Gestern Nacht, nachdem wir Abends zuvor aus Dugny heimgekommen waren, wurde das Bataillon schon wieder allarmiert. Am heiligen Abend rückten wir frühmorgens nach Gonesse, wo sich abermals eine combinierte Brigade zusammenzog. Es war eine Reservestellung für den Fall der immer noch erwarteten Wiederholung des Ausfalls. Auf einem weiten, freien Felde südlich von Gonesse an der Landstraße nach le Bourget standen die vielen hundert Gewehrpyramiden symmetrisch geordnet; das abgelegte Gepäck mit den Helmen darauf lag bei den Pyramiden, und es wimmelte von Mannschaften der verschiedensten Regimenter, die sich's in der freien, frostigen Winterlandschaft nach Kräften behaglich zu machen bestrebt waren. Feuer ist bei der schneidenden Kälte vor allen Dingen nötig. Von allen Seiten schleppte man alte Sparren, Kloben und Latten herbei; bald wurden auch junge Bäume gefällt, und hie und da loderte dann die knisternde und prasselnde Glut empor, umgeben von dichten Gruppen, die dort kochten und sich wärmten. Ich traf Dr. H. und G., mit denen ich in schnellem Schritt ambulierte und dann auf einem erhöhten Übersichtsplatz an der Chaussée das Frühstück nahm. Cognac und Wein war in den Feldflaschen, und Jeder lieferte das Seinige zu dem Picknick. Ich brachte thüringer Cervelatwurst und pommersche Spickgans zum Vorschein, Dr. H. hatte sehr guten Schinken und vorzügliche Butter, die sich aber bei dem Frost kaum auf's Brot bringen ließ.

Unsere Unterhaltung gieng, wie billig, von dem

gestrigen Granatenhagel aus, kam dann auf Reflexbewegungen, von diesen auf ein physiologisches Collegium, das H. in Göttingen gehört hatte; nachher verzweigte es sich auf naturwissenschaftliche Themata einer-, auf die Göttinger Professoren andererseits, deren Persönlichkeit, wissenschaftliche Bedeutung und politische Haltung eingehend besprochen wurde. Hätten sich das die würdigen Herren Hofräte träumen lassen! Warmes Mittagessen wurde entbehrt. Abends trafen wir marode wieder hier ein. Dies unser heuriger Christabend!

Wie ich im Finstern durch die lange Hauptstraße hinuntergieng und in die erleuchteten Parterres der kleinen Häuser hineinsah, strahlte wirklich hie und da der festlichliebe Tannenbaum, das unentbehrliche Attribut dieses schönsten deutschen Familienfestes. Du lieber Himmel, was soll das Attribut, wo die Sache fehlt? Das Festsymbol ohne Feststimmung? Der Christbaum ohne vergnügte Eltern und selige Kinder? In der Fremde, im Elend, im Krieg! —

Heute Abend zieht die Compagnie auf Feldwache.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Bombardement und ein Sylvestergespräch.

Den 28. December.

Endlich! Endlich! Endlich!

Der Tag der Wiedervergeltung, der Rache ist angebrochen! Die Stunde der Entscheidung steigt blutigrot über

den Horizont empor! Ihrer Vollendung gehen die Geschicke zu! Gehoben ist der Bann der Thatenlosigkeit! Unsere Belagerungsartillerie ist wirklich da und hat ihr erstes Wort gesprochen. Mehr als drei Monate sind wir nun die wehrlose Zielscheibe der französischen Bomben gewesen, und manchen Braven hat das unnahbare Schicksal hinweggerafft. Wie oft haben wir dies Schicksal verflucht! Jetzt kommt die Abrechnung! Mit gleichen Waffen wird nun wider den Feind gestritten. Laß sehen, ob er's besser aushält, wie wir!

Als gestern das Gerücht von der Beschießung des Mont Avron umlief, schüttelte man, durch so manche Täuschung ungläubig gemacht, den Kopf. Aber die officielle Mitteilung hebt jeden Zweifel. Ja! Es ist wirklich so!

Neues Leben flößt diese Nachricht in Aller Herzen, vom Gemeinen hinauf bis zum General. Es geht vorwärts. Das Stillstehen und Geschehenlassen hat ein Ende. Wie das hebt! — — Nach der ersten freudigen Überraschung bemerkt man, wie auch in diesem Fall die Taktik der Unsrigen jener der Franzosen diametral entgegengesetzt war. Dort immer das große Wort voran, die lahm hinkende That hinterdrein; und wenn ja ein armseliger Scheinerfolg erzielt wird, überlautes Posaunengetön, gleich dem Gackern der Henne nach gelegtem Ei. Hier bei uns ganz anders! Sorgfältige, umsichtige, schweigsame Vorbereitung der That; dann plötzliches, energisches, erfolgreiches Hervortreten. Und endlich nüchterner, keuscher Bericht des wirklichen Erfolgs. Kein Wort mehr, als die Wahrheit. In aller Stille sind die Anstalten zu diesem artilleristischen Angriff getroffen

worden. Von der Ankunft des Geschützes und der Munition, von der Anlage der Batterien hat wohl außer der Ober leitung und den unmittelbar Beteiligten Niemand etwas gewußt. An ganz anderer Seite, im Süden, erwarteten wir den Angriff; jetzt erfolgt er im Osten, nahe bei uns. Die fertige That springt hervor wie die gewappnete Pallas aus dem Haupte des Zeus.

Wie lakonisch und wie prägnant lauten die nüchternen Angaben, die durch Armeebefehl den Truppen mitgeteilt sind:

Den 27ten. „Seit heute früh hat die Belagerungsartillerie ihr Feuer gegen den Mont Avron eröffnet.“

Den 28ten. „Das Feuer des Mont Avron ist verstummt. Nur die Forts antworten.“

Allem nach hat der Feind unter panischem Schrecken seine vorgeschobene Position geräumt.

Die Bedeutung des Mont Avron kennen wir. Es ist eine ungeheure Bastion vor der Linie der Ostforts, ein formidabler Keil, der uns in's Fleisch getrieben war. Bei den Ausfallsschlachten konnte er uns nach Norden und Süden hin verderblich flankieren. Dieser Stachel wird nun aus unserm Fleische gerissen; und die Wunde wird sich schließen.

Jetzt ist volles Zutrauen da. Denn man ist gewohnt, Das, was einmal von unserer Oberleitung begonnen ist, sich vollenden zu sehen. Freilich ist die Stimmung keineswegs übermütig, wohl aber fest. Noch ahnen und erwarten wir allerlei extreme Fährlichkeiten. Man erzählt sich, der Mont Avron werde nun genommen und armiert, dann in den Forts Nogent, Rosny, Noisy Bresche geschossen werden; und dann stehe uns wohl bei fortgesetzter Renitenz des

Feindes ein Sturm bevor. — Mag's kommen, wie es will, die Geschicke vollenden sich! —

Vom 29ten zum 30ten in Montmagny rechts im Repli; weiter vorwärts, als bisher. —

* * *

Sylvester kam heran. Und wie immer, so gab auch diesmal das Fest der Jahreswende mit seinem Janushaupt Anlaß zu sehr heterogenen Stimmungen und Äußerungen, zu lustigem Faschingsscherz auf der einen, zu ernster Einkehr auf der andern Seite. Beides aber war unter so außerordentlichen Verhältnissen intensiver als sonst. Einerseits erhob sich in den dunklen Gassen und den erleuchteten Schanklocalen der Marketender ein trunkener, gedankenlos-ausgelassener, teilweise höchst extravaganter Mummenschanz. Man hatte für die Neujahrsnacht ausnahmsweise einmal die Zügel loser gelassen; und unter der Verkleidung fühlte der Soldat sich weniger gebunden als in der Uniform. Eine reichliche Maskengarderobe stand unseren Füsilieren, Grenadieren und Kanonieren zu Gebote, teils in Form erbeuteter Uniform- und Waffenstücke, teils aus dem buntscheckigen Material von zurückgelassenen Civilkleidungsstücken der entflohenen Einwohnerschaft beiderlei Geschlechts. Da zogen denn Arm in Arm französische Soldaten, Blaukittel, modische Herren, den vielgeprüften Cylinderhut nach Landessitte weit hinter in den Nacken gerückt, ramassierte, freche Frauenzimmer, singend, johlend, hin und her schwankend aus einem Schanklocal in's andere. Bei den Marketendern führte man vor dem gaffenden und lachenden Publicum dramatische Scenen der scurrilsten Sorte auf, die, wie sich

denken läßt, namentlich den Pseudovertreterinnen des zarten Geschlechts gegenüber vielfach in's Unerlaubte ausarteten. Man hatte bald genug davon.

In vollem Gegensatz hierzu versammelte sich auf M.'s Zimmer eine ernster gestimmte Gesellschaft bei der Glühwein- und Grog-Bowle. Außer M. und mir kam unser liebenswürdiger und feinsinniger Kunstarchitekt G., sowie der Vertreter des guten Humors Dr. H., heute auch minder gut gelaunt als gewöhnlich. Außerdem Sch., ein nachdenklicher, etwas hagerer Philolog und Schulamtskandidat aus Anhalt, R., ein weitgereister, sehr gebildeter Kaufmann aus Berlin, und B., ein stets behaglicher Bonvivant, Architekt realistischer Richtung. Nach der Begrüßung war man anfangs etwas schweigsam; außer den Bemerkungen über die richtige Zusammensetzung des dampfenden Getränks, welches man allerseits probierend in Gemeinschaft zubereitete, fielen nur einsilbige Fragen und Antworten über Alltägliches. Man umgieng oder scheute es gleichsam, das von der Situation und dem bemerkenswerten Datum nahegelegte große Thema zu berühren; und auch als der wärmende und aufregende Trank die Gemüter mehr lebhaft stimmte, vermied man die Erwähnung jenes Gegenstandes, der doch naturgemäßen Anspruch darauf gehabt hätte. Statt dessen erzählte man sich Erlebtes, Gehörtes und Gelesenes von da und dort. Nahe lagen zuvörderst Reminiscenzen aus dem Feldzuge. M. erinnerte mit lebendigen Farben an die entsetzlichen Kämpfe von St. Marie aux Chênes und St. Privat, an denen das Regiment ruhmvollen Anteil genommen und dabei seinen allgemein verehrten Oberst eingebüßt hatte. Züge aus der Schlacht von Sedan wurden

aufgefrischt und das persönliche Benehmen Einzelner in einem blutigen Waldgefecht kritisiert. Dann erzählte R. von seiner Reise durch Spanien; er hatte die Alhambra gesehen, deren Beschreibung G. zu einem Excurs über maurische und gothische Baukunst Gelegenheit gab. Dies führte wieder zu einer Disputation über Alter und Styl unseres Kirchleins in Groslay, das eine seltsame Mischung von gothischen und Renaissance-Elementen zeigt, z. B. ganz flache Fensterbogen mit Steinarabesken in gothischem Geschmack und mittelalterliche Glasmalereien. Nach Spanien zurückkehrend, beschrieb R. das aufregende Schauspiel eines Stiergefechts, dem er zugesehen. Als der Moment geschildert wurde, wo das Thier von den Banderilleros durch einen roten Lappen gereizt und in große Wut versetzt wird, konnte man nicht umhin, hierin eine Ähnlichkeit der französischen Nation mit den spanischen Stieren zu entdecken. Nachher gerieten G., Dr. H. und ich bei der Erinnerung an das jüngst Erlebte in einen Streit über das mechanische Problem, welches die Hauptrichtung der umherfliegenden Granatsplitter bei Geschossen mit Zeitzünder und mit Percussionszünder sein müsse. Dann verstummte allmählich die Unterhaltung. Unser guter, dienstfertiger Pole K. schnarchte und nickte im Großvaterstuhl am Kamin. Es entstand eine längere Pause. Erst als die letzte Stunde des alten Jahres nahe war, entspann sich ein neues Gespräch, welches nun wirklich auf die bis dahin vermiedene große Frage eingieng und um Mitternacht mit einem Toast auf den Frieden abschloß. Der Leser möge sich diese Unterredung in folgender Form vorstellen.

Sch. Sie sind in Gedanken. Worüber meditieren Sie?

J. Über garnichts.

Sch. Nun denn, wovon träumen Sie?

J. Auch das nicht. Mich beschäftigt ein Rückblick und Vorausblick. Stehen wir doch jetzt auf der Höhe, der Wasserscheide zweier Zeitepochen. Da benutzt man die Gelegenheit zur Aussicht nach beiden Seiten hin.

Sch. Nach beiden Seiten? Sie meinen Vergangenheit und Zukunft. Aber nur nach jener ist der Blick frei. Nach dieser liegt Alles vom Nebel verhüllt, unsichtbar, unerkennbar.

J. Doch nicht so ganz! Wohl sind alle Einzelheiten vom Duft verschleiert; doch schimmern die großen Umrisse, die Hauptmassen durch, und vor allen Dingen leuchtet und bricht die Sonne durch den Nebel.

Sch. Die auf- oder die untergehende?

J. Die aufgehende Sonne der Hoffnung.

Sch. Blutigrot! Und daran weiden Sie sich? Ich fürchte, der Tag wird heiß werden.

J. Mag sein; doch ist er hell, vertreibt er die Nacht der Ungewißheit. Man kann endlich sehen.

Sch. Und was sehen Sie denn? Glauben Sie, daß Paris bald capitulieren wird? Daß das allgemeine Bombardement, wonach jetzt unsere Zeitungsstimmen alle verlangen, wirklich kommt? Daß wir stürmen müssen? Daß mit der Stadt zugleich der Frieden erobert wird?

J. Lieber Freund und Kamerad, — offen gestanden, mein Vorausblick gieng weiter, wollte wenigstens weiter, ebenso wie mein Rückblick. Ich glaube, der Höhepunkt, auf den wir jetzt gelangt sind, ist einem gewöhnlichen Jahreswechsel nicht coordiniert, ist ein Gipfel höheren Ranges,

ist nicht bloß die Grenze zweier Jahre, sondern zweier Epochen der Weltgeschichte.

Sch. Aha! Ihnen fällt Goethe's Wort am Abend der Kanonade von Valmy ein.

J. Allerdings! Eben dies.

Sch. Und Sie wollen's ihm gleich thun? Wollen den Propheten spielen?

J. Warum nicht? Wir alle glauben, daß Paris fallen muß. Ein Durchbruch der Blockierten scheint nach soviel vergeblichen Versuchen nicht mehr gut annehmbar. Die Entsatzarmeen im Norden und an der Loire sind in Auflösung. Wenn Paris fällt, so ist der Friede unzweifelhaft. Und wenn wir als Sieger einziehen, dann dürfen wir sagen, was ich jetzt schon anticipieren möchte (denn das Datum verlockt dazu): „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und wir können sagen, wir sind dabei gewesen." Füllen wir die Gläser und stoßen an auf die neue Weltepoche!

Sch. Prosit! Doch wie soll sie heißen? Die Periode der deutschen Hegemonie? oder wie?

J. Nicht so möcht' ich sie genannt sehen. Die Periode der Humanität und des Friedens.

Sch. Ha ha ha ha! Sonderbarer Schwärmer! Des Friedens? Hören Sie wohl draußen: Bum! Bum! Krach! Krach! — Und da denken Sie an Frieden, an eine Epoche des Friedens sogar? Sie erinnern mich lebhaft an das l'Empire c'est la paix! — „Blut und Eisen" ist der Wahlspruch dieser Zeit! Oder halten Sie die Franzosen für so vergeßlich, so versöhnlich, daß sie nach dem Siege,

wenn er erst definitiv unser ist, nach der Annexion von Elsaß und Lothringen, ohne die es keinen Frieden gibt, nicht sofort auf baldigste Rache bedacht sein werden? Eine Periode der wütendsten Nationalkriege beginnt. Der Janustempel kann den Portier auf lange Zeit hinaus pensionieren. Ihr goldenes Zeitalter ist eine gutmütige Chimäre. — Nein! Ich verzweifle an dem Frieden auf Erden für immer. Und vollends jetzt, nachdem in dem Herzen der aggressivsten, ruhmsüchtigsten Nation durch eine Niederlage ohne Gleichen der unversöhnlichste Groll und Rachedurst erweckt worden ist. Bedenken Sie! Nie, seit die Laune Napoleons III. der politische Barometer von Europa war, hat ein Jahr unter friedlicheren Auspicien begonnen als das jetzt ablaufende. Ollivier, der Herold und Held einer neuen Ära des Liberalismus und der Volkswohlfahrt, Ollivier mit dem falschen Ölzweig in der Hand verkündete der Welt den Frieden. Er verkündete ihn wiederholt, und noch acht Tage vor der Kriegserklärung. Nach Sedan, als der wurmstichig morsche Lügenbau dieses Cäsarismus jäh in Trümmer gestürzt, als Er und Sie sammt der ganzen besternten Lakaiensuite ihrer Mameluken und Schranzen, mit der ganzen ruchlosen Sippschaft und Meute der Kriegshetzer von der Bühne der Welt hinweggeblasen, in die Nacht der Schmach und Schande versunken war, wie ein nächtlicher Spuk abenteuerlicher Dunst- und Nebelgestalten vor dem frischen Hauche des Morgenwindes verschwindet, — wer glaubte da nicht an Frieden? Deutschland, Europa, die Welt atmete auf; von den Küsten ferner Weltteile hallte das vielstimmige Jubelgeschrei wieder: „Sieg und Frieden!“ — Und wie ist es gekommen? Und wenn wir

zu Ende sind, was wird Frankreich thun? Nach Rache schreien!

Dr. H. Und was werden wir thun? Ein neues Pulver erfinden.

G. Ja! Und einen neuen Vauban für Metz und Straßburg engagieren.

R. Mehr als das! Eine colossale Panzerflotte bauen; Colonieen gründen; mit den Engländern auf der See concurrieren.

M. (sich in den Bart lachend). Sie sind überstimmt, lieber Doctor! Mit der Friedensära wird es nichts.

J. Überstimmt, ja! Nicht umgestimmt; überstimmt, nicht überzeugt!

(Die Gesellschaft ruft lachend und lärmend durcheinander.)

R. Er ist Stubengelehrter!

B. Doctrinär! Unpraktischer Idealist!

G. Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Dr. H. Zu diesen Sachen gehören auch die Gläser. Stoßen wir an! Vivat Elihu Burritt! Pereat Gambetta!

Sch. Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!

M. Schade, daß sich an fast jedes Vivat ein Pereat als notwendige Ergänzung und Kehrseite anknüpft, an jeden Wunsch ein Abscheu. — Wir Deutschen sind ja das friedsamste Volk der Welt. Was geben wir Alle, wie wir hier beisammensitzen, auf Kriegsruhm und Lorbeeren, die der Franzos uns aufgenötigt hat? Jeder sehnt sich zurück nach seiner gewohnten bürgerlichen Beschäftigung. Ihnen wird

es erst wohl sein bei Ihren Büchern, Ihnen auf dem Comptoir, mir auf meinen Feldern. Aber wenn der Feind, wenn dieser Feind nicht will — —

J. So können wir nicht! Ganz richtig! Doch Alles hat seine Grenzen.

M. Ich kenne das; sehen Sie! Auf dem Lande bei uns in Ostpreußen hat jeder dümmste Bauer seit den Tagen der napoleonischen Schandwirtschaft den Erbhaß gegen den Erbfeind mit der Muttermilch eingesogen. Dieser Erbhaß ist die Kehrseite des Patriotismus, der Vaterlandsliebe. Wie ungern zog man anno 66 gegen Österreich oder gar gegen die Süddeutschen. Da war kein Haß da! Aber als im vorigen Juni das rohe Attentat von Ems zu unseren Ohren kam, als der beleidigte König zu den Waffen für das in ihm beleidigte Vaterland rief, da loderte es empor, riesengroß! Mit Wollust zog der Bauernknecht wie der Majoratsherr gegen den Franzosen.

J. So war's überall zwischen Alpen und Nordsee, zwischen Weichsel und Rhein. Ein erhebendes Schauspiel!

Sch. Und wie steht's nun mit Ihrer Friedensära?

B. Pia desideria!

J. Mit Verlaub eine Gegenfrage! Glauben Sie, daß der Mensch für den Staat da ist, oder der Staat für den Menschen?

Sch. Wozu das? Sie springen vom Thema ab.

J. Wir werden sehen! Bitte um Antwort.

Sch. Nun wohl! Aber wie können Sie so fragen? Sie als preußischer Soldat? Wissen Sie nicht, daß Sie mit Haut und Haaren, mit Leib und Leben nur für den Staat da sind?

J. Als preußischer Soldat, ja! Aber ich bin dies nur jetzt, nur ad hoc; bin das nicht allein; war es vor dem Kriege nicht und gedenke es nach dem Friedensschluß, wenn ich ihn erlebe, nicht mehr zu sein. Bei Euch Anderen ist's cum grano salis ebenso. Eine Zeit der ersten Jugendkraft widmet Ihr Euch dem Schutze des Staates mit Leib und Leben, um dann in einem späteren Alter der Reife den Staat und Euch von den Jüngeren beschützen zu lassen. Und nun komme ich auf meine Frage zurück: Ist der Staat für uns da, oder wir für den Staat?

Sch. Zugegeben, daß meine argumentatio ad hominem nur einen Specialfall betraf. Im Allgemeinen, glaube ich, findet hier Wechselwirkung statt.

J. Wie so?

Sch. Nun, — von Natur waren die Menschen durch ihr Glückseligkeitsbedürfnis zur Staatengründung genötigt. Der Staat sollte gesetzlich das Recht aller Mitglieder eines Stammes, einer Nation gegen die Übergriffe einzelner Schurken und auswärtiger Feinde in Schutz nehmen, d. h. der Staat ist für den Menschen da.

J. Gut! Und andererseits?

Sch. Und andererseits haben wir die Pflicht, für Nation und Staat in Krieg und Frieden als Steuerzahler oder Soldaten nach Kräften das Unsrige zu thun. Wir sind also für den Staat da.

J. Halt einmal! Jeder besorgt als Kaufmann, als Gelehrter, als Landwirt u. s. w. zunächst seine eigenen Angelegenheiten, sucht sich vor allen Dingen eine möglichst behagliche Lebensstellung zu bereiten. Gegen Unrecht, gegen Angriffe auf sein Leben und Eigentum schützt ihn der Staat

durch Aufrechterhaltung der Gesetze. Und dieser Schutz ist Zweck des Staates. Dafür leistet der Einzelne als Soldat, als Steuerzahler ꝛc. der Allgemeinheit einen Gegendienst; einen Teil seiner Kräfte weiht er dem Staate, gleichviel aus welchen Motiven, gleichviel ob freiwillig oder gezwungen. Die Reciprocität ist also keineswegs vollständig. Ein Staat, der das Recht und Glück seiner Bürger vernichtete oder mindestens sich nicht darum kümmerte, der wäre ein Unsinn, ein Unfug, nicht zur Existenz berechtigt.

Sch. Zugestanden.

J. Dagegen kann der Mensch ohne Staat sehr wohl existieren. Denken wir doch an Adam und Eva, an Robinson, an die ersten Gründer einer Colonie. Also ist der Mensch nicht des Staats wegen, oder für ihn da. Er ist vielmehr Zweck; der Staat Mittel.

Sch. Nun ja; obgleich sich mehr darüber sagen ließe.

J. Weiter! —

M. Aber um des Himmels willen, lieber Doctor, werden Sie nicht akademisch! Wo soll denn das hinaus? Es ist noch eine Viertelstunde bis Mitternacht. Geben Sie Ihr Glas her; es ist schon wieder leer!

J. Wohl denn! Ich bin gleich am Ziel. Noch Dies sagen Sie mir: Der Staat, welcher nicht Zweck, sondern Mittel für den Menschen ist, führt Krieg und schließt Frieden. Also —

Dr. **H.** Genug, — machen wir's kurz! — Der Krieg ist Staatsmittel, ein erträglicher Frieden Zweck, sowie Bismarck Mittel, Deutschland Zweck. Si vis pacem, para bellum!

J. Getroffen! Für uns Deutsche, als ein im

innersten Grunde des Gemüts humanes Volk, ist der Frieden Endzweck. Nicht so für den Franzosen. Er will im Rate der Völker dominieren, will durch Kriegsruhm und Eroberung glänzen. Gloire und Prestige, diese eitlen Wahngebilde, sind ihm hohe Güter, sind seine Nationalgötzen. Und da nun sein Land im Norden, Westen, Süden durch das Meer, gegen Spanien und Italien durch gewaltige Hochgebirge natürlich abgegrenzt ist, so hat gerade unser friedfertiges, offenliegendes Deutschland seit Jahrhunderten politischer Ohnmacht, von innerer Zwietracht gelähmt, dem unersättlichen Expansionsbestreben dieser ehrsüchtigen Nation als Opfer gedient. Die Firma, die Standarte hat gewechselt; nicht das Motiv, die Triebfeder. Richelieu's und Mazarin's machiavellistische Ränke wie Napoleons dämonisches Genie und brutale Übergewalt, die Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. ebenso wie die Sanscülotten mit ihrer als Göttin der Vernunft ausgeputzten Dirne, — sie Alle fröhnten nur einem und demselben französischen Nationalgötzen: Prestige! Gloire! —

Sch. Und die Friedensära?

J. Und der Ära des Friedens kommt Europa um einen Schritt näher durch den entscheidenden Sieg des friedliebendsten Volkes über das kriegsdurstigste. Wir müssen, so hat einmal Moltke im Parlament gesagt, stark genug sein, um gegen Jedermann den Frieden aufrecht zu erhalten. Mag der Franzos auf Rache brennend über kurz oder lang wieder anfangen, — das hat gute Wege! Die Ära des deutschen Übergewichts ist die Ära des Friedens, weil Deutschland den Frieden notwendig braucht.

G. Wir wollen hoffen, was wir wünschen.

J. Wir dürfen hoffen, wenn wir wollen.

Und nun komme ich auf den Anfang zurück. Die Epoche, die Goethe am Abend der Kanonade von Valmy anbrechen sah, war die des modernen Staates. Vor seinen Augen stürzte das dynastisch-feudale Princip, besiegt von der französischen Revolution, zusammen. Die constitutionellen Staatseinrichtungen unserer Zeit sind die Frucht jener Umwälzung. Gleichberechtigung aller Bürger, die uns jetzt selbstverständlich erscheint, verdanken wir dieser Epoche. Die Epoche, die hoffentlich mit dem Schlusse dieses fürchterlichen Krieges anbricht, ist die der Gleichberechtigung aller Culturvölker. Und durch gesetzliche Regelung dieses Gedankens käme man zum dauernden Frieden.

Kameraden, die letzte Stunde des alten Jahrs läuft zu Ende. Stoßen wir zur Begrüßung des neuen Jahrs an auf baldigen, auf dauernden Frieden!

Sch. Dem Wunsche stimme ich bei, die Hoffnung scheint mir verfrüht.

M. Auf baldigen Frieden, meine Herren!

(Allseitiges Anstoßen der Gläser.)

Dr. H. Quod Deus bene vertat!

* * *

Die Mitternachtstunde nach der Berliner Zeit hatte geschlagen. Drunten auf der Gasse brach die gewohnte bacchantisch jubelnde Massenbegrüßung los. An Stelle des üblichen Freudenschießens hörte man diesmal vereinzelte Schüsse in der Vorpostenlinie. Unsere Gesellschaft trennte sich mit schweigsamem Händedruck. Wir traten, Jeder zwar mit seinen eigenen Gedanken, Alle aber tief ernst gestimmt

und durchdrungen von dem Bewußtsein der schwer bedeutungsvollen Weltlage, hinüber in das Jahr

1871.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Wochen.

Am Neujahrstag war Gottesdienst (erst für die Katholiken, dann für die Protestanten) in der Kirche von Groslay. Wir hörten die Predigt des mit Recht so beliebten Divisionspredigers R., der mit mächtig klangvollem Organ die Räume, und mit ernstverständigen Gedanken die Gemüter erfüllte. Der Text seiner Rede, zwar zeitgemäß, wiewohl für den Ungeduldigen nicht gerade ermunternd, war:

> Epistel a. d. Ebräer, Kap. 10, V. 35—36. „Werfet „euer Vertrauen nicht weg, welches eine große „Belohnung hat. Geduld aber ist euch not, auf „daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfanget."

Da R. mit den höchsten Kreisen in Versailles häufig in nahe Berührung kam, so sagte man sich, daß, nach solcher Ermahnung zur Geduld zu urteilen, der Schlußact, dessen Anfang mit der Beschießung des Mont Avron doch unzweifelhaft gemacht war, sich wohl ziemlich in die Länge ziehen werde.

An demselben Tage ließ später der Regimentscommandeur das Offiziers- und Unteroffizierscorps des Regiments zusammentreten. Auf dem langgestreckten Platz „Unter den Linden“, gewöhnlich zum Exercieren benutzt, bildete man ein großes Viereck, in dessen Mitte der würdige und stramme alte Herr, in den Mantel gehüllt, auf und ab spazierte und dabei seine längere Neujahrsrede hielt. Er sprach zuerst seine Anerkennung aus gegenüber den hervorragenden Leistungen Einzelner und der bewährten Haltung des Regiments bei verschiedenen Verhältnissen und Gelegenheiten, wie auf Märschen, im Gefecht und auf Vorposten. Daran knüpfte sich als Kehrseite die Hervorhebung gewisser Mängel und Übelstände, deren Beseitigung nötig erschien. Er erinnerte uns daran, daß wir trotz aller unleugbaren Unbequemlichkeiten, Gefahren und Strapazen doch verhältnismäßig gut situiert seien. Dies werde auffallen bei der Vergleichung unserer Lage mit derjenigen unserer Brüder an der Loire, und unserer Väter, die in Leinwandhosen einen strengen Winterfeldzug durchgemacht hätten. Den Schluß bildete der Wunsch und die Hoffnung, daß mit Gottes Hilfe bald Alles sich vollenden werde. Kaum der Erwähnung bedürfe es, daß er davon überzeugt sei, das Regiment werde, was auch die Zukunft bringen möge, stets wie bisher seine Pflicht und Schuldigkeit thun. —

So begann man denn, von geistlicher und weltlicher Seite mit guten Ermahnungen und Wünschen begleitet, den neuen Zeitabschnitt. Die Stimmung hatte sich seit dem Anfang des artilleristischen Angriffs im Osten wesentlich geändert. An die Stelle der dumpfen Resignation war ernste und feste Zuversicht getreten. Und diese hob sich noch mehr,

als die Beschießung der südlichen Forts ihren Anfang nahm, als überhaupt eine Stimme nach der andern in das ungeheure Concert der Belagerungsartillerie einfiel. Und während immer mehr und immer deutlichere Symptome dafür hervortraten, daß bald auch auf unserer nördlichen Seite das im Osten und Süden gegebene Beispiel Nachahmung finden werde, unterzog man sich gern dem längst gewohnten Kreislauf des Dienstes. Jeden dritten oder vierten Tag zog man für 24 Stunden auf Vorposten, um dann einige Tage in Groslay zu ruhen, zu exercieren, Instruction zu geben und zu hören, sich auf dem Appell bei der Besichtigung von Röcken, Stiefeln, Hosen, Mänteln oder Gewehren zu langweilen, beim Marketender, im Casino oder Privatkreis zu unterhalten, Zeitungen zu lesen, Briefe zu empfangen oder zu schreiben rc. rc. Aus dieser letzten Zeit teilen wir noch folgende Tagebuchblätter mit.

Groslay, den 3. Januar, Abends.

Von gestern Abend bis jetzt lagen wir bei Montmagny auf Feldwache, in der Baracke am Bergabhang auf dem linken Flügel. Nachts bei schönstem Mondschein — (es ist bald Vollmond) — machte ich mit Unteroffizier L. einen Inspectionsspaziergang längs unserer ganzen Postenkette; alle Positionen und Baracken wurden besucht und besichtigt. Am unteren Rande des Steinbruchs (wo die zwei Mann des Doppelpostens in ungeheure Schafpelze gehüllt, schweigsam vorwärts schauend an die beschneiten Bäume gelehnt standen wie zwei abenteuerliche Karyatiden) prächtiger Blick über die weite, mondscheinbeglänzte Winterlandschaft. Wachtfeuer von Freund und Feind in der Land-

schaft zerstreut. In der Nähe Alles todtenstill. Aus weiter Ferne Hornsignale und Singen. Mir war's, als hörte ich das in seiner Einfachheit tief ergreifende, alte Soldatenlied „Prinz Eugenius, der edle Ritter".

Den 6. Januar.

Soeben kommen wir von Stains zurück, wo die Compagnie auf dem rechten Flügel in einer Reihe ärmlicher und von Granaten durchlöcherter Steinhütten auf Feldwache lag. In Stains ist Alles arg zerschossen. Die Kirche sieht von oben bis unten aus wie ein Sieb; der Turm droht jeden Moment zusammenzustürzen. Merkwürdig und für uns ganz neu war ein partieller Waffenstillstand, ein freundschaftlicher internationaler Verkehr mit der uns gegenüberliegenden feindlichen Feldwache. Ungefähr 300 Schritt von unserer Barrikade entfernt in einer langen Scheune an dem Fahrweg nach Double Couronne lag der Feind 20 bis 30 Mann stark. Sein Posten spazierte, das Chassepot über die Schulter gehängt, lebhaft auf der Straße hin und her, um sich bei dem klaren Frostwetter zu erwärmen. Da man sich gegenseitig ganz deutlich sehen und mit der Stimme erreichen konnte, so war die beste Gelegenheit zu Anknüpfung internationaler Beziehungen dargeboten, wofern der Feind sich hierauf einzulassen überhaupt geneigt war. Mancherlei Antecedentien machten dies glaublich. Und während der Nacht gieng ein unternehmender Freiwilliger auf eigene Hand ohne Gewehr vorsichtig hinüber. Er kam bald zurück und berichtete den nicht ungünstigen Verlauf seines Abenteuers. Von Weitem hatte er dem Posten mit der Mütze gewinkt und seine Waffenlosigkeit und friedliche Absicht durch Aufheben beider

Arme ad oculos demonstriert. Unbehelligt war er herangelassen worden und hatte sich namentlich mit zwei Deutschredenden, von denen der Eine aus Elsaß, unterhalten. Er tauschte Cigarren aus und gab ein paar Nummern der Berliner „Nationalzeitung" und „Kreuzzeitung" hin mit der Bitte um einige Pariser Blätter als Gegengeschenk. Solche waren jedoch nicht zur Hand, oder man wollte sie nicht hergeben; und schließlich machte der commandierende Officier der französischen Feldwache, ein etwas bärbeißiger ehemaliger Feldwebel, dem allerdings nicht ganz ordnungsgemäßen Verkehr durch die Bemerkung ein Ende: „Entweder, mein Herr, bleiben Sie ganz bei uns, oder gehen Sie zu den Ihrigen zurück. Ich darf das nicht dulden." Damit war diese Conferenz beendigt, aber Anknüpfung bewerkstelligt; am nächsten Morgen wurde sie wieder aufgenommen. Erst Einer, dann immer mehr, Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere giengen ohne Schußwaffe hinüber. Die französische Mannschaft kam mit ihren Offizieren aus ihrer Scheune heraus, und es wimmelte auf der Landstraße zwischen den beiderseitigen Feldwachen von Freund und Feind pêle-mêle. Man kam dahin überein, diesen Tag nicht auf einander zu schießen; Visitenkarten wurden ausgetauscht, und eine Einladung unseres Compagnieführers zu einem Dejeuner bei uns ergieng an den wachthabenden französischen Officier, die derselbe jedoch nicht glaubte annehmen zu dürfen. Es wurde ihm nachher ein Korb mit Delicatessen nebst höflichem Briefe hinübergeschickt. Befragt über den Grund ihres anfangs so häufigen und nutzlosen Schießens, erklärten uns die Franzosen: „C'était pour vous intimider." Wir nahmen das mit Heiterkeit auf. Hierauf zog man sich beiderseits

nach seinem Posten zurück. Jedoch kam bald ein ganzer Schwarm Mobilgarden im Vertrauen auf unseren Pakt herüber, um innerhalb unseres Bezirks auf den Feldern Kohl und Kartoffeln zu suchen. Als sie nun aber sehr ungeniert immer weiter über unsere Postenlinie hinaus vorschritten, mußten sie ausdrücklich mit der Bemerkung zurückgeschickt werden, daß wir zwar, dem Übereinkommen gemäß, nicht auf sie schießen würden, daß aber von den benachbarten Posten und Feldwachen die gleiche Neutralität nicht zu erwarten sei. Darauf giengen sie heim.

Nachmittags schlug eine Anzahl feindlicher Granaten in Stains ein, während zugleich von unseren Batterieen in der Gegend des Waldes von Bondy nach Fort de l'Est hinübergeschossen wurde. Man sah unsere Geschosse krepieren. Dabei wurde nun folgendes kleine Ereignis bemerkt, welches für die Virtuosität unserer Artillerie ein sprechendes Zeugnis abgab. Eine Zeit lang schien es so, als zielte man auf unserer Seite zu kurz; die Granaten erreichten nicht das Fort, sondern explodierten in einiger Entfernung vor den Wällen. Es dauerte jedoch nicht lange, so sprang dort eine dunkle Schar wie aus dem Erdboden hervor und eilte in Unordnung zurück. Es war dort ein Laufgraben des Feindes, und darauf hatte man gezielt.

Den 8. Januar.

Heut begruben wir einen Kameraden, Füsilier N. der **ten Compagnie. Er ist vorgestern bei Stains auf dem linken Flügel gefallen, während bei uns auf dem rechten Flügel Waffenstillstand herrschte. Bei Gelegenheit eines nächtlichen Patrouillenganges war er, wohl etwas berauscht,

ganz nah an die feindliche Feldwache herangegangen und hatte aus Übermut und ohne vernünftigen Grund einen Schuß hineingefeuert. Schnell antworteten die Chassepots; er wurde zuerst durch die Hand getroffen, fiel um, raffte sich dann aber, anstatt still liegen zu bleiben, wieder auf; da gieng ihm eine Kugel durch's Rückgrat, und er war auf der Stelle todt.

In einem einfachen schwarzen Sarg, der mit Kränzen und dem Helm des Todten geschmückt war, und unter Vorantritt der Regimentsmusik, begleitet von einem langen Gefolge, wurde er nach dem kleinen Kirchhof an der Berghalde nördlich von Groslay hinausgetragen. Es folgten unter Anderm der Brigadegeneral, der Regiments- und Bataillons-Commandeur. Abwechselnd hörte man den dumpfen, feierlichen Schall der tiefgestimmten Trommeln und den schönen Trauermarsch von Chopin. Bei der Bestattung wurden mehrere Choräle und das wehmütige „Wie sie so sanft ruh'n" gespielt; ein Geistlicher hielt die Grabrede; und eine Section der Compagnie des Gefallenen, vom Feldwebel befehligt, gab drei Salven über das Grab ab, die von dem Echo der Hügel verdoppelt wurden. Man warf drei Hände voll Erde auf den Sarg. Und dann auf dem Rückmarsch nach altem Kriegsgebrauch sofort wieder muntere Märsche, hochgestimmte Trommeln und schnelles Tempo. —

Dieser gedämpfte Trommelschall und die ganze Feierlichkeit (die im Schneegestöber stattfand) machte einen sehr ernsten, würdigen und ergreifenden Eindruck. Und nicht bloß auf uns. Eine Anzahl französicher Weiber und Blaukittel, die mit am Grabe standen, vergoß bittere Thränen. Bei dem vielfach scharf und rücksichtslos mißbilligenden

Urteil über die Thorheit und den Übermut, wodurch der Gefallene den Feind provociert und seinen Tod mutwillig veranlaßt haben soll, fiel mir Uhlands schöne Strophe ein:

> Wohl wieget Eines viele Thaten auf, —
> Sie achten drauf —
> Das ist um deines Vaterlandes Not
> Der Heldentod.
> Sieh' hin; Die Feinde fliehen; blick' hinan!
> Der Himmel glänzt, dahin ist unsre Bahn!

Den 9. Januar.

Das Bombardement im Süden, welches seit acht Tagen, häufig vom Nebel unterbrochen oder verzögert, seine gewaltige Sprache zu den Parisern redet und hoffentlich nicht tauben Ohren predigt, wird auf unserer Seite nicht gehört, wohl aber bei günstiger Witterung zuweilen gesehen. Heute bestiegen wir das Dach eines unvollendeten Neubaus, eines höchst geschmackvollen und opulenten Landschlosses am südlichen Saume von Groslay. Wir schauten durch Ferngläser über die Stadt hinweg nach Südwesten hin. Weit hinten jenseits des ungeheuren Häusermeers an den nebelblauen Höhenzügen sah man kleine weiße Rauchwölkchen aufschnellen. Und in der Gegend des Arc de Triomphe lagerte über den Dächern ein gelber Schein. Viele behaupteten, darin die Flammen einer bedeutenden Feuersbrunst zu erkennen; mir jedoch blieb es zweifelhaft, ob das nicht von der Sonne durchleuchtete Rauch- und Dunstmassen sein möchten. Abends wetterleuchtet es am ganzen südlichen Horizont; ebenso auf dem Mont Valérien. Und zuweilen sieht man hie und da über der Stadt Feuerschein.

Den 11. Januar.

Unser Verkehr mit der feindlichen Infanterie scheint in dem Maße an Ausdehnung, Ungeniertheit und Cordialität zu gewinnen, als unsere Artillerie der französischen auf den Leib rückt und ihr das Leben sauer macht. Während die Compagnie von vorgestern auf gestern in Montmagny rechts im Repli lag, gieng eine ziemliche Anzahl von Officieren und Gemeinen hinüber nach Schloß Villetaneuse zur französischen Feldwache. Von dem Befehlshaber, einem ehemaligen Seeofficier und Kaufmann in Südfrankreich, wurden sie ganz galant empfangen. Man erhielt die neuesten Pariser Zeitungen (Figaro, Petit Journal etc.) — Seltsame Situation! In solcher Weise wird die Friedenspfeife geraucht, während die beiderseitigen Geschosse von hüben und drüben fast schon über die Köpfe hinsausen. Rührende Eintracht! Auch übrigens ein Symptom für das Ermatten der Renitenz des Feindes. Am 10ten erhielten wir schon die Zeitungsblätter für den 11ten. Sie sind schleunigst in's Hauptquartier nach Versailles geschickt worden, und Moltke, der Schweigsame, soll in den Ausruf ausgebrochen sein: „Diese Blätter sind mehr als tausend Thaler wert!" Es wird darin nämlich über den ersten Eindruck des preußischen Bombardements (nicht ohne Frivolität) Bericht erstattet. Eine Granate ist in den Jardin du Luxembourg, eine in ein Mädchenpensionat geflogen. In das Pantheon sollen nicht weniger als 300 (!) Bomben gedrungen sein. Außerdem fand sich in diesen Blättern ein Abdruck der in Stains den Franzosen übergebenen Nummer der „Nationalzeitung". Ferner die völlig verrückte Bemerkung, daß „diese Barbaren von Prussiens beim Bombardement hauptsächlich

auf Frauen, Kinder und Greise schießen!" (sic!) Kaum glaublich, aber wahr! Es ist Narrheit und hat doch Methode. Schließlich kündigt man im Voraus einen verzweifelten Massenausfall an, der nach Westen zu gehen und entscheidend werden soll. Nous verrons!

In unserem Replikloch unterhielten wir uns Abends bis zum Einschlafen mit einer musikalischen Soirée (Pfeifen, Fistel, natürliche Stimmlage, Brummstimmen), wobei das Programm sehr bunt aus Mozart, Beethoven, Wagner, Offenbach und mehreren diis minorum gentium gewählt war.

Den 13. Januar.

Bald wird auch bei uns das Bombardement losgehen. Täglich und nächtlich werden Arbeiterabteilungen hinausgeführt, um zu graben und zu schanzen. Von Gonesse aus, wo schweres Geschütz in Masse liegt und Munitionszug auf Munitionszug mit sehr sauber verpackten Granaten ankommt, werden Batteriewege durch die Felder angelegt. Man baut einen ganzen Kranz von Batterieen um St. Denis herum, was bei dem hartgefrorenen Boden eine äußerst mühsame Arbeit ist. Die Linie der Schanzen zieht sich von der Höhe zwischen Garges und Stains an dem Berge zwischen Pierrefitte und Montmagny hin; dann an Montmorency vorüber. Bis der Batteriebau fertig ist, bleiben Geschütze und Munition in Gonesse. Bis jetzt scheint der Feind die für ihn so verhängnisvollen Arbeiten noch nicht bemerkt zu haben.

Den 14ten, Abends.

Vorige Nacht hat es etwas gegeben. Die Franzosen haben einen dreimaligen Angriff auf das blutgetränkte le

Bourget gemacht und sind mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Wir lagen zu dieser Zeit auf Feldwache in der Baracke an der Gartenmauer. Ich hospitierte den größten Teil der Nacht weiter vorn bei einem detachierten Unterofficierposten, der es in einer leidlichen Holzhütte hinter einem alten Gemäuer an der Straße nach Villetaneuse ganz bequem hatte. Villetaneuse selbst wird jetzt während der Nacht von uns durch einen Zug besetzt. Stockfinster war's als um 10 Uhr der Lärm begann, der dann bis 12 Uhr, andauerte. Das rasende Geknatter der Chassepots und Zündnadeln, das Krachen der Kanonenschüsse und explodierenden Granaten ward von den umliegenden Höhen von Montmorency, Groslay und Pierrefitte in mehrfachem Echo wiederholt. Gespannt lauschten wir dieser aufregenden Musik, in die sich sehr bald das fernher tönende Commando und das Gerassel unserer schleunigst herbeieilenden Feld-Artillerie mischte. Ab und zu schlug auch eine Turmuhr dazwischen. Nach mehr als einstündiger Dauer verstummte das Kleingewehrfeuer, und als Finale dröhnten nur noch einzelne, immer seltener werdende Kanonenschüsse aus schwerem Geschütz. Wir schlossen sofort aus der Art des Feuers, daß der Franzose zurückgemußt hätte. Und so war's denn auch.

Am Tage lag ein dicker Nebel. Unsere Leute durften ziemlich zahlreich nach Villetaneuse hinübergehen. Häuser und Keller wurden durchstöbert; Wein, Cognac 2c. in Menge herübergebracht. Mannschaften des benachbarten 4ten Armeecorps holten sich am hellen Tage ganze Wagenladungen von flüssigem Proviant und Utensilien aus dem jetzt ungefährlichen, gleichsam neutralen Dorfe ab.

Den 15. Januar.

Heute ist hier ostpreußische Festungsartillerie angekommen. Schlichte, unansehnliche Männer, ohne Helme, mit altmodischen Schirmmützen auf dem Kopf. Sie sind durchweg mit erbeuteten Chassepots bewaffnet. Diese schlicht aussehenden Leute, denen eine so wichtige und gefährliche Arbeit bevorsteht, besitzen mit Recht ein gewisses Selbstgefühl. Sie haben kurz nacheinander drei Festungen bombardiert und zur Übergabe gezwungen, Montmédy, Mezières und Perronne. Nun kommen St. Denis und Paris an die Reihe. „Bald wird's hier eklig loskrachen!" sagten sie zu uns, und „Wir thun doch die Hauptsache!" Diese Überzeugung gönnt man ihnen gern.

Mit Bedauern denken wir daran, wie es unseren guten Freunden, den Franzosen im Chateau Villetaneuse, ergehen wird. Denn das soll eins der ersten Zielobjecte für die Artillerie sein.

Den 17ten.

Die französichen Civilbewohner von Groslay merken sehr gut, was im Werke ist. Mit traurigem Kopfschütteln rufen sie uns zu: „Paris capout! Français capout! — Malheur! Grand malheur!" Ein altes Weib demonstrierte unseren Füsilieren ihre Ansicht über die politische Lage der Dinge so. Sie nahm in jede Hand einen Kohlkopf, sagte, den einen und den andern aufhebend: „Prussien çà, Français là," stieß dann beide heftig zusammen und ließ den Vertreter ihrer Nation auf die Erde fallen. Großes Gelächter.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Die Katastrophe.

Die zwölfte Stunde hatte geschlagen. Die Katastrophe brach herein. Nachdem wir noch einmal in Montmagny im Repli gelegen hatten und der Massenausfall des Feindes gegen Westen zu von einer erheblichen Minderzahl glänzend zurückgeschlagen war, wurde am 20. Januar Abends die officielle Mitteilung gemacht, daß den andern Morgen um 9 Uhr das Bombardement von St. Denis beginnen werde. Bei Nacht und Nebel wurden die Geschütze in den fertigen Batterieen in Position gebracht, sowie Munition aufgehäuft; und nach Tagesanbruch begaben sich zur bestimmten Stunde viel Neugierige zu Fuß und zu Pferde hinaus, um dem großen Ereignis zuzusehen. Punkt 9 Uhr begann das krachende Concert; nach kurzem Besinnen antwortete die französische Artillerie. In Montmagny, auf dem Berg, und vor Groslay platzte eine Granate nach der andern. Etwa um 10 Uhr trat ich ganz allein einen Gang an, der mich hinter unseren kräftig feuernden Batterieen entlang von Groslay bis nach Gonesse hinüberführte. Der bodenlose Schmutz der Landwege ließ mich nur langsam vorwärts kommen, und öfter blieb ich stehen, um einsam und allein im weiten, freien Felde den tiefen, gewaltigen Eindruck der ungeheuren, weltgeschichtlichen Katastrophe, die sich da in unmittelbarster Nähe vor meinen Sinnen vollzog, in mich aufzunehmen. Schlag auf Schlag donnerten unsere Geschütze weithin; meist lange Vierundzwanzigpfünder; doch müssen wohl auch Riesenmörser dabei gewesen sein; denn einzelne Detonationen traten durch ihre enorme Heftigkeit aus den übrigen hervor.

Zugleich zischten, sausten und krepierten die in der Nähe unserer Batterieen einschlagenden feindlichen Geschosse. Und dazwischen vernahm man das ingrimmige Wutgeheul der umherfliegenden Sprengstücke. Es war ein unbeschreibliches Getöse. In St. Denis und einigen umliegenden Dörfern sah ich in der Entstehung begriffene und schon weit ausgebreitete Feuersbrünste. Hier loderte aus einem Dach ein kleines, gelbes Flämmchen empor, dort qualmten dicke, schwarze, von roter Glut durchzüngelte Rauchwolken. Ein unvergeßliches Kriegsbild voll furchtbarer, tragischer Größe! Dort vor meinen Augen zuckt und stirbt die große Sünderin. Jäh und entsetzlich bricht über sie das Geschick herein. Vor den Posaunen des Weltgerichts stürzen die stolzen Mauern, sinkt die erträumte Größe, der eitle Stolz dieser übermütigen Nation in den Staub. Und über Blut und Trümmern, deren schwere Verantwortung wahrlich nicht uns zur Last fällt, schwebt mit ernst edlem, strengem Angesicht die ewige Göttin der Gerechtigkeit. — —

* * *

Mein Tagebuch bricht hier ab. Ein tief erschütterndes Familienereignis, der Tod des mir Nächststehenden, wovon die Kunde gerade in diesem letzten Moment mir telegraphisch zukam, ist der Grund hiervon. Nachträglich ergänze ich meine Notizen.

An demselben Tage, wo das Bombardement von St. Denis begann, zog unser Bataillon Abends nach Montmagny. Während der Nacht wurde das von den Franzosen in größter Hast und Eile verlassene Schloß Villetaneuse

von uns durchsucht und besetzt. Gleich am Morgen nämlich hatten unsere Kanoniere zur Eröffnung des Feuers mehrere gut gezielte Granaten in das Chateau gesendet; und von panischem Schrecken ergriffen, hatte sich die Besatzung, ihr ganzes Gepäck, vielen Proviant, Munition 'und selbst Gewehre im Stich lassend, nach dem Fort de la Briche geflüchtet. Die feindlichen Verteidigungsanstalten in der Umgebung des Schlosses waren formidabel. Am Tage darauf kamen Pioniere und Arbeiter, um die französischen Verschanzungen in unserem Sinn umzuarbeiten, mit der Spitze gegen den Feind zu kehren, dessen Vorposten rings um St. Denis bis auf die Glacis zurückgetrieben waren. Unverzüglich wurden dann von uns 7 neue Batterieen gebaut, in Entfernungen von je 1000 bis 1500 Schritt; zwischen dem Fort de la Briche und Chateau Villetaneuse drei, vor Pierrefitte an dem Chausseeübergang über die Eisenbahn rechts und links eine, die anderen vor Stains. Diese Batterieen sollten jedoch nicht mehr zur Wirksamkeit gelangen. In der Nacht vom 26ten zum 27ten, wo sie vollendet waren, kam die Waffenruhe. Die Bedeutung des überraschenden Befehls zur Einstellung des Feuers um Mitternacht war natürlich sofort klar. Am 28. Januar wurde in Versailles von dem Reichskanzler Grafen Bismarck und Herrn Jules Favre der Waffenstillstand und die Capitulation sämmtlicher Forts von Paris unterzeichnet. Der Eindruck dieser Nachricht läßt sich nicht mit gewöhnlichen Worten beschreiben.

* * *

Paris gefallen!

Paris gefallen! — Hoch von jenen Wällen,
Die seit vier Monden tödtliches Verderben
Ringsum auf uns gespie'n, — sieh' — freudig schwellen
Die deutschen Banner. — Schuß auf Schuß in Scherben
Mußte des Feindes trotz'ge Burg zerschellen;
Zermalmt, verstummt sind ihre Mauerkerben.
Weithin, wo so viel edles Blut geronneu,
Hallt das „Hurrah!“ der jubelnden Colonnen.

Paris gefallen! — Hört's, ihr deutschen Lande;
Und jauchzt „Triumph! Triumph!“ ihr deutschen Gauen,
Ihr von der Alpen Horst zum Nordseestrande
Und von der Ostsee zu des Rheines Auen! —
Er drohte frech mit seiner Schwefelbande,
Der böse Feind, — er drohte „selbst den Frauen!“
Auf unsre Zwietracht stand sein thöricht Hoffen; —
In's Herz, — er ist in's schnöde Herz getroffen!

Paris gefallen! — Welt dir sei's gesungen!
Europa's ew'ger Störenfried vernichtet!
Nicht bloß für Deutschland haben wir gerungen,
Nein, für die Menschheit; und — Gott hat gerichtet.
Sieh! Diese Hände, die den Feind bezwungen
Und blutige Trophäen aufgeschichtet,
Sie bringen Dir den jungen Völkerfrieden, —
Amen! Und sei er lange Dir beschieden!

* * *

Nach der Capitulation rückte unser Regiment am 29. Januar in die Ortschaft Aubervilliers, zwischen dem Fort gleichen Namens und der Enceinte gelegen. Man kam dort noch mit den Mobilgarden in Berührung, die ihre Waffen ablieferten und erst am nächsten Tage nach Paris hineinzogen. Diese Gesellschaft machte einen unangenehmen

Eindruck; größtenteils jugendliche, verkommene Gestalten ohne jede militärische Haltung und Disciplin, meistens stark betrunken. Den Fall von Paris schoben sie, nach landesüblicher Sitte, einstimmig auf Trochu's „Verräterei". Bei den noch anwesenden Einwohnern von Aubervilliers waren übrigens diese „Moblots" furchtbar verhaßt; und diese sagten aus, daß sie während der ganzen Zeit des Bombardements fortwährend in den Kellern gesessen. Das Dorf starrte von Schmutz; Fenster und Thüren waren von den Mobilgarden verbrannt; und die Quartiere, die unser Regiment von ihnen überkam, waren offenbar seit Monaten nicht gereinigt. An uns war es, den Augiasstall zu reinigen.

Was die Wirkung unseres Bombardements betrifft, so hatte Fort d'Aubervilliers nicht viel gelitten; dagegen waren Fort de l'Est und Double Couronne tüchtig zerschossen, und die in St. Denis hinterliegenden Gebäude waren Ruinen. Wie die Leiche eines erlegten Riesen staunte man die großartigen und gewaltigen Verschanzungen und Wälle an. Ein Sturm, wenn er überhaupt möglich war, hätte entsetzlich viel Blut gekostet.

Die Linientruppen und Mobilgarden in den Forts und umliegenden Cantonnements hatten noch Lebensmittel in ausreichendem Maß, während in der Stadt schon förmliche Hungersnot in bedenklichem Grade ausgebrochen war. Das Brot bestand aus einem Gemisch von allen möglichen Mehlfrüchten und war rationiert.

Unsere Vorpostenlinie stand nun einige hundert Schritt von der Enceinte. Gleich nach der Übergabe der feindlichen Stellungen an uns kamen Männer und Frauen, Jung und Alt, zu unseren Posten, denen es eingeschärft war, Niemand

hinauszulassen. Man bestürmte mit Bitten, und Manchem gelang es, sich hindurchzuschmuggeln, der dann teils bei unseren Marketendern kaufte, was irgend zu bekommen war, teils auf den Feldern nach Kartoffeln und Gemüse Nachforschungen anstellte. Allgemein war die Klage über das ausgestandene Elend und die Freude darüber, daß es nun zu Ende sei.

Später, in der zweiten Woche des Februar, wurde das Regiment aus den elenden Quartieren in Aubervilliers erlöst. Es rückte nach St. Denis hinein. Hier studierte und genoß unser liebenswürdiger und feinsinniger Freund G. eifrig die herrliche Kathedrale, ein Meisterstück gothischer Baukunst, in deren hochgewölbten Räumen, durch reiche Glasmalereien magisch beleuchtet, die alten Steinsärge der Könige Frankreichs stehen. Auf der Plateform des Turmes aber weidete man sich mit Behagen an der weiten Rundsicht, die, ganz abgesehen von der landschaftlichen Schönheit, den merkwürdigsten Überblick über die wohlbekannten Vorpostenstellungen, Cantonnementsdörfer und Schlachtfelder der jüngsten Vergangenheit darbot.

Unser vortrefflicher M. ist der Einzige unter unserem kameradschaftlich-vertrauten Freundeskreis, der während der kurzen Besetzung von Paris in die Stadt selbst hineinkommen konnte. Er geriet dort in das Massenquartier der Bayern im Jardin Mabille, feierte mit ihnen nach alter deutscher Weise beim vollen Becher den Sieg und die Waffenbrüderschaft, blieb in Folge dessen über den Urlaub aus, versäumte die Kaiserparade auf Longchamps und zog sich hierdurch eine kleine, leicht zu verschmerzende Unannehmlichkeit zu.

Ein angenehmes Los blühte unserem nie verstimmten Dr. H., der mit seiner unsterblichen Heiterkeit den Freunden

viele Stunden versüßt hat. Nachdem er nämlich im Artilleriedepot der Forts Double Couronne und de la Briche in seiner Eigenschaft als Chemiker damit betraut gewesen war, Sprenggeschosse zu untersuchen und Nitroglycerin-Pulver zu vernichten, wurde er als sachverständiger Controleur in einer bedeutenden chemischen Fabrik zwischen St. Denis und Paris, in der Avenue de Paris, angestellt. Dies war eine höchst erwünschte Sinecure. Er führte im besten Quartier, gut bedient, ein Leben wie Gott in Frankreich und sah zufrieden, mitunter auch wohl mitleidig lächelnd, den lästigen Exercitien seiner geplagten Kameraden zu, wodurch diese gleich nach der Capitulation sich aus den Freuden des Kriegslebens in die des Garnisondienstes zurückversetzt fühlten. —

Zu der Zeit, wo dies geschrieben wird, sind die damaligen Freunde und Kriegskameraden nach allen Richtungen der Windrose zerstreut, der Eine hier, der Andere dort bei den gewohnten Arbeiten des Friedens. Gewiß aber vereinigt uns Alle oft in Gedanken die Erinnerung an so manches gemeinsam überstandene Leid und auch an manche trauliche Stunde in Groslay.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Paris, wie es der Ausgangspunkt des großen Krieges war, ist auch der Ziel- und Schlußpunkt desselben gewesen. In strategischer Hinsicht bildete die Belagerung und

Überwältigung von Paris nicht nur räumlich, sondern auch sachlich das Centrum des ganzen Kampfes, der, wie bekannt, in zwei deutlich und streng gesonderte Teile zerfällt. Während der ersten Kriegsperiode giengen unsere offensiven Operationen concentrisch gegen die feindliche Hauptstadt; Metz und Sedan waren nur Stationen auf dem Wege zum Ziele. Während der zweiten Kriegsperiode, nachdem die Republik den Kampf des bewältigten Kaisertums aufgenommen hatte, und Paris cerniert war, verfolgten sämmtliche Unternehmungen des Feindes die concentrische Tendenz auf Entsetzung der belagerten Stadt; und alle unsere Kraftentfaltungen von Orleans bis Amiens, von da bis Belfort, waren ausschließlich dem Zweck gewidmet, die directen und indirecten Versuche zur Befreiung von Paris zu vereiteln. Als endlich auf dem ungeheuren Befestigungskranz rings um die belagerte Metropole die deutschen Fahnen wehten, als deutsche Truppen, anstatt durch das ihnen prahlerisch angedrohte Caudinische Joch, durch den napoleonischen Triumphbogen in die Stadt einzogen, da war der ruchlos angezettelte, unter dem Schlachtruf „A Berlin! A Berlin!“ begonnene Krieg zu Ende gediehen. Bei einer etwanigen Weiterführung des Kampfes hätte demselben die Pointe gefehlt. Denn „Paris c'est la France“, dies ist und bleibt das tiefeingewurzelte Bewußtsein der französischen Nation*).

---

*) Zu den wahrhaft komischen Selbsttäuschungen, womit sich das eitle französische Volk über seine furchtbare Niederlage und die Überlegenheit des Gegners zu beschwichtigen gesucht hat, gehört auch die hie und da vernommene Redensart: „Nicht von den Prussiens, sondern vom Hunger ist Paris überwältigt.“ Man staunt wirklich über die Gedankenlosigkeit dieser Phrase. Jedes Kind muß fragen:

In einem weiteren, welthistorischen Sinn ist die Überwältigung von Paris, welche der endgültige Sieg der deutschen Waffen war, ein durchaus epochemachendes Ereignis in der politischen und Culturgeschichte der Menschheit. Und hiebei sei es gestattet, einen Augenblick zu verweilen.

Wer es vom Standpunkt exacten Wissens aus bezweifeln zu müssen glaubt, daß in der Geschichte des Menschengeschlechts strenge und allgemeine Gesetze auffindbar seien, der wird doch das Zutagetreten großer und bedeutsamer Analogieen in den Schicksalen und Thaten der Völker älterer und neuerer Zeit nicht in Abrede zu stellen vermögen. So scheint es z. B. so, als wären die Siege gewaltthätiger Eroberer stets Pyrrhussiege; sie tragen den Keim der Niederlage in sich. Die brutalsten und die genialsten Unterdrücker der Menschheit sind irgendwo zur Umkehr vor dem empörten Freiheits- und Rechtsgefühl ihrer Opfer gezwungen gewesen; oder sie wurden sogar von dem Rückschlag völlig vernichtet. So scheiterte die rohe Übermacht der Perser an dem Heldenmut und der Intelligenz der Hellenen bei Marathon und Platää. So wich von Hannibal sein Glück nach der Schlacht von Cannä. Der römische Imperator geriet in Verzweiflung über den Unter-

„Weshalb wurde denn Paris vom Hunger überwältigt?" Antwort: „Weil seine 500 000 Verteidiger nicht im Stande gewesen sind, die 200 000 Belagerer zu besiegen, zu durchbrechen." In der That hätte es genau ebensoviel Sinn, wenn Frankreich sich an dem Trostsprüchlein letzten wollte: „Nicht von den Prussiens, sondern von ihren Kugeln und Bajonetten, ihrem Generalstab und ihrer Disciplin, ihren Officieren und Gemeinen sind wir besiegt worden."

gang seiner herrlichen Legionen im Teutoburger Wald. Attila wurde auf den Catalaunischen Feldern vom Schicksal ereilt. Die Türken sind von den Mauern Wiens zurückgeprallt. Und den stolzen Adlern von Napoleons großer Armee haben die Flammen des brennenden Moskau fürchterlich heimgeleuchtet. Umgekehrt haben unterdrückte oder ruchlos angegriffene Nationen gleich von Anfang oder, wenn sie dem ersten Stoß erlegen waren, nach neuer Kraftsammlung, den frevelhaften Friedensbrecher bis zur Vernichtung verfolgt; ihrem gerechten Siege war kein Ziel gesetzt, bis das Unrecht gründlich gesühnt, die Kraft des Feindes gänzlich zerbrochen war. So endigten die punischen Kriege mit der Zerstörung von Carthago; die Germanen haben das römische Cäsarenreich aus der Weltgeschichte hinweggefegt. In den Freiheitskriegen brach das dämonische Genie des großen corsischen Menschenschlächters vor der geeinigten, von Preußen geführten Kraft Europa's zusammen. Wie Napoleon I., der mit cynischer Aufrichtigkeit sich als den „Verächter der Ideologen" bekannte, so ist Napoleon III., der unter der Lügenfirma des „Kampfes für eine Idee" in's Feld zu ziehen liebte, der Nemesis anheimgefallen. Und so mußte der letzte, gewaltige Nationalkampf Deutschlands damit enden, daß jene eitle, ruhmsüchtige Stadt, wo dieser entsetzliche, mit frevelhaftem Übermut uns aufgenötigte Krieg ausgeheckt und mit Jubel begrüßt worden war, besiegt, zermalmt, entwaffnet, nur noch mit inhaltsleeren, ohnmächtigen und in ihrem erlogenen Pathos lächerlichen Phrasen prahlend, sich unter unseren Füßen krümmte. In der That gibt es wenige historische Katastrophen, aus denen das Walten einer ewigen, geschichtlichen Gerechtigkeit so deutlich,

so handgreiflich hervorzuleuchten scheint, als die Niederlage Frankreichs, der Fall von Paris. Es war der Sieg des friedliebendsten Volkes über das kriegerischeste, raublustigste, eroberungssüchtigste und ruhmdurstigste; der Triumph des Rechts und der Freiheit über das Unrecht und die Herrschsucht. Seit Jahren lebten wir Deutschen in der traurigen Überzeugung, daß der Ausbruch dieses Krieges nur eine Frage der Zeit sei, daß der alte, ruhelose Erbfeind nur solange zögern werde, bis alle Waffen geschmiedet und die Gelegenheit mit Haaren herbeigezogen sein würde. Als nun die überraschende Kunde des frechen Attentates von Ems uns die Gewißheit gab, daß der Feind den geeigneten Moment für gekommen hielt, die Brandfackel in unser friedliches Haus hinüberzuwerfen, da fiel es uns wie ein Alp vom Herzen; ein Entrüstungsschrei erscholl aus Hütten und Palästen; das Volk stand auf, der Sturm brach los; in einer Riesenflamme loderte der Enthusiasmus des Rechtsgefühls und der Vaterlandsliebe empor. Wer Waffen tragen konnte in allen Ständen und Berufsklassen der Nation, eilte herbei, gleichviel, ob durch das Gesetz zum Kriegsdienst verpflichtet oder nicht. Aus fernen Weltteilen kamen begeisterte Zustimmungsadressen und meldeten sich Freiwillige*).

*) Ich selbst habe folgende kleine Scene erlebt. Auf dem Hof einer Kaserne in Berlin gieng im August, als gerade Mittagsappell abgehalten wurde, ein junger Mann in elegantem Civilanzug traurig auf und ab. Ich fragte ihn nach dem Grund seiner Verstimmung, und er erzählte mir: „Ich bin Kaufmann in New-York. Um als Freiwilliger einzutreten, bin ich herübergereist; und nun will man mich nicht annehmen. Der Bataillonscommandeur meint, sein Bataillon sei schon überfüllt." Ich riet ihm zu einer Immediat-

Alle Parteistreitigkeiten waren verstummt und vergessen über dem einen großen Gedanken des Vaterlandes. Der Gegensatz von Protestantismus und Katholicismus, von Süd und Nord, von Volkssouveränität und Legitimität, Aristokratie und Demokratie war ausgelöscht, aufgehoben in der gewaltigen, allgemeinen Entrüstung und Begeisterung. Und wer nicht mit den Waffen kämpfen konnte, der that es mit dem Wort. In glänzenden Leistungen der Beredsamkeit, in mächtigen Tönen leidenschaftlicher Erregung, wie in der ernst-feierlichen Stimme der überlegenen sittlichen Vernunft machte sich das nationale Gewissen Luft. Die namhaftesten Schriftsteller und Gelehrten unseres Volkes, ein David Strauß, Mommsen, Dubois-Reymond, Treitschke, Gutzkow, Vischer, gaben der Stimmung Ausdruck in Briefen, Reden, Aufsätzen und Flugschriften. So ernstlich und tief war die Überzeugung von unserem Recht, das Vertrauen auf unsere Kraft und der Glaube an eine historische Gerechtigkeit, daß, obwohl wir weit entfernt waren von eitler Selbstüberhebung und im vollen Bewußtsein der gewaltigen Stärke unseres Gegners, doch Niemand bei uns daran zweifelte, schließlich müsse der Sieg eben doch uns bleiben. Uns war der Krieg von Anfang an bitterster, furchtbarer Ernst, während die jubelnden Pariser ihn fast wie eine Art von militärischem Divertissement, eine Komödie im großen Styl zu betrachten schienen. Wir waren gefaßt, den Kampf bis auf's Messer, bis zum letzten Blutstropfen zu führen. Wir waren entschlossen, eine Niederlage nicht zu dulden. „Sieg, völliger Sieg,

---

eingabe an das Kriegsministerium. Mehrere ähnliche Fälle sind mir bekannt.

oder Tod, ewiger Tod!“ — das war unser Wahlspruch; und das wußten wir, daß unsere Nation nicht untergehen kann, daß also der Sieg uns verbleiben mußte.

Und wie wunderbar, wie über alle kühnsten Hoffnungen hinaus hat der Gang des Krieges diese Überzeugung bestätigt! Er war ein beispielloser Triumphzug. Schlag auf Schlag wurde der Feind zu Boden geworfen und zermalmt; eines seiner Heere nach dem andern vernichtet oder gefangen genommen; eine Festung nach der andern fiel; alle krampfhaften Rehabilitationsversuche, die der bis zum Wahnsinn gesteigerte und zum Tod verletzte Stolz dieser übermütigen Nation unternahm, wurden zurückgeschleudert, wie der Trotz des ungezogenen Knaben von dem Arm des Mannes; bis schließlich die Capitulation von Paris der längst verdienten Demütigung die Krone aufgesetzt hat. Emporgestiegen aber ist aus dem Blut von hundert Schlachten das Deutsche Reich in höherem Glanz, in mächtigerer Kraft, als irgend ein früheres Jahrhundert es gesehen, ja als die ausschweifendsten Träume patriotischer Schwärmer es sich in die Luft zu malen gewagt haben. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Darin liegt eine eigentümlich bittere Ironie, ein sarkastischer Humor des Schicksals, daß gerade der Gegner, dem an der Zersplitterung und Ohnmacht Deutschlands am meisten gelegen, der unseren althergebrachten inneren Hader bei jeder Gelegenheit zu schüren geschäftig war, dem wir den westfälischen Schandfrieden, den Rheinbund und die Mainlinie zu verdanken gehabt haben, durch seinen nichtswürdigen Friedensbruch uns zu der so lange und brünstig herbeigesehnten staatlichen Einigung hat verhelfen müssen.

Preußen, die Hoffnung und Zukunft Deutschlands, wollte er in den Staub werfen; und er hat dem König von Preußen in dem Prunkschloß Ludwigs XIV. die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt gesetzt. In den Kampf zog er mit der heuchlerischen Versicherung, nicht gegen Deutschland, sondern gegen Preußen allein habe er das Schwert gezückt; und seine Niederlage hat für Preußens providentielle Mission allen unseren Zweiflern und Unzufriedenen gegenüber den schlagendsten Beweis geliefert. —

Wohl ist es ebenso mißlich, den Gang der Weltgeschichte im Voraus prophezeien zu wollen, als es leicht ist, ihn nachträglich als etwas a priori Erkanntes und Vorauszusehendes darzustellen. Aber Preußens providentielle Mission in Deutschland, die vorher schon lange von den wärmsten und einsichtsvollsten Patrioten erkannt worden war, liegt denn doch jetzt klar am Tage. Seit dem dreißigjährigen Kriege hat es sich immer deutlicher und deutlicher gezeigt, daß aus dem märkischen Sande der Quell entsprang, der zu dem Riesenstrom des neuverjüngten Deutschland anschwellen sollte. Jene einstige Grenzmark des Reiches mit ihrer zähen, energischen, im Ringen mit einer kärglichen Natur und im Kampf gegen den Reichsfeind gestählten Bevölkerung, die ihr Deutschtum nicht nur so bequem zu genießen und festzuhalten, sondern siegreich zu verteidigen und zu propagieren gehabt hat, wie die Ansiedler im westlichen Amerika ihre Civilisation, sie wurde nach dem factischen Zerfall des heiligen römischen Reichs unter einer kräftigen Dynastie der Mittel- und Ansatzpunkt des Krystallisationsprocesses unserer politischen Zukunft. Wohl konnte dieser Proceß durch innere und auswärtige Hemmungen retardiert,

wohl durften bereits fertige und festgewordene Bildungen wieder zerstört werden; aber Nichts war im Stande, das Krystallisationsstreben selber zu vernichten. Denn dieses Streben war unausrottbar, wie eine Naturkraft. Wer vermöchte noch jetzt seine Augen dagegen zu verschließen, daß Brandenburg und Hohenzollern von jeher durch den eignen Egoismus, wenn durch kein höheres Interesse, gezwungen gewesen sind, immer zu Nutz und Frommen der deutschen Nation überhaupt zu handeln? War nicht jeder Schritt vorwärts ein Fortschritt der germanischen Rasse? Ohne Brandenburg-Hohenzollern wäre das alte Ordensland Preußen entweder polnisch oder russisch, wäre Pommern schwedisch, Schleswig-Holstein dänisch, die Rheinlande französisch. Und was wären Elsaß und Lothringen? Ja, Preußen, das oft selbst von gutmeinenden Patrioten bona fide verketzerte Preußen, immer dann mit Recht getadelt und verurteilt, wenn es einmal in politische Stagnation und Agonie zurücksinkend, gegen sich selbst zugleich und gegen den deutschen Einheitsgedanken sündigte, — Preußen mußte und konnte allein Das vollenden, was im Anfang dieses Jahrhunderts die von preußischen Polizisten und Staatsräten gehetzte und mißhandelte Burschenschaft auf ihr ideales Banner geschrieben, was in der Mitte des Jahrhunderts die von einem preußischen König im Stich gelassene und desavouierte frankfurter Nationalversammlung in der Theorie fertig gemacht hatte. Und zuguterletzt kommt Frankreich, als eine Kraft, die das Böse will und das Gute schafft; Frankreich, der Todfeind Preußens, weil Deutschlands, kommt und verhilft Preußen und Deutschland zur endgültigen Vollendung Dessen, was ihm in innerster Seele das Verhaßteste war!

Es gab und gibt wohl noch ein beschränktes Preußentum, welches in den schwarzweißen Grenzpfählen und Schilderhäusern den Endzweck des irdischen Lebens sieht, welches mit beschränktem Unterthanenverstand, frömmelnd und widerlich devot nach oben, mit beleidigender Arroganz und Suffisance nach unten und außen blickt. Das Preußentum subalterner Köpfe. Dieses eben war immer dann im preußischen Staat obenauf, wenn derselbe zeitweilig seinen deutschen Beruf vergessen hatte. Es gibt und gab ein aufgeklärtes Preußentum, welches den preußischen Staat hochhält, weil es in ihm das geeignetste Mittel zum Zweck erkennt, das Preußentum der edelsten deutschen Patrioten, das der Arndt, Jahn, Humboldt, Stein und Fichte. Dieses ist weit entfernt von einem „preußischen Particularismus"; ihm war und ist Preußen die Hoffnung Deutschlands; ihm erscheint dieser Staat nicht sowohl als Ein deutscher Staat neben anderen Staaten, wie Sachsen, Baden, Württemberg, sondern als der fleischgewordene Geist der staatlichen Ordnung und Disciplin im Gegensatz zum staatsfeindlichen Überwuchern des Individualismus, der Herrschaft des Gesetzes über subjective Licenz und anarchische Willkür, als leibhaftiger Repräsentant politischer Einigung in einer Vielheit und Mannigfaltigkeit verschiedener deutscher Stämme. Und dieses aufgeklärte Preußentum, von welchem unsere großen Staatsmänner, der Freiherr von Stein und Fürst Bismarck, durchdrungen waren und sind, es hat jetzt den Erbfeind zerschmettert und uns ein Vaterland geschaffen.

Aber unser großer, glorreicher, beispielloser Sieg hat nicht nur für die deutsche Nation eine Epoche ohne Gleichen gemacht, sondern für Europa und die Welt. Urplötzlich,

mit einer gewaltigen Kraftanstrengung hat er uns um einen erklecklichen Schritt weiter gefördert auf der großen Bahn zum Endziel der Menschheit, zu dem goldenen Zeitalter der allgemeinen Humanität und des ewigen Friedens. Wir kommen hier zurück auf jenes Thema unseres Sylvestergesprächs, welches dort als Paradoxon so entschiedenen und tumultuarischen Widerspruch erfuhr.

Die Nationen der Erde sind Glieder einer großen Familie. Sie unterscheiden sich, wie das ja in jedem Familienkreis zu sehen ist, mannigfach durch Eigentümlichkeiten des Charakters und Temperaments, durch intellectuelle und moralische Eigenart, durch Talente und Schwächen, Tugenden und Fehler. Vor Allem aber hat jedes der Geschwister seinen natürlichen Egoismus. Das Streben einer kosmopolitischen, philosophischen Politik muß darauf gerichtet ein, die Vorzüge jeder Nation möglichst zur Geltung kommen und im Gesammtinteresse des Menschengeschlechts ihre Thätigkeit entfalten zu lassen, die Fehler aber zu unterdrücken, den Egoismus, wo er sich gemeinschädliche Übergriffe erlaubt, einzudämmen. Im Centrum von Europa nun, welches für die civilisierte Welt immer noch maßgebend bleibt, stoßen Germanismus und Romanismus zusammen, sind Deutsche und Franzosen, die Hauptvertreter dieses Hauptgegensatzes in der großen Völkerfamilie, einander benachbart. Beide berufen zur Mitarbeit an dem großen Werke der Civilisation, und beide durch höchst verschiedenartige Begabung in einem natürlichen Wettstreit. In Wissenschaft und Praxis, in Bildung und Sitte, Denken und Handeln, an Temperament und Charakter, an Geist und Gemüt, in Kunst und Philosophie, in Religion und Staat, in der Weltanschauung und

dem Privatleben besteht ein so tiefgehender Gegensatz zwischen Germanen und Romanen, Deutschen und Franzosen, daß die von der Parteilichkeit des nationalen Instincts beherrschten Massen beiderseits kaum einander verstehen, zumal wenn und solange noch die Leidenschaft und Aufregung eines furchtbaren Krieges in mächtigen Nachschwingungen ihr Urteil verwirrt. Diesen zwei Nationen hat das Schicksal zwei höchst verschiedene Lebenswege beschieden. Frankreich war augenscheinlich politisch viel begünstigter als Deutschland. Seit mehreren Jahrhunderten staatlich geeinigt, ja übermäßig centralisiert, hat das leidenschaftliche Frankreich im mehr und mehr gesteigerten Hochgefühl seiner einheitlich zusammengefaßten Kraft, seines natürlichen Reichtums, seiner bestechenden Talente sich Übergriffe nach allen Seiten hin erlaubt, die Rechte anderer Nationen mißachtet und in sich den Gedanken der eigenen Unfehlbarkeit, Unüberwindlichkeit und Unübertrefflichkeit bis zu einer beleidigenden Fratze und Caricatur großgezogen. Deutschland dagegen, durch den starrköpfigen und beschränkten Individualismus seiner Stämme und den centrifugalen Egoismus seiner Dynastieen in Atome zersplittert, nach Hamlets Art durch jene grübelnde, gegen sich selbst gerichtete Hyperkritik an entschlossenem und einheitlichem Handeln gehindert, stand thatenlos, schüchtern, ohne Bewußtsein der eigenen Riesenkraft, fremde Vorzüge bewundernd in der Ecke und ließ, von des Gedankens Blässe angekränkelt, Elend zu hohen Jahren kommen. Seine Entwicklung ist schwer und langsam gewesen, ein dorniger Weg durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg. Zu dieser historischen Erwägung füge man noch einen Blick auf die geographische Begrenzung und Lage beider

Länder, und es ist sofort klar, daß Frankreich die wesentlich aggressive, Deutschland die wesentlich defensive Macht des Continents sein mußte. Um daher die rechte Harmonie in Europa herzustellen, war es nötig, daß jenem der Stachel ausgerissen, diesem Selbstvertrauen eingepflanzt und eine starke Schutzwaffe in die Hand gegeben wurde. Dies ist jetzt geschehen; und hierauf gründet sich unsere Hoffnung. Wohl verstanden! Noch geht eine tiefe, klaffende Wunde durch den Leib der europäischen Menschheit; bis sie vernarbt ist, wird noch viel Wasser in's Meer fließen. Wie überhaupt das sogenannte „europäische Gleichgewicht" stets ein sehr labiles gewesen ist, so namentlich auch das durch den letzten Friedensvertrag geschaffene. Rachelust beseelt die französische Nation. Kaum darf man annehmen, daß die Künste der diplomatischen Balancierstange diesen gegenwärtigen Zustand sehr lange werden auf dem Seil erhalten können. Mag uns jedoch immerhin ein secundärer Krieg bevorstehen. Je eher er kommt, um so sicherer dürfen wir vielleicht auf wiederholten Sieg rechnen. Und nach dieser Wiederholung, nach einem neuen Frieden, in dessen Bedingungen zwar schwerlich neue Annexionen an Deutschland festgesetzt, aber unzweifelhaft neue Abzugscanäle für Frankreichs übermäßige Vollsäftigkeit gefunden werden würden, wäre die Garantie für endliches Ruhehalten wohl bis zu völliger Gewißheit verstärkt. Übrigens betrachte man nur die starke Waffe Deutschlands, seine Armee; und man wird zu der beruhigenden Überzeugung gelangen, daß ein so verteidigtes Land keinen Feind der Erde zu scheuen hat. Dieses vom strengsten Pflicht- und Ehr-Gefühl wie von ehernen Banden zusammengehaltene, alle physischen und moralischen

Kräfte in sich vereinigende Volksheer, welches im vollen Bewußtsein seines hohen Berufs mit seinen Fahnen zugleich seinen Herd, Weib und Kind verteidigt, ist bei intelligenter Führung unbesiegbar. Haben doch unsere Truppen selbst dem von Eitelkeit verblendeten Feinde Staunen, Bewunderung, heilsamen Respect abgenötigt. Im Februar, als das Thun und Treiben unserer Soldaten zwischen den Pariser Forts und der Stadtenceinte den neugierigen Blicken des französischen Publicums ein sehenswertes Schauspiel darbot, fand man einmal in der „Presse" folgenden merkwürdigen Artikel:

„Gewiß kann man uns nicht des Prussianisme anklagen. Seit den ersten Tagen dieses tödtlichen Krieges, in welchem unser Land besiegt unterliegt und röchelt, hat die „Presse" ihre Ansichten nicht geändert. Sie ist stets französisch gewesen, patriotisch „chauvinistisch" sogar (dieses Wort hat für uns nichts Mißfälliges); sie predigte den Widerstand und war leidenschaftlich von den zwei großen und heiligen Dingen, der Ehre und der Wohlfahrt Frankreichs, eingenommen.

Wir können mithin nicht verdächtig sein, wenn der Augenschein uns heute einen Schrei des Erstaunens und der Bewunderung entreißt. Wie groß auch unser Haß und die Tiefe des Abgrundes sein mögen, in den sie uns gestürzt haben, so zwingen uns doch unsere Feinde, uns diesmal vor der wunderbaren Zähigkeit und unglaublichen Beharrlichkeit zu beugen, mit der sie unter ihren Soldaten die strenge Manneszucht und die Gewohnheiten der täglichen Arbeit aufrecht erhalten, die ihre wahre, ihre hauptsächliche, ja ihre *einzige* Überlegenheit gewesen sind.*) Es ist in der That staunenerregend und übermannend das zu sehen, und Alle, die Paris

---

*) Die *einzige* keineswegs. Aber allerdings eine ganz wesentliche. Eine Truppe ohne strengste Disciplin ist völlig unbrauchbar. A. d. V.

verlassen und wieder zurückkommen können, legen darüber ein glänzendes Zeugnis ab. Was für eine Armee und was für Soldaten!

Der Sieg, den sie davongetragen, wie unerhört auch in seinem Fortschritt und Umfange, hat sie weder berauscht noch verweichlicht. Herren von Paris, unserer Forts und unserer Waffen, Besieger eines Dritteils von Frankreich, unsere ganze Armee gefangen unter Schloß und Riegel haltend, und frei, unserem unglücklichen Vaterlande die Bedingungen des Friedens zu dictieren, — sind die Preußen auch nicht eine Minute von ihren strengen Gewohnheiten abgegangen. Sie arbeiten immer ohne Rast, ohne Aufhören, und nichts hat sich für sie geändert.

Alle Tage sieht man sie exerzieren, manövrieren, sich unterrichten und sich vervollkommnen; Paraden, Märsche, Revuen, Scheibenschießen, alle Einzelheiten des militärischen Lebens haben für sie ihren ununterbrochenen Gang, wie wenn nichts geschehen und der Feldzug noch nicht zum Stillstande gekommen wäre. Sie haben unsere Flinten gesäubert, sie eingepackt, methodisch etiquettiert, und alle diese Kisten haben schon ihren Weg nach Deutschland genommen. Unsere Kanonen haben sie untersucht, in dem Maße wie man sie ihnen auslieferte, sie haben ebenso alle Tage unsere Laffetten geprüft, und dieses ungeheure Kriegsmaterial ist bereit, nach der anderen Rheinseite geschafft zu werden, wie unsere Armeen, unsere Schätze, wie Alles!

Und inmitten dieser unaufhörlichen und wachsenden Beschäftigung geht der regelmäßige Dienst seinen Gang: die Posten wechseln, die müden Regimenter werden durch frische abgelöst, Vorposten, Reserven, kleine und große Wachen — alles funktioniert mit einer schonungslosen und mathematischen Präzision, ja, diese siegreiche Armee weiß noch nicht, was ein Tag Ruhe heißt. Aus Deutschland kommen täglich ununterbrochen Rekruten, welche die Ermüdeten ablösen, und sofort geht man an die Erziehung der Neulinge heran, pünktlich und prompt. Dreimal täglich Appelle, Manöver Morgens und Abends, täglich Übung im Feuer und immer die furchtbare Disciplin streng gehandhabt, ohne daß die geringste Lockerung geduldet wird. Die eiserne Hand der preußischen Militärautorität ist immer wach, schonungslos züchtigt sie die geringste Abweichung.

Verlaßt unsere Mauern und überzeugt Euch mit eigenen Augen, ob das Gesagte übertrieben ist. Sehet und überzeugt Euch, und Ihr werdet erschreckt und verwundert über diese rastlose Arbeit, erstaunt über diese unermüdliche Thätigkeit sein. Mag der Krieg wieder anfangen, so wird die preußische Armee binnen zwei Stunden bereit sein, den Feldzug wieder aufzunehmen und uns noch einmal zu zermalmen. Was wir hier sagen, wir haben es gesehen und kommen ganz erstaunt von diesem unerwarteten Schauspiel zurück; welche Lection geben uns unsere Feinde!" —

Dies das Zeugnis, welches der Feind uns ausstellt. Und so darf man denn, nach menschlicher Voraussicht, Frankreichs mehr noch eingebildete als wirkliche Suprematie als gebrochen, Deutschlands entscheidende Stimme im europäischen Areopagus als gesichert betrachten.

Über diese bedeutende Metamorphose nun darf Europa im Hinblick auf den Charakter, die Intentionen und die mutmaßliche Zukunft der beiden Nationen wahrlich nicht Klage erheben. Was von Frankreich zu erwarten stand, wenn es sich nicht selbst an Haupt und Gliedern reformierte oder in die ihm gebührenden Grenzen zurückgewiesen wurde, darüber hat sich vor nun schon zwanzig Jahren ein geistvoller Historiker folgendermaßen geäußert.

„Frankreich sahen wir seit Jahrhunderten zwischen germanischen und keltoromanischen Elementen hin und her getrieben, schwankend zwischen Religion und Freigeisterei, zwischen Aberglauben und Unglauben, zwischen Rohheit und Überbildung, zwischen Rückbleiben und Voreilen. Im Staate grenzen seine Zustände bald an Absolutie, bald an Anarchie; es sucht immer ein Heil von oben, wo es nur von unten kommen kann; und eine Abhülfe von unten, wo sie aus dem Ganzen kommen sollte. Es hegt despotische Ord=

nungen unter jeder Regierungsform, und übt dagegen den Brauch der Empörung wie ein Recht. Es ist nicht beständig zur Monarchie, nicht ausdauernd zum Ausbau constitutioneller Einrichtungen, nicht vorbereitet zur Republik. Die jüngsten Schulen seiner Bewegungsmänner schwanken in ihren Neigungen ganz so wie die Geschichte Frankreichs im Großen, immer wechselnd in den Extremen, die sich berühren, immer im seltsamsten Widerspruche zwischen Mitteln und Zwecken. Sie gefährden die Freiheit mit dem Übermaße der Gleichheit, und die Gleichheit mit dem Übermaße der Freiheit. Sie verraten überall eben so viel Haß, als Bedürfnis der Autorität. Sie suchen ein übergroßes Maß der Freiheit und unterwerfen zuletzt Alles einer neuen römischen Dictatur oder Papate. Ihr Wahlspruch ist: Alles durch das Volk, ihre Praxis: nichts für das Volk. Sie wollen alle Staatsordnungen auflösen, und bedürfen dazu einer Staatsgewalt, größer als die spartanische gewesen ist. Sie zielen auf nie gesehene Fortschritte und wollen sie erreichen, indem sie auf communistische Zustände hinstreben, wie sie barbarischen Völkern eigen sind, wie sie in Rußland und Ägypten bestehen. Sie verkünden die Brüderlichkeit und bekämpfen, was selbst der Wilde schützt, Eigentum und Familie. Sie führen das Christentum im Munde und feiern die Orgien der Mord- und Raubsucht. Sie wollen eine neue und ewige Ordnung der Dinge gründen mit rohen Straßenaufläufen. Sie waffnen sich mit allen großen Ideen und entehren sich mit allen niedrigen Lastern. Sie wollen die große Kluft zwischen der mangelhaften Wirklichkeit und dem möglichen Besten überschreiten und denken sie auszufüllen, indem sie den Dunst unmöglicher Chimären hinein-

gießen. Bei diesen Zuständen ist es unter den tonführenden Männern Frankreichs selber ein Streit, ob die Nation noch gesund und jugendlich an Kräften ist, wie Lamartine behauptet, oder ob die Mirabeau und Barnave, die Napoleon und Lafayette Recht haben, die, wie Guizot sagt, zuletzt Alle an der Zukunft Frankreichs, wie eines alternden Körpers, verzagten. Es steht in Frage, ob Frankreich, wie Italien zu Machiavelli's Zeit, unter den schweren politischen Fluch fallen wird, daß es in jenem Geiste, den nichts zufrieden stellt, nicht fähig sei zum Gehorsam und nicht fähig zur Freiheit. Es muß sich entscheiden, ob es den germanischen Ordnungen, die ihm allein eine gesetzte und sichere Freiheit verschaffen können, nachkommen wird, oder ob es trotz der ungeheuren Opfer seiner Revolutionen in die romanische Stagnation zurücksinken soll, aus der sich Spanien und Italien jetzt loszuringen scheinen. Und von dieser Entscheidung hängt ein Großes, man darf sagen, Alles ab für die ruhige und geordnete, oder wilde und stürmische Abwickelung der laufenden Geschichte." —

Wie schrecklich haben sich heute manche dieser Aussichten bestätigt in den Gräuelscenen der Pariser Commune! Wie glücklich sind manche Befürchtungen beseitigt durch den entscheidenden Sieg der deutschen Waffen! Denn Deutschland ist durch seine Naturanlagen und seine Geschichte, durch seine geographische Lage und seinen politischen Charakter auf ganz andere, der Menschheit heilsamere Bahnen hingewiesen. Ganz allmählich hat unsere Nation seit zweihundert Jahren sich aus dem Scheintod zu neuem Leben aufgerafft; und diese Auferstehung war in ihren Anfängen und Motiven geadelt von der idealen Macht des reinen

Gedankens, ist zur Vollendung geführt durch den herrlichsten Verein höchster patriotischer Begeisterung mit einer vom klarsten Verstand gelenkten Energie der Willens- und Thatkraft. Aus der schmählichen Ohnmacht und Zerrissenheit, in welche uns während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der fürchterlichste Bürgerkrieg gestürzt hatte, den je ein Volk erlebt und überstanden hat, haben uns im achtzehnten Jahrhundert unsere großen Denker und Dichter zunächst zu einem idealen Nationalbewußtsein emporgeholfen. Die Seele des modernen Deutschland ist entsprungen aus der deutschen Litteratur. Unsere Litteratur ist das Herz und das Hirn, aus welchem sich durch die auseinandergerissenen Glieder der Nation ein gemeinsamer Blutstrom ergoß, ein einheitlicher Pulsschlag erzitterte, ein einziges Leben, Empfinden und Denken ausstrahlte. Der Geist Deutschlands war erwacht, ehe noch der verstümmelte, halbtodte Leib geheilt und genesen war. Lange blieb es zweifelhaft, ob der kosmopolitische, allgemein menschliche, gegen fremde Eigentümlichkeiten und Vorzüge nichts weniger als exclusive Sinn der deutschen Litteratur und der deutschen Nation fähig und bestimmt sei, sich in einer einheitlichen, nationalen Staatsbildung zu concentrieren. Das Schicksal des alten Hellas und des mittelalterlichen Italien schien auch uns bevorzustehen. Von auswärts wurde uns der mit einem stark höhnischen Beigeschmack versetzte Titel „Ein Volk von Denkern" zu Teil. Selbst der gewaltige Aufschwung der Freiheitskriege half über diesen Zweifel nicht hinaus. Weder das Volk war politisch reif, noch die providentielle, mehr und mehr erstarkte Vormacht kühn und selbstbewußt genug, um uns ein halbes Jahrhundert schmerzlicher Enttäuschungen und vergeblicher

Bemühungen zu ersparen. Jetzt endlich sind wir über diese Zweifel und Schwankungen hinaus. Tantae molis erat! Was in Frankreich Ludwig XI., in Spanien Ferdinand der Katholische, in Rußland Peter der Große vollendet haben, das hat Deutschland im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts auf culturhistorisch und politisch viel höher entwickelten Grundlagen endlich auch errungen. Nun steht die Bahn offen, auf welcher Deutschland in seiner Vereinigung von kosmopolitischem Sinn und humanster Geistesbildung mit höchster politischer Kraft die europäische Menschheit einer besseren Aera entgegenführen soll. Das deutsche Reich, im Herzen des Weltteils, ein parlamentarischer Bundesstaat, wesentlich defensiver Natur, wird an der Spitze von gleich friedliebenden und friedensbedürftigen Mächten, wie Österreich, England und Italien, Europa den Frieden gebieten und sichern. Es wird zugleich im Stande sein, den in der socialen Frage latenten vulkanischen Kräften eine verderbliche, gewaltsame Eruption zu verbieten und ruhigen Abfluß zu gewähren. Ohnedies wird in dieser wichtigen Frage der Zukunft bei uns die Staatsgewalt durch den vernünftigen Sinn der Bevölkerung unterstützt werden; in unserer Mischung liegt eben eine verhältnismäßig geringe Dosis jener rohen Bestialität, die sich in Frankreich schon zu wiederholten Malen auf's Scheußlichste und Abschreckendste geäußert hat. Voltaire sagt einmal, die Franzosen sind halb Tiger, halb Affen. —

So erhält denn unser Nationalbewußtsein eine höhere Weihe durch die mächtige Bedeutung der deutschen Nation und des deutschen Reichs für die heilsame Weiterentwicklung der civilisierten Menschheit.

Deutschland, Kaiser Wilhelm, — das sind die hehren Namen, von denen das Herz jedes ehrliebenden und warmfühlenden Mannes zwischen Nord- und Ostsee und den Alpen, von der Memel bis zur Mosel erfüllt ist. Sie repräsentieren ja die Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche, unserer höchsten Ideale.

Deutschland. — Mir schweben ein paar Erinnerungen aus frühem Kindesalter vor. Mein Vater zeigte mir einmal sein altes Burschenband, und erzählte von den gescheiterten politischen Idealen seiner Jugend. Bald darauf — es war in Frankfurt a. M. — hörte ich mit allen Glocken läuten und sah froh erregte Volksmassen sich lebhaft durch die Straßen der alten Reichsstadt drängen. An diesem Tag hatte man in der Paulskirche den deutschen Kaiser gewählt. Gewählt war er; aber er hat die Krone nicht angenommen, und daran hat er Recht gethan. Er war nicht der Mann dazu. —

Kaiser Wilhelm. — Zwei Gelegenheiten sehr verschiedener Art waren es, bei denen es mir während dieser jüngsten großen Zeit vergönnt gewesen ist, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das erste Mal war's im September 1870 zu Reims. Unser Bataillon passierte bei seinem Vormarsch auf Paris die alte Krönungsstadt der französischen Könige. Als wir uns beim Durchmarsch der wunderbar schönen gothischen Kathedrale näherten, trat der alte Wilhelm aus dem danebenliegenden erzbischöflichen Palais, von donnerndem Hurrah begrüßt, und ließ uns im Paradeschritt vorbeidefilieren. Welches Bild! Dort der herrliche Krönungsdom der Könige Frankreichs, und hier der siegreiche deutsche König. — Das zweite Mal war's

im März 1871 zu Berlin. Der Kaiser kam, soeben erst von Paris zurückkehrend, in offenem Wagen durch die feierlich geschmückten Straßen seiner Residenz gefahren. Ein Fahnenwald wehte von allen Häusern; aus allen Fenstern, von allen Balkons flatterten die Taschentücher der Frauen und wurden Blumen hinabgestreut; ein gewaltig brausender, unermeßlicher Jubelgruß pflanzte sich fort durch die Menschenmassen. Hat je die Welt einen solchen Willkomm gesehen?

Deutschland. — Unser Volkstum ist wiedererwacht, es lebt! Aus dem Nebelreich der Träume und Gedanken, aus der Sehnsucht der Dichter und den Idealen der Denker ist das Reich herabgestiegen in die kräftigste Wirklichkeit. Deutschland, Deutschland, das Vaterland, — nicht mehr ein geographischer Begriff; ein warmer, lebensvoller, pulsierender, geist- und kraftvoller Leib! O herrliche Zeit, gebenedeites Geschlecht, die das erleben durften! Lauter, machtvoller, dünkt mich, rauschen nun unsere Ströme vom Fels zum Meer. Auf den schwindelnden Höhen der Alpen lodern die Freudenfeuer zum Himmel empor. An den Küsten brandet und schäumt hoch aufjauchzend unser Meer. Durch alle Gauen, soweit die deutsche Zunge klingt, hallt der Jubelruf:

Deutschland, Deutschland über Alles!

Kaiser Wilhelm, — dieser ehrwürdige Held, diese greise, kraftvolle Kriegergestalt voll milder, edler Hoheit! Zur Verteidigung unserer höchsten Erdengüter erhob er den Schlachtruf; erwärmt von der heiligen Flamme unserer Nationalehre griff er selbst zum Schwert, versprach dem deutschen Volk Treue um Treue und hat sie gehalten. Vom eisernen Pflichtgefühl beherrscht, hat er trotz hohen Alters an der Spitze des deutschen Heeres die Gefahren und Müh-

sale des großen Krieges geteilt und bis an's Ende treu ausgehalten; seinen Soldaten ein leuchtendes Muster und Vorbild; auf Händen getragen, geliebt, verehrt, umjubelt, in's Herz geschlossen vom deutschen Volke; geschmückt mit nimmer welkendem Lorbeer; ein Nationalheld ohne Gleichen seit dem Hohenstaufen Barbarossa.

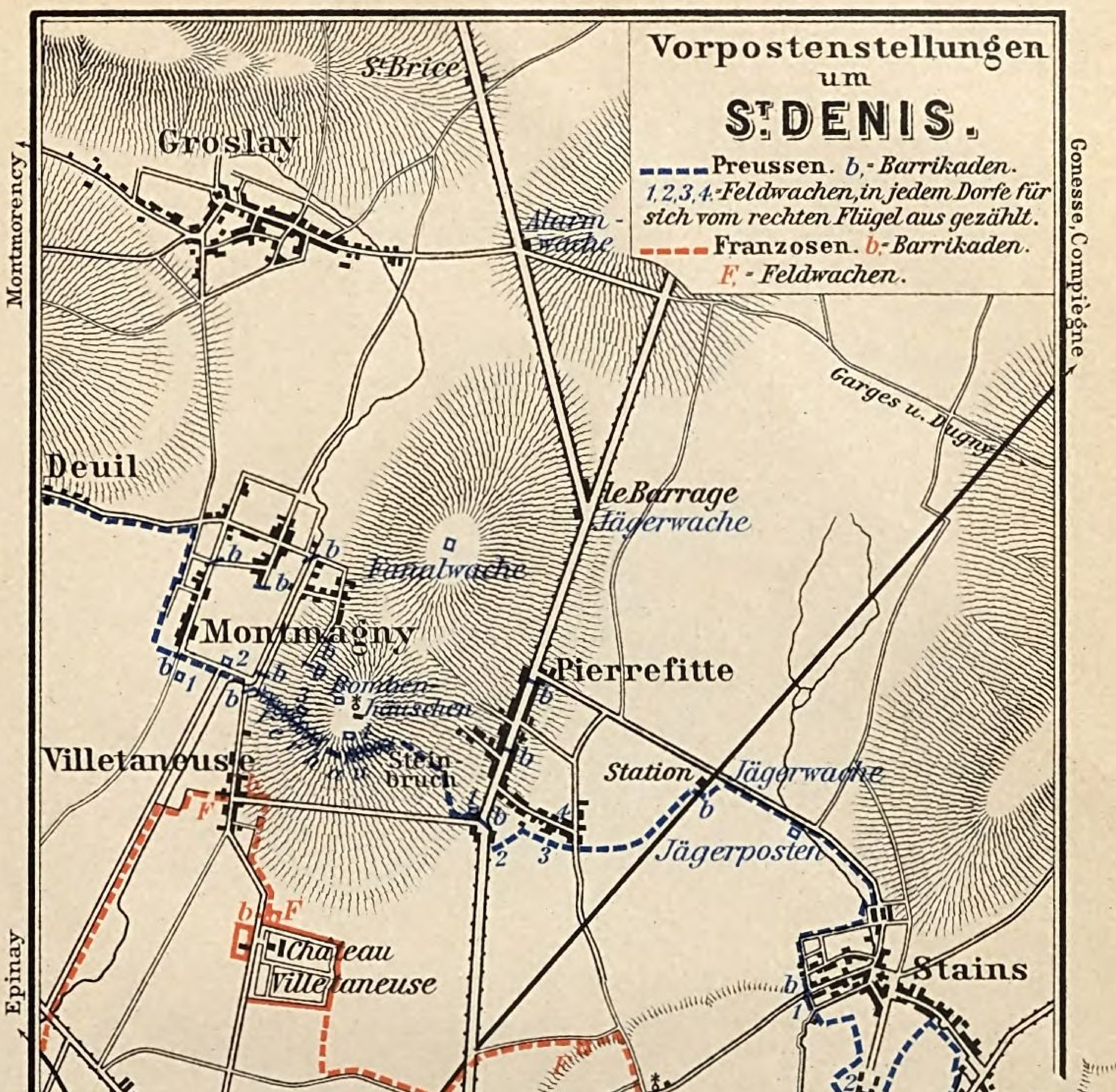
Lang lebe Kaiser Wilhelm! Deutschland für immer!

Nachwort.

(1895.)

Am 31. August 1895 fand in Berlin eine Zusammenkunft der alten Kriegskameraden statt, die 1870/71 als Einjährig-Freiwillige oder Kriegs-Freiwillige dem Gardefüsilierregiment angehört und die Belagerung von Paris gemeinsam mitgemacht haben. Etwa hundert Personen waren anwesend; unter ihnen auch der Verfasser des vorstehenden Tagebuchs. Er hatte die Freude, fast alle Diejenigen wiederzusehen, mit denen er einst während der Belagerung in engerem Verkehr gestanden und so Großes zusammenerlebt hatte. Man begrüßte sich nach der vieljährigen Trennung auf's herzlichste; man erinnerte sich lebhaft der vergangenen Zeit; und Vielen stand das damals Erlebte so vor Augen, als wäre es gestern geschehen. Man erzählte sich und tauschte beim Glase Wein Gedanken über Dasjenige aus, was während des inzwischen abgelaufenen Vierteljahrhunderts im Leben des Einzelnen und in der Weltgeschichte sich zugetragen hatte.

Über den Inhalt dieser vertraulichen Gespräche Mitteilungen zu machen, fehlt dem Herausgeber die Vollmacht.



1 : 50.000 — 0 500 1000 Meter

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Von der **Sammlung persönlicher Erinnerungen von Teilnehmern am 70er Krieg** liegen im ganzen folgende Bände vor:

Klein, Karl, Pfarrer in Fröschweiler bei Wörth: **Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. 13.** Auflage. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Klein, Katharina: **Fröschweiler Erinnerungen.** Ergänzungsblätter zur Fröschweiler Chronik von der Schwester des Verfassers der Fröschweiler Chronik. Geh. 80 Pf. Eleg. kart. 1 M. 25 Pf. (soeben erschienen!)

Leibig, Oskar, **Erlebnisse eines freiwilligen Jägers im Feldzuge 1870–71.** 3. Auflage. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Tanera, Karl, Hauptmann: **Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870–71.** 5. (nicht illustrierte) Auflage. 2 Bände. Geh. à 1 M. 80 Pf.; kart. à 2 M. 40 Pf.

☞ Die reich illustrierte Jubelausgabe von Tanera's „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im J. 1870/71" kostet in Prachtband geb. 14 M. und ist auch zu beziehen in 22 Lieferungen à 50 Pf.

Arnold, Hugo, Hauptmann a./D. (im Jahre 1870/71 Kompanieführer im k. b. 11. Inf.-Regt.: **Unter General von der Tann.** Feldzugserinnerungen aus 1870/71. Erstes Bändchen: Von der Kriegserklärung bis zur ersten Einnahme von Orléans (11. Oktober 1870). Geh 2 M. Eleg. kart. 2 M. 50 Pf. [Soeben erschienen! Das zweite Bändchen folgt in einigen Monaten!]

Gümbel, Th., Pfarrer: **Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers im Feldzug 1870–71.** Mit 2 Anhängen u. a. vom Verf. der „Fröschweiler Chronik". Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Pfleiderer, Edm., **Erinnerungen eines Feldgeistlichen aus dem Jahre 1870–71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Kayser, Dr. Adolf, **Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzug 1870–71.** Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Hähnel, C. L., **Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächs.) Armeekorps.** Geh. 1 M. 60 Pf.; kart. 2 M. 20 Pf.

Geyer, Karl, **Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten 1870–71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Dinckelberg, Hugo, **Kriegs-Erlebnisse eines Kaiser-Alexander-Gardegrenadiers im Feld und im Lazarett 1870–71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Koch, G., **Bei den Fahnen des III. (brandenburgischen) Armeekorps von Metz bis le Mans.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Stier, E., **Unter Prinz Friedrich Karl.** Erlebnisse eines Musketiers im Feldzug 1870–71. 2 Aufl. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Koch-Breuberg, Fr., **Drei Jahre in Frankreich.** Erinnerungen eines Truppenoffiziers. 11¼ Bog. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Ott, Ad., Major: **Bei höheren Stäben.** Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Matthes, Dr. P., Leibarzt Sr. Kgl. Hoh. d. Großherzogs v. Sachsen: **Im großen Hauptquartier 1870 71.** Feldbriefe in die Heimat. Mit Bildern von H. Albrecht. Geh. 2 M. 50 Pf.; geb. 3 M. 50 Pf.

Liebmann, Otto (ord. Prof. in Jena): **Vier Monate vor Paris.** Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen des Gardefüsilierregiments. Zweite Auflage, zur 25. Gedenkfeier der Einnahme von Paris herausgegeben. Mit Kärtchen. Geh. 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Leipzig
Druck von Fischer & Wittig.